2 Ldr.
Mad. 1 Zfln 26 Zgr. 3 Pf.

Wagner

Anthr. 149 sh

Uebinck.

<36601933760019

<36601933760019

Bayer. Staatsbibliothek

Beyträge

zur

Philosophischen Anthropologie

und den

damit verwandten Wissenschaften.

Herausgegeben

von

Michael Wagner.

Erstes Bändchen.

Wien,

bey Joseph Stahel und Compagnie, 1794.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Dem

Hoch- und Wohlgebohrnen Freyherrn

Gabriel von Pronay,

Erbherrn auf Toth-Prona,

Obergespann des L. Gömörer Komitats

Gewidmet

von dem Herausgeber.

Hoch- und Wohlgebohrner Freyherr!

Seit langer Zeit bewunderte ich Ihre unbegränzte Liebe zu den Wissenschaften, und rastlose Thätigkeit bey litterärischen Arbeiten; und diese meine Bewunderung ward noch größer, als ich erfuhr, daß Sich Euer Hoch- und Wohlgebohren ohne Führer, durch eigenes Studium, unter einer Menge anderweitiger Geschäfte, ausgebreitete Kenntnisse erwarben, welche Ihnen den Beyfall einsichtsvoller Männer selbst im Auslande, und die gnädigsten Gesinnungen des großen Menschenkenners Josephs verschafften, unter dessen vortreflicher Regierung Euer Hoch- und Wohl-

gebohren die Studiendirection in dem Preßburger Bezirke so ruhmvoll geführt haben.

Zum Zeichen dieser meiner aufrichtigsten Verehrung widme ich Euerer Hoch- und Wohlgebohren gegenwärtige Schrift, und wünsche derselben Ihren gütigen Beyfall um so mehr, da Sie von je her so viele und gründliche Beobachtungen über anthropologische Gegenstände angestellt haben.

Mit unbegränzter Hochachtung habe ich die Ehre zu seyn

Euer Hoch- und Wohlgebohren

Wien im März,
1794.

unterthäniger Diener,
Michael Wagner.

Vorrede.

Vorstellungen, welche sich mittelst der Merkmahle auf ein von dem Vorstellenden oder dem Subject, und von der Vorstellung verschiedenes Vorgestelltes oder Object beziehen, heißen Erkenntniße überhaupt. Sie setzen Anschauungen und Begriffe, und die Vereinigung beyder in Einem Bewußtseyn voraus.

Die Erkenntnisse, deren die Menschen fähig sind, lassen sich ihrer Form, Quelle und den Gegenständen nach, mit welchen sie sich beschäftigen, verschiedentlich ein-

theilen. Sie sind in Rücksicht der Quelle, aus welcher sie geschöpft werden, empirische Erkenntnisse, oder Erkenntnisse a priori. Jene haben ihren Grund in der Erfahrung, und erhalten den Stoff durch den äußern oder innern Sinn. Diese sind in Ansehung des Stoffes von aller Erfahrung unabhängig, ohne deswegen angebohren zu seyn. Zu den Erkenntnissen der letztern Art rechnet man zum Beyspiel die ursprünglichen Formen der Anschauung, der Begriffe und der Urtheile, welche alle Erfahrung möglich machen, und ihr demnach vorhergehen müßen; daher sie auch den Nahmen a priori führen. Die Annahme der Erkenntnisse a priori hebt keineswegs den Satz auf, daß alle unsere Erkenntnisse mit der Erfahrung, mit den sinnlichen Eindrücken und Wahrnehmungen anfangen. —

Der Innbegriff der Dinge, in so ferne sie durch den äußern oder innern

Sinn (das Vermögen von Außen und von Innen afficirt zu werden) gegeben werden, heißt die Sinnenwelt. Von Gegenständen, welche uns durch den äußern Sinn gegeben, und nur im Raume vorgestellt werden können, handelt insbesondere die Körperlehre. Diejenigen Gegenstände aber, welche wir durch den innern Sinn erhalten, und in der Zeit anschauen, gehören in die Seelenlehre.

Diejenige Wissenschaft, welche den Menschen betrachtet, in so fern er durch den äußern und innern Sinn gegeben werden kann, heißt Menschenkunde oder Anthropologie in weitläuftiger Bedeutung*) Sie wird in Ansehung ihres Umfangs,

*) Das Wort Anthropologie wird in verschiedenem Sinne gebraucht. Es bedeutet 1) den Innbegriff derjenigen Erkenntnisse, welche den menschlichen Körper, in so fern er zu den äußern Bedingungen der Vorstellungen, Empfindungen, Ge-

der Form und Methode, wie sie ihren Gegenstand behandelt, und in Ansehung der Quellen, aus welchen die den Menschen betreffenden Erkenntnisse geschöpft werden, verschiedentlich abgetheilt. In erster Rücksicht ist sie entweder allgemeine oder specielle Anthropologie; allgemeine, wenn in ihren Umfang nur dasjenige aufgenommen wird, was allen Menschen zukömmt; specielle, wenn sie dasjenige betrachtet, was die einzelnen Classen von Menschen, z. B. Geschlechter, Nationen,

fühle ꝛc. gehört, und das Gemüth in Rücksicht auf seine Vermögen, Kräfte, Fähigkeiten und Zustände zum Gegenstande haben: 2) die Beobachtungen und Resultate, welche zunächst den wechselseitigen Einfluß des Körpers und der Seele betreffen: 3) die Kenntniß der Menschen in Rücksicht auf ihre Denk- Sinnes- und Handlungsart im gemeinen und Privatleben, in so weit sich die hieher gehörige Beobachtungen auf gewisse Regeln zurückführen lassen. Sie wird in der Sprache des Umgangs Weltkenntniß genannt.

die verschiedenen Alter u. s. w. außer jenen allgemeinen Eigenschaften, Eigenthümliches und Charakteristisches haben. — Theoretisch wird sie genannt, wenn sie dasjenige lehrt, was von Menschen überhaupt gegeben werden kann, oder was der Mensch als Erscheinung ist, ohne sich um die Anwendung desselben zu bestimmten Zwecken zu bekümmern; Praktisch, wenn sie sich mit der Anwendung der im Allgemeinen aufgestellten Principien der Menschenkunde, zur Bewirkung besonderer Zwecke befaßt. Die erstere erfodert eine richtige Beobachtungsgabe und einen geübten Verstand; die zweyte die praktische Urtheilskraft, das Besondere dem Allgemeinen unterzuordnen, oder das Allgemeine auf das Besondere unter gegebenen Umständen zweckmäßig anzuwenden.

In Rücksicht der Methode, den Stoff zu behandeln, ist sie entweder historisch oder philosophisch. Jene ist ein Innbe-

griff der systematisch geordneten, die Menschenkunde betreffenden Thatsachen; diese ein System der Menschenkenntniß aus begriffen (der Erfahrung).

In Ansehung der Quellen, aus welchen die Anthropologie ihre Wahrnehmungen nimmt, kann sie die Anthropologie des äußern, und des innern Sinnes seyn. Jene wäre das System derjenigen Erfahrungen über den Menschen, zu denen wir durch das Afficirtseyn von außen gelangen; diese würde diejenigen Beobachtungen in sich fassen, welche wir dem Afficirtseyn von Innen und dem empirischen Selbstbewußtseyn zu verdanken haben. — Durch den äußern Sinn erscheint uns der Mensch als ein lebendiger, organischer Körper, in welchem alles wechselseitig Zweck und Mittel ist; durch den innern Sinn, als ein mit Vorstellungs-, Gefühl- Begehrungsvermögen, und denen diesen Vermögen entsprechenden Kräften und Fähigkei-

ten begabtes Wesen. Das unbekannte Etwas, das absolute Subject, welches als der Grund derjenigen Erscheinungen des innern Sinnes gedacht wird, die sich aus den bekannten Gesetzen der Materie nicht erklären lassen, heißt Seele, und kündigt sich im Bewußtseyn durch ein Ich an, auf welches sowohl die Erscheinungen des äußern und innern Sinnes, als auch ihre Ursachen bezogen werden. Dieses Ich ist die Basis der Vorstellung unserer Persönlichkeit. — Jeder Mensch hat gleichsam eine doppelte Persönlichkeit in sich, als das Denkende, von dem Körper und allem, was durch den äußern Sinn gegeben wird, unterschiedene Subject, und als Mensch; in welcher letztern Rücksicht man ihn für ein, aus Leib und Seele bestehendes Wesen annimmt. Und dieß ist auch der Gesichtspunct, aus welchen man denselben in der Anthropologie betrachten muß.

Der Erfahrung zu Folge hängt alles Empfinden, Denken, Erkennen und Begehren von den materiellen Bedingungen der Sinnenwelt, und insbesondere von dem Körper, und seinen Organen ab. Wird dieser zerstört, oder unbrauchbar gemacht: so hören auch die Aeußerungen der Seele in der Sinnenwelt auf. — Die Veränderungen, welche in dem menschlichen Körper vorgehen, ziehen gewisse ihnen entsprechende Veränderungen in der Seele nach sich. — Eben so veranlassen verschiedene Gemüthszustände, Affecte und Leidenschaften merkliche Veränderungen in dem Körper. Um diese Erscheinungen, welche in dem Körper und in dem Gemüthe wahrgenommen werden, und in der Zeit nach einer Regel auf einander folgen, unter die allgemeinen Naturgesetze subsumiren zu können, ist der Verstand genöthigt, den Begriff der Causalität darauf anzuwenden, und sich diese Gemeinschaft, welche zwischen Körper und Seele (in soferne sie uns erscheinen) Statt fin-

det, als einen wechselseitigen physischen Einfluß zu denken.

Wer demnach eine vollständige Kenntniß des Menschen, wie er in der Sinnenwelt erscheint, erlangen will: muß sowohl seinen Körper, in so fern er zum Seelenorgane dient, als auch das Gemüth (das Subject, auf welches alle Aeußerungen des Menschen, die nicht als körperlich angesehen werden können, als Prädicate bezogen werden) und die Gemeinschaft, welche zwischen beyden Statt findet u. s. w. auf das möglichste kennen lernen. Allein nicht alle Theile des menschlichen Körpers haben gleichen Antheil an den Veränderungen, welche in dem Gemüth vorgehen, und durch dasselbe in der Sinnenwelt bewirkt werden. Das Empfinden, Anschauen und Erkennen, in so fern es sich auf die Gegenstände außer uns bezieht, hängt offenbar von den Sinnesorganen ab, deren man bey dem Menschen fünfe annimmt. Ist jemand so un-

glücklich gewesen, eines derselben im Mutterleibe, oder gleich nach der Geburt zu verlieren, so fehlen bey ihm alle jene Empfindungen und Anschauungen, welche man durch dasselbe zu erhalten pflegt. Ein Mensch, bey welchem alle Sinnesorgane untauglich wären, würde in alle Ewigkeit ein Embryo bleiben.

Was nun die Natur der Sinnesorgane anbelangt, so lehrt die Anatomie und Physiologie, daß die Tauglichkeit derselben zu Empfindungen lediglich von den Nerven abhänge, welche sich in ihnen befinden. Diese sind weiße, feine Fäden, die theils im Gehirne, theils im Rückenmark (medulla Spinalis) entstehen, und sich in unzähligen Aesten durch den ganzen Körper verbreiten. Da nun von ihrer natürlichen oder widernatürlichen Beschaffenheit die Empfindungen, Gefühle und Anschauungen, und nach den bewährtesten Erfahrungen auch die Aeußerungen des Gedächtnißes, der

Phantasie, des empirischen Bewußtseyns und mehrerer Seelenkräfte abhängen, und so oder so modificirt werden: so verdient ihre Betrachtung in der Anthropologie des äußern Sinnes eine vorzügliche Stelle. — Die Muskeln und die übrigen Theile des Körpers gehören nur in so weit dahin, als sie zu den eigenthümlichen Werkzeugen und Bedingungen der durch die Willkühr bestimmbaren Bewegungen gerechnet werden. Daß die Genesis und Geschichte der Empfindungen des äußern Sinnes und die Ausforschung ihrer Gesetze mit diesen Betrachtungen innigst zusammenhänge, wird jedermann einleuchten, der darüber reiflich gedacht, und die Erfahrung zu Rathe gezogen hat.

In Ansehung des Körpers und der äußern Sinnesorgane ist der Mensch von andern Thieren wenig unterschieden; einige scheinen ihn sogar in Rücksicht der letztern zu übertreffen. Allein in Ansehung der

Vermögen, Kräfte und Fähigkeiten des Gemüths ist er weit über sie erhaben. Dem Philosophen der menschlichen Natur liegt also ob, außer der Kenntniß des Körpers, auch die Vermögen, Kräfte und Fähigkeiten des menschlichen Gemüths auszuspähen, die Gesetze ihrer Aeußerungen zu entdecken, und die dabey vorkommenden Erscheinungen zu beleuchten.

Wenn man über die Veränderungen, welche in unserm Innersten vorgehen, etwas genauer reflectirt: so wird man in dem Gemüthe zweyerley Vermögen unterscheiden können, ein leidendes, welches das Afficirtwerden von Aussen und von Innen möglich macht: (in der Sprache der kritischen Philosophie die Sinnlichkeit,) und ein thätiges, (Spontaneität) das nach der Verschiedenheit seiner Operationen Verstand, Vernunft, Wille genannt wird.

Mittelst des Afficirtwerdens von Innen sind wir uns zunächst nur unserer Vorstellungen, Gefühle, Begierden, ihrer Aeusserungen, mit einem Worte der innern Veränderungen in der Zeit bewußt. Das übrige ist ein Resultat der Reflexion, ein Product des Verstandes. Da man nämlich den Gesetzen des Verstandes zu Folge, bey einer jeden Erscheinung, welche entsteht, nach einer ihr verhältnißmäßigen Ursache in der Reihe der Erscheinungen fragen muß, und da man das Causalverhältniß einer Substanz zu ihren Wirkungen Kraft nennt: so sucht man auch beym Menschen zum Behuf der innern Erfahrung, die Erscheinungen des innern Sinnes auf Ursachen, und auf die ihnen correspondirenden Kräfte zurückzuführen. Anfänglich nimmt man ihrer so viel an, als man ungleichartige Erscheinungen und Aeusserungen des Gemüths wahrzunehmen glaubt. Sobald man aber unter diesen mehreren

Kräften eine Identität entdeckt, subordinirt man sie einer höhern Kraft, die dann eine comparative Grundkraft heißen kann. Zuletzt werden mehrere comparative Grundkräfte einer absoluten Grundkraft, welche keineswegs mit der Substanz oder dem absoluten Subjecte zu verwechseln ist, untergeordnet.

Diese Kräfte sind bey ihrer Wirksamkeit an den Zustand des Körpers, an die Organe, und andere äußere Bedingungen gebunden; und in dieser Rücksicht heißen sie dann Fähigkeiten, und gehören eigentlich in die Anthropologie. Ihre Verschiedenheiten und Modificationen, in sofern darauf die Complexion, das Clima, die Nahrung, das Temperament, das Alter, Geschlecht ꝛc. Einfluß haben, müssen ebenfalls darinn abgehandelt werden.

Außer diesen Vermögen, Kräften und Fähigkeiten bemerkt man noch beym Men-

schen einige besondere Zustände, welche auf die Aeußerungen derselben einwirken, und dieselben entweder unterbrechen oder modificiren. Dahin gehört der Schlaf, das Träumen, die Trunkenheit, die Ohnmacht, die Starrsucht, der Uebergang vom Leben zum Tod, und das ganze Heer der sogenannten Seelenkrankheiten. Auch diesen muß ein Platz in der Menschenkunde angewiesen werden. —

Weil ferner die Veränderungen, welche in unserm Gemüthe vorgehen, sich nach dem Zeugniße der Erfahrung durch bestimmte Veränderungen auf der Oberfläche unsers Körpers offenbaren, und durch Bewegungen der Gliedmaßen ankündigen, und man von der Gegenwart dieser auf das Daseyn der ersten mit aller Wahrscheinlichkeit (wo die Verstellung nicht im Spiel ist) schließen kann: so scheint eine vollständige Menschenlehre zu fordern, daß man auch die natürlichen, bleibenden und

vorübergehenden Zeichen unserer Gemüthszustände, des Naturells, der Affecten, Leidenschaften, und überhaupt alles dessen, was in unserm Innersten vorgehet, darinn beschreibe und erkläre.

Was nun die Classification der anthropologischen Materien anbelangt, so will ich hier einen tabellarischen Versuch wagen; ob ich gleich überzeugt bin, daß er mangelhaft ist, und noch manche Verbesserung leidet:

Anthropologie.

Anthropologie.

I. Allgemeine.

1. Theoretische.

α. Die Kenntniß der Natur des Menschen, und dessen, was dazu gehört.

a. Die Kenntniß des menschlichen Körpers und der Organisation, in so ferne sie als Bedingung der Aeußerungen des menschlichen Gemüths angesehen werden kann. Hieher gehört die Lehre von den äußern Sinnesorganen, von den Nerven, von dem Gehirn, Rückenmark, von den Muskeln, in so ferne sie zu den Bedingungen der durch die Willkühr bestimmbaren Bewegungen gehören; die Kenntniß des Zusammenhangs aller dieser Theile unter einander, und ihrer Wechselwirkung; die Kenntniß der Zustände und

Vollkommenheiten der thierischen menschlichen Natur; die Lehre von der körperlichen Complexion und von den Temperamenten in physiologischer Rücksicht; die Kenntniß der physischen Triebe des menschlichen Körpers, oder der gesetzmäßigen Wirkungsarten seiner Lebenskraft u. s. w.

1. Die Kenntniß des menschlichen Gemüths *)
   in Rücksicht seiner
   aa. Vermögen. Hieher gehört
      1. das Vorstellungsvermögen, und begreift in sich
         1. die Sinnlichkeit — äußere — innere.
         2. den Verstand, und
         3. die Vernunft.
      2. Das Empfindungs- und Gefühlvermögen. Die verschiedenen Classen der Empfindungen und Gefühle; die Gesetze derselben ꝛc. ꝛc. Affecten als Gefühle gehören ebenfalls hieher.
      3. Das Begehrungsvermögen.
         1. Die subjectiven und objectiven, äußern und innern Bedingungen des Begehrungsvermögens überhaupt.

*) Man sehe die erste Abhandlung über die Eintheilung der Gemüthskräfte.

2. Die Eintheilung des Begehrungs-
vermögens in

α. das sinnliche. Dies äussert sich
a. in Trieben; in dem Triebe
nach Afficirtseyn, und dem
Triebe nach Thätigkeit.
b. Als Begierde.
c. Als Neigung oder Abneigung.
Hier ist der Grund, die Ent-
stehung, die Verschiedenheit
der Neigungen und die Gra-
de ihrer Intension zu betrach-
ten. —
d. Als Hang.
e. Als Leidenschaft — eine Nei-
gung, die so groß ist, daß
sie uns außer Stand setzt,
den Gegenstand, auf den sie
gerichtet ist, mit der Sum-
me aller Neigungen zu ver-
gleichen. — Verschiedene Clas-
sen von Leidenschaften, —
ihre Aeußerungen.
f. Als Sucht, oder starke be-
harrliche Leidenschaft u. s. w. —

β. Das intellectuelle Begehrungs-
vermögen
a. Als uneigennütziger Trieb.

b. Als Wille.

3. Der Zusammenhang des sinnlichen und intellectuellen Begehrungsvermögens; der Einfluß der verschiedenen Gefühle auf das Begehrungsvermögen ꝛc. ꝛc.

bb. Der Instincten als der Uebergänge der Vermögen zur Kraft.

cc. Kräfte. Hieher gehört

1. Die Darstellungskraft, und begreift unter sich

a. Die Einbildungskraft; ihre Gesetze, ihre Aeußerungen, ihr Zusammenhang mit den übrigen Gemüthskräften.

b. Die Erinnerungskraft — Reproduction des Vergangenen — Besinnung. Mit Sprachfähigkeit verbunden, macht sie das Gedächtniß aus.

c. Die transcendentale Einbildungskraft. (Siehe die angeführte Abhandlung.)

d. Den Geist.

e. Die Phantasie — Nachbildungskraft — Dichtungskraft — Dich-

tungsgabe — Aeußerungen und Gesetze derselben.

2. Die Urtheilskraft.

α bestimmende.

β reflectirende.

a. teleologische

b. ästhetische } des Schönen / des Erhabenen

Die höhern Grade der Urtheilskraft heißen Scharfsinn, Tiefsinn u. s. w.

3. Die Thatkraft, wenn das Begehrungsvermögen in wirkliche Aeußerung, in Thätigkeit übergehet. Ihr Verhältniß zum eigennützigen Triebe heißt Temperament (in psychol. Rücksicht,) zum uneigennützigen Triebe Moralität, zu dem Willen Geistesstärke. — Alle drey Verhältnisse bestimmen den Charakter. (a. a. O.)

dd. Fähigkeiten als,

1. Sprachfähigkeit, jede Mittheilung der Kenntnisse, Empfindungen und Gefühle. — Hieher gehört die Lehre von den Sinnbildern oder Symbolen überhaupt. Von dem Verhältniß der Sprache zur Entwickelung der übrigen Seelenkräfte ꝛc.

2. Beobachtungsgabe — Aufmerksamkeit — Besonnenheit — Abstraction — Zerstreuung.

3. Talent, körperliche Anlage zu irgend einer Fertigkeit — Genie — Witz.

c. Die Kenntniß des Zusammenhangs, welcher zwischen der Seele und dem Körper als Erscheinungen statt findet — Verschiedene Abhängigkeit der Vorstellungen vom Körper, und der Einfluß jener auf diesen. — Einfluß der Imagination, des Gedächtnisses, des Begehrungsvermögens auf den Körper und umgekehrt. — Das Verhältniß des Körpers zum Empfindungs- und Gefühlvermögen; von den Idiosynkrasien. —

Hieher gehört auch die Physiognomik, Pathognomik und Mimik.

β. Antropologische Krankheitslehre,

oder die Lehre von dem kranken Zustande des Körpers und der Seele. Hieher gehört.

1. Die Hemmung und Schwäche der Lebenskraft der Empfänglichkeit für Empfindungen — als in Ohnmachten, Starrsucht, Betäubung u. s. w.

2. Die Krankheiten der Sinnlichkeit, Empfindeley, Empfindsamkeit.

3. Schwäche des: Verstandes und der Urtheilskraft, Blödsinn (fatuitas) Verstandeslosigkeit, Dummheit ꝛc.
4. Krankheiten des Gedächtnisses — Schwäche des Gedächtnißes — Gedächtnißlosigkeit (amnesie).
5. Krankheiten der Einbildungskraft.
6. Insbesondere die Verrückung. *)

Ite Ordnung. Verrückungen in Wahrnehmungen

a. In Bezug auf einzelne Organe. — Der Schwindel, dauernde Doppelsichtigkeit, syrigmus, marmaryge. (nach Sauvage).

b. In Bezug auf das Sensorium überhaupt — Irrsinn — (paraphrosyne) Hypochondrie, Ekstasis. — Hieher könnte man vielleicht auch den Zustand eines Betrunkenen rechnen.

IIte Ordnung — Verstimmung der Triebe — Tollheiten, Verstimmung der einzelnen

*) Man sehe die Abhandlung über die Narrheit. Von andern bey den Aerzten üblichen Eintheilungen der Verrückung ehe man Culpeni apparatus ad nosologiam methodicam, seu Synopsis nosologiæ &c. Amstel. 1775 pag. 33, 119. 219. seq.

Triebe — Misanthropie, Nymphomanie, Hydrophobie, Nostalgie — Das Schlafwandeln, (noctambulismus vulgaris & catalepticus.)

III. Verstimmung der Handlungsweise — Unsinnigkeit —

1. Sinnlosigkeit — (amentia)
2. Melancholie.
3. Narrheit (moria) moria demens — melancholica — Thorheit, oder Geneigheit zur Narrheit —
4. Raserey — (mania)

e. Betrachtungen einiger besondern, aber doch natürlichen Zustände des Menschen; als des Schlafs — des Träumens — des Uebergangs vom Leben zum Tode.

2. Praktische Anthropologie — Anwendung der allgemeinen Grundsätze der Anthropologie.

a. Auf die Heilung der Krankheiten, wo zugleich der Körper und die Seele im Spiel ist.
b. Auf die praktische Menschenkenntniß.
c. Auf die Pädagogik.
d. Auf die Regierungskunst.
e. Auf die Moral.
f. Auf die schönen Künste.

II. Specielle Anthropologie.

1. Die Kenntniß des Charakteristischen von jedem Alter, Geschlecht, Stand, Volk, und Volksclasse.

2. Die Kenntniß des Menschen nach der Verschiedenheit des Clima, des Zeitalters u. s. w.

3. Auffallendere Phänomene bey einzelnen Individuen.

Abhandlungen.

Seite.

Versuch einer systematischen Eintheilung der Seelenkräfte 1

Versuch über die Begriffe von Zufriedenheit und Unzufriedenheit 28

Ueber Zerstreuung in pädagogischer Rücksicht. 77

Versuch über die Narrheit und ihre ersten Anfänge. 100

Auszug aus einer Abhandlung des Thomas Barnes, über die willkührliche Gewalt, welche unsere Seele über die Sensazionen ausüben soll. 144

Versuch über die Neigung zum Wunderbaren. 153

Ueber den Schlaf und das Träumen. . . 204

Von der besten Methode die Taubstummen zu unterrichten. 244

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Versuch

einer

systematischen Eintheilung der Gemüthskräfte.

Eine bestimmte, reelle Gegenstände und wesentliche Unterschiede bezeichnende Sprache schafft allein einer Wissenschaft den zu ihrer Vervollkommnung unentbehrlichen Vortheil, daß sie sichere Fortschritte machen kann; indem dadurch die in ihr gemachten Entdeckungen ohne Gefahr, daß sie mißverstanden werden, mitgetheilt werden können, und das in ihr geleistete für alle Jahrhunderte verständlich wird, und dadurch unverlohren bleibt. So lange eine Wissenschaft noch unbestimmt in ihrer Sprache ist, so lange können die in ihr früher gemachten Beobachtungen, Versuche und Entdeckungen nicht mit Sicherheit benutzt werden, sondern man muß sie immer neu wiederhohlen und prüfen, und diese Prüfung selbst giebt dann doch wieder Mißverständnißen Raum. In Wissenschaften, die ihre Gegenstände den Sinnen darstellen können, ist die Bestimmung der Bedeutung der in ihr vorkommenden Wörter wenig Schwierigkeiten un-

terworfen, und die Mathematik hat dadurch den Vortheil, daß die in ihr gemachten Entdeckungen unverlierbar sind, so bald sie in irgend einer noch bekannten Sprache sich aufgezeichnet finden; aber in Wissenschaften, die ihre Gegenstände den Sinnen nicht darstellen können, sondern sie nur durch Unterscheidungen von einander und durch Beziehungen auf Erfahrungen des innern Sinnes und durch Hinweisung auf die Gegenstände, von denen sie abstrahirt worden sind, wie die Philosophie, wenn man die Physik von ihr ausnimmt, vorstellig machen müssen, ist diese Schwierigkeit einer bestimmten Sprache, die größte, die sie zu überwinden haben. Die Bestimmtheit der Sprache in diesen Wissenschaften hält mit ihrer Vollkommenheit beynahe gleichen Schritt; weil nur durch die Entdeckung einander entgegengesetzter Merkmahle an ihren Gegenständen, Erklärungen von diesen Gegenständen gegeben werden können. Die Seelenlehre ist bisher dem Nachtheil unbestimmter Wörter vorzüglich ausgesetzt gewesen, und der Grund, warum bisher die Erfahrungsseelenkunde noch so wenig Fortschritte gemacht hat, ist vorzüglich hierin zu suchen. Wenn ich hier sage, daß die Erfahrungsseelenkunde noch wenig Fortschritte gemacht hat, so will ich keineswegs dadurch die Verdienste der würdigen Männer, die sich ihr widmeten, herabzusetzen suchen; sie haben viel geleistet, indem sie viele Materialien lieferten, in denen sie die wichtige Gesetze unsers Denkens und Begehrens entdeckten, aber sie haben ge-

wissermaßen das meiste für sich selbst, zu ihrem eigenen Gebrauch, nicht für andere geleistet, und sich daher viel Wissenschaft über diese Gegenstände erworben, andern vortrefliche Dienste in Erwerbung gleicher Kenntniße geleistet, aber die Wissenschaft selbst doch wenig erläutert. Ihre Schuld ist das nicht; denn sie thaten, was sie konnten; sondern die Schuld liegt an der Sprache, die noch nicht genau bestimmt ist, die Jedermann aber doch sich schon bestimmt hat, ehe er ihre Schriften liest, und dadurch in die Nothwendigkeit gesetzt ist, entweder ihre Lehren bloß zu merken, ohne sie zu begreifen, oder die Wissenschaft sich von ihrem ersten Anfang an durch eigenes Beobachten unt Nachdenken selbst zu erwerben und dann zu untersuchen, welche Begriffe von ihnen mit diesem oder jenem Worte bezeichnet sind. Wenn Jemand die Mathematik nach dem Euklid studiert, so lernt er aus den Erklärungen, die sich alle anschaulich machen laßen, gleich anfangs, was er sich unter jedem Wort, das dieser Wissenschaft eigen ist, vorzustellen hat; wenn aber jemand die Seelenkräfte studiert, so lernt er, er wähle, welche Schrift er will, zum Leitfaden, erst durch Vergleichung vieler Sätze des Verfassers, welche Begriffe er mit den gleich im Anfang vorkommenden Wörtern zu verbinden hat. Dieser Schwierigkeit ist nun in der Seelenlehre auch nicht ganz abzuhelfen, weil ihre Gegenstände nur im Selbstbewußtseyn anzutreffen sind, und daher von jedem in seinem Eigenen ausgesucht werden müssen. Das Einzige, was

daher für diese Wissenschaft in Rücksicht auf Sprachbestimmung geleistet werden kann, bestehet darinn, daß alle Wörter, die unsere oder eine andere kultivirte todte oder lebendige Sprache hat, aufgesucht, und durch ihre Unterschiede von einander bestimmt werden, wodurch man in Stand gesetzt wird, durch jedes einen bestimmten Begriff fest zu halten. Die Schwierigkeit bey diesem Verfahren besteht aber in dem Auffinden aller Wörter der Sprache, die hieher gehören, in dem Aufsuchen derjenigen Begriffe, so allgemein sich bey allen Menschen finden und sehr leicht aus dem Selbstbewußtseyn geschöpft werden können, daher nicht schwankend und also zu einem festen Punkt, von dem die Erklärungen ausgehen können, geschickt sind; und in der Untersuchung, ob gewiße Wörter wirklich verschiedene Begriffe und nicht bloß einen schwächern oder stärkern Grad der durch sie bezeichneten Eigenschaften, oder den copulativen Begriff mehrerer an sich verschiedener bezeichnen. Diese Schwierigkeiten machen es unmöglich, auf diesem Weg zum Ziel zu gelangen, wenn man nicht Principien hat, nach welchen man die Objekte der Seelenlehre aufsuchen, den Reichthum der Sprache dadurch entdecken und das einmal gefundene fest halten kann. Ich wage hier den Versuch, ob es mir gelingen wird, nach den von mir als richtig anerkannten Principien mich dem Ziele einer genauen Sprachbestimmung zu nähern und die Kräfte des Gemüths, die wesentlich von einander verschieden gedacht werden müssen, vollständig aufzuzählen.

Ich habe die Benennung: Gemüthskräfte, der Benennung: Seelenkräfte, deßwegen vorgezogen, weil mir die Benennung Seelenkräfte einen größern Umfang von Kräften zu bezeichnen schien, als ich hier zu bestimmen versuchen will, und als ich mir zu bestimmen getraue. Unter Seelenkräften denke ich mir den Umfang aller Kräfte, wodurch unser inneres Subjekt sich äußern kann, es mögen diese Aeußerungen von uns beobachtet werden können oder nicht; aber unter Gemüthskräften denke ich mir nur diejenigen Kräfte, welche die von uns beobachteten Aeußerungen unserer Seele voraussetzen. Unter Seele denke ich mir das reale Subjekt, das allen Wirkungen des Denkens und Handelns zum Grunde liegt, und unter Gemüth das logische Subjekt, auf das wir alle Aeußerungen, die nicht als körperlich angesehen werden, als Prädikate beziehen. Unter Gemüthskräften verstehe ich also diejenigen Kräfte, die als die Gründe derjenigen Aeußerungen vorausgesetzt werden müssen, welche nicht als durch den Körper allein möglich begreiflich sind.

Die Streitigkeiten der Materialisten, der Idealisten und Dualisten haben daher in meine Untersuchung keinen Einfluß.

Ehe ich aber weiter gehe, wird es nöthig seyn, den Begriff von Kraft, in so fern er hier als ein Prädikat des Gemüths gebraucht wird, zu zergliedern.

Kraft an sich kann nie ein Erfahrungsbegriff werden, sondern ist ein den Erfahrungen zum Grunde gelegter Begriff. Ich erfahre, daß ich meinen Arm ausstrecken kann; ich habe ein Bewußtseyn, daß es durch mich geschah, und ich schreibe mir daher die Kraft zu, es zu thun. Von der Kraft an sich, ehe sie sich äußert, habe ich daher keine Erfahrung; aber da ich der Aeußerung, die ich erfuhr, nach den Gesetzen des Denkens einen Grund geben muß, so nenne ich diesen Grund, Kraft. Der abstrakte Begriff Kraft kann nun unter drey Formen gedacht werden. Ich denke mir eine Kraft, nämlich an sich selbst, ohne Wirkung und in dieser Rücksicht ist sie ein Vermögen; oder als wirkend und da ist sie eigentliche Kraft; oder mit allen Bestimmungen dieser Wirkung, die von der Sache, wodurch die Kraft wirkt, herkommen, und da erhält sie Tauglichkeit oder Fähigkeit. Ein Beyspiel wird dieß deutlicher machen. Eine Stahlfeder hat ein Vermögen, sich in einer gewißen Richtung wieder auszubreiten, wenn sie gespannt wird, sie thut dieß mit einer verhältnißmäßigen Kraft, wenn sie wirklich gespannt wird, und sie hat eine Tauglichkeit oder Fähigkeit in einen weichen Körper, der ihr nicht sogleich weicht, ihre Form oder die eines andern Körper einzudrücken. Das Wort Fähigkeit wird besonders von den Modifikationen der menschlichen Kraftäußerungen gebraucht. Wenden wir nun die drey verschiedene Formen des Begriffs Kraft auf die Gemüthskräfte an, so hätten wir Vermögen

des Gemüths, eigentliche Kräfte und Fähigkeiten desselben. Die Vermögen des Gemüths enthielten die Bedingungen der Möglichkeit seiner Kraftäußerungen und die Gesetze, nach welchen sie anheben müßen; die Kräfte wirkten die Aeußerungen, und bestimmten die Gesetze ihres Wirkens während des Wirkens, und die Fähigkeiten enthielten die Anlage zu den Modifikationen, die die Wirkungen des Gemüths durch die Organe erhalten. Dadurch erhielten wir nun folgende Klassen der Gemüthskräfte; 1) Vermögen, 2) Kräfte in enger Bedeutung, 3) Fähigkeiten. Ehe wir sie aber annehmen, so wollen wir zuerst versuchen, wie sich diese Verschiedenheit in den Kräften unsers Gemüths findet, welches die Kennzeichen einer jeden Klasse sind, und warum es nothwendig ist, diese drey Formen des Begriffs von Kraft als drey verschiedene Klassen der Gemüthskräfte anzunehmen.

Das allgemeinste Merkmahl alles deßen, was wir in unserm Gemüth beobachten und fest halten können, ist das der Vorstellung. Trieb, Empfindung, Gefühl sind zwar keine Vorstellungen an sich; aber wir können uns dieser Bestimmungen des Gemüths nicht anderst bewußt bleiben, als in so ferne sie von uns vorgestellt werden. Alles, was daher ein Gegenstand der Reflexion seyn soll, muß vorgestellt werden, das heißt, eine Vorstellung seyn. Was wir von den Trieben, Empfindungen, Gefühlen beobachten, kann da-

her nur in so fern auf sie bezogen werden, als wir Vorstellungen von ihnen haben. Die Bedingungen, unter denen eine Vorstellung möglich ist, sind daher die Bedingungen von allem, was zu unserem Bewußtseyn auf eine solche Art gelangt, daß wir darüber reflectiren können. Der Schmerz zum Beyspiel ist zwar an sich eine Empfindung; aber alles, was wir von dem Schmerz wissen können, beziehet sich auf die Vorstellung, die wir von dieser Empfindung haben. Bedingungen der Vorstellung beziehen sich nun aber auf die bloße Möglichkeit, Vorstellungen zu erlangen und hervorzubringen, ohne Rücksicht auf ihre Verbindung, auf ihre Dauer, und ihre Stärke in der Wirklichkeit; sie machen daher keine Gesetze einer Kraft im engern Sinne, sondern Gesetze eines Vermögens aus. Wir finden also hier das Beyspiel eines Vermögens. Ist die Vorstellung einmal wirklich, so hat sie Einfluß auf andere Vorstellungen; sie hat eine bestimmte Stärke; sie kann von uns ohne ihr Object wiederhohlt werden; sie kann mit andern verbunden werden. Hier haben wir Beyspiele von Gemüthskräften. Die Vorstellungen, die wir haben, können wir andern mittheilen; hier ist also auch ein Beyspiel von einer Fähigkeit.

Nachdem ich also gezeigt habe, daß unser Gemüth, Vermögen, Kräfte und Fähigkeiten hat, und dieser Unterschied also nicht aus den Augen verlohren

werden darf, weil er sich wirklich findet, so muß ich nun die Kennzeichen von diesen drey Klassen der Gemüthskräfte genau anzugeben suchen, um dadurch einen Leitungsbegriff zu erhalten, sie vollständig aufzusuchen. Die Erklärungen aber, da sie auf ein logisches Subjekt, das Gemüth, bezogen werden, müssen auch nur das Erkennbare in sich enthalten und daher nur die Erkenntnißart bestimmen, wodurch die Gemüthskräfte erkannt werden. In dieser Rücksicht allein sind die Gemüthskräfte erklärbar.

Die Vermögen des Gemüths sind das, worauf der Innbegriff der Bedingungen bezogen wird, unter denen es allein möglich ist, daß etwas durch das Gemüth gewirkt werde, oder daß es etwas leide. Die Kräfte sind der Grund, auf dem der Innbegriff der Gesetze, nach welchen das, was dem Vermögen gemäß ist, wirklich gewirkt wird, bezogen wird. Die Fähigkeiten sind die Gründe des Innbegriffs der Regeln, nach welchen die Wirkungen des Gemüths durch die Organen modificirt werden.

Nun ist zu untersuchen, wie viele Vermögen sich im Gemüthe finden. Dieß muß nach den Aeußerungen des Gemüths geschehen. Diese sind nun: Vorstellen, Empfinden, Fühlen und Begehren.

Ich habe oben schon gezeigt, daß sich alles, was erkannt werden kann, auf Vorstellungen einschränkt-

Das Vorstellungs-Vermögen ist daher das erste, das sich im Gemüthe zeigt, und durch dasselbe wird selbst die Kenntniß, die wir von andern Vermögen erlangen, bestimmt. Nur in so fern also mit den Aeußerungen, die unter den Bedingungen des Vermögens stehen, Vorstellungen verbunden werden, können sie von uns erkannt, und nur durch diese Vorstellungen können sie entdeckt und bestimmt werden. Die Vorstellungen sind nun mit allen Aeußerungen unsers Gemüths im Bewußtseyn entweder als ein Grund, oder als eine Folge verbunden; oder das Bewußtseyn bestimmt hierüber nichts, und die Gemüthsäußerung ist nur mit der Vorstellung begleitet, und kann in der Reflexion so wohl als im Grund als eine Folge betrachtet werden, und kann in verschiedenen Umständen auch beydes seyn. Als ein Grund sind sie mit dem Begehren, als eine Folge mit dem Empfinden verbunden. Die Gefühle begleiten gewisse Vorstellungen, und sind bald Folgen bald Gründe von Vorstellungen. Da nun die Empfindungen nur in ihrem Verhältniße zu Vorstellungen erkennbar sind, und die innere Bedingungen ihrer Möglichkeit, im Gemüthe selbst, nicht aufgesucht werden können, weil diese nicht vorgestellt werden können, denn nur die wirkliche Empfindung ist vorstellbar; so findet keine Erkenntniß eines Empfindungsvermögens Statt, und man kann daher wohl eines annehmen, aber nicht weiter zergliedern. In so fern die Empfindungen Vorstellungen zu Folgen haben können, in so fern gehörte ihre

Betrachtung in Ansehung der Möglichkeit dieser Vorstellungen in die Untersuchung des Vorstellungsvermögens, wenn sie auf die innere Bedingung der Möglichkeit der Vorstellungen Einfluß hätten; da dieß aber nicht ist, sondern sie nur äußere Veranlaßungen zu Vorstellungen sind; so findet ihre Betrachtung in dieser Untersuchung keine Stelle. In so fern aber die Empfindungen Vorstellungen erzeugen, die entweder ein Begehren bewirken, oder andere Vorstellungen nach sich ziehen, so gehörte ihre Betrachtung in die Untersuchung des Begehrungsvermögens oder der Einbildungskraft; allein, da sie bey der Einbildungskraft nur die Veranlaßung sind, und selbige dann nach ihren eigenen Gesetzen fortwirkt, hingegen das Begehrungsvermögen entweder durch Empfindungen bestimmt wird, oder auf die Verschaffung von Empfindungen abzielt, und Empfindungen die Bedingungen des sinnlichen Begehrens sind, so gehört ihre nähere Betrachtung ganz zur Untersuchung des Begehrungsvermögens. Da das nämliche von den Gefühlen gilt, weil auch diese außer den Vorstellungen und Begehrungen, die sie erzeugen, oder von denen sie abhängen, keine Untersuchung ihrer innern Möglichkeit verstatten, so findet auch keine Zergliederung des Gefühlvermögens Statt.

Ich habe hier Empfindungen und Gefühle unterschieden, und ich muß daher diesen Unterschied näher bestimmen, wobey ich aber den Leser ersuche, mehr auf

meine Bestimmungen, als auf seinen Sprachgebrauch zu achten, weil der Sprachgebrauch in diesen Worten sehr schwankend ist. Empfindung nenne ich den Eindruck, den etwas auf uns macht, sey es in der Wirklichkeit oder in der Einbildung; Gefühl nenne ich die Empfindung unsers ganzen Zustandes, wie er durch diesen Eindruck modificirt wurde. Wenn ich an irgend einem Theil meines Körpers Schmerzen habe, so ist der Eindruck, den ich mir bewußt bin, die Empfindung des Schmerzens; die Stimmung aber, die dieser Eindruck in meinem ganzen Gemüth hervorbringt, das Gefühl des Schmerzens. Wenn ich eine schauerliche Begebenheit mir recht lebhaft vorstelle, so ist das Entsetzen oder die Furcht, die mich überfällt, das Gefühl, das ich bey dieser Vorstellung habe, der Schauer aber, der mich dabey überfällt, die Empfindung. Empfindung und Gefühl sind also wohl zu unterscheiden. Es kann ein Mensch Schmerzen empfinden, ohne sie zu fühlen, und durch Einbildung, oder indem er einen andern leiden siehet, Schmerzen fühlen, ohne sie zu empfinden. Ich komme nun wieder zu meinem Gegenstand zurück.

Ich habe gezeigt, daß keine nähere Betrachtung des Empfindungs- und Gefühlvermögens Statt findet. Nun komme ich zu dem Begehrungsvermögen. Dieses Vermögen hängt nun mit dem Vorstellungsvermögen durch das Bewußtseyn dessen, was man begehrt, genau zusammen, und man hat daher durch die Zerglie-

derung des Vorstellungsvermögens die Leitungsbegriffe, nach denen das Begehrungsvermögen zu untersuchen ist. Um das Begehrungsvermögen näher zu untersuchen, müssen wir daher zuerst die Untersuchung des Vorstellungsvermögens vornehmen.

Das Vorstellungsvermögen enthält die Bedingungen des Vorstellens; sind daher diese Bedingungen für verschiedene Gattungen von Vorstellungen wesentlich verschieden, so begreift das Vorstellungsvermögen mehrere Vermögen unter sich. Die Vorstellungen, die wir haben, sind nun entweder Vorstellungen, die wir unmittelbar bekommen, oder die wir bilden, oder die wir durch das Bewußtseyn der Gesetze, nach denen wir Vorstellungen bilden, erlangen, und die dadurch gesetzliche Allgemeingültigkeit ihrer Form nach erhalten. Die erstere Gattung wird uns also gegeben: man nennt diese Vorstellungen Anschauung, und sie stehen daher unter den Bedingungen, die zu einer Anschauung erfordert werden. Die zweyte Gattung wird gebildet. Man nennt diese Vorstellungen Begriffe, und sie stehen daher unter den Bedingungen, die zu einem Begriff erfordert werden. Die dritte Gattung wird nun auch gebildet, und zwar mit Bewußtseyn der Form, nach der wir sie bilden, diese Vorstellungen heißen Ideen, oder sollten nach dem ursprünglichen Sinn des Worts bey Plato so heißen. Französische und englische Philosophen brauchen aber dieß Wort für jede Art der Vorstellungen. Die Vermögen, die die Bedingungen die

ser Gattungen von Vorstellungen sind, müßen verschiedene Vermögen seyn: denn die Anschauungen haben das eigene, daß sie nothwendig so vorgestellt werden, wie sie vorgestellt werden, so lange keine Veränderung in uns oder außer uns vorgeht. Ich muß die rothe Farbe roth sehen, ich muß den Ton hören, wie ich ihn höre u. s. w. Die Begriffe hingegen werden von mir gebildet, und ich kann bey gleicher Anschauung, bey Beziehung auf das nämliche Object meine Begriffe ändern; die Ideen endlich setzen Begriffe von meiner Verfahrungsart bey der Bildung der Begriffe voraus, und erfordern daher Selbstbewußtseyn. Ich habe hier nur die auffallendsten Eigenheiten dieser drey Gattungen von Vorstellungen angedeutet. Die nähere Auseinandersetzung gehört in die Entwicklung ihrer Vermögen; doch wird, was ich gesagt habe, hinlänglich seyn, um einzusehen, daß sie drey verschiedene Vermögen erfordern. Die Anschauungen setzen daher ein Vermögen des Gemüths voraus, durch die Art, wie es afficirt wird, zu Vorstellungen zu gelangen. Dieses Vermögen hat in der Kantischen Philosophie den Nahmen Sinnlichkeit erhalten. Ich finde diesen Nahmen schicklich. Denn wenn er gleich noch einen moralischen Nebenbegriff hat, so ist doch dieser Nebenbegriff der Bedeutung, in der ich dieses Wort hier nehme, ganz analog; denn man schreibt in moralischer Hinsicht einem Menschen Sinnlichkeit zu, in so fern er durch das bloße Afficirtwerden bestimmt wird, etwas zu begehren oder zu verabscheuen.

Die Begriffe setzen ein Vermögen voraus, durch Selbstthätigkeit zu Vorstellungen zu gelangen. Dieses Vermögen ist der Verstand.

Die Ideen setzen ein Vermögen voraus, durch Selbstthätigkeit nach bewußten Gesetzen zu Vorstellungen zu gelangen. Dieses Vermögen ist die Vernunft. Die Vernunft ist zugleich das Vermögen der unmittelbaren Begriffe oder der Schlüsse, weil diese voraussetzen, daß ein Begriff unter der Bedingung oder nach dem Gesetz eines schon vorhandenen gebildet wird. Der Verstand ist zugleich das Vermögen der Urtheile, weil diese erfordern, daß ein Merkmahl auf etwas bezogen wird, also an sich nichts sind, als die einzelne Momente der Handlung, durch welche ein Begriff entstehet. Jeder Begriff kann daher wieder in Urtheile zerlegt werden.

Die Sinnlichkeit schafft uns nun Vorstellungen, die sich auf etwas außer uns beziehen, und solche, die sich auf unserm innern Zustand beziehen. Sie ist daher äußere und innere Sinnlichkeit. Das Begehrungsvermögen läßt sich nun sehr leicht an dem Leitfaden des Vorstellungsvermögens entwickeln. Die Vorstellungen können zwar nicht als die wirkende Ursache des Begehrens angenommen werden; denn als bloße Vorstellungen haben sie noch keine Beziehung auf das Begehren; und das Begehren kann seiner innern Möglichkeit nach, von nichts anderm abgebildet werden; aber sie sind die denkbare Ursache des Begehrens. Sie sind in unserem

Bewußtseyn die Gründe des Begehrens. Wie das Vorstellungsvermögen die Bedingungen der Vorstellungen enthält, so enthält das Begehrungsvermögen die Bedingungen der Triebe. Da nun aber alles, wie wir oben gesehen haben, nur in Rücksicht auf Vorstellungen erkennbar ist, so sind auch die Triebe nur in Verbindung der sie begleitenden Vorstellungen erkennbar. Die Vorstellungen, die die Triebe begleiten, sind nun entweder sinnlich in weiter Bedeutung, worunter alle Vorstellungen gehören, die ein Afficirtseyn zum Grunde haben, und der Trieb geht auf dieß Afficirtseyn; oder nicht-sinnlich, worunter die gehören, die durch den Verstand und Vernunft allein vorhanden sind, und der Trieb geht allein auf das diesen Vorstellungen gemäße Wirken: im ersten Falle ist der Trieb eigennützig, im andern uneigennützig. Wir haben nun ein Bewußtseyn, daß wir uns selbstthätig zu der Befolgung eines von diesen Trieben bestimmen können. Und das Vermögen, das diesem Bewußtseyn zum Grunde liegt, ist der Wille. Da bey dem Afficirtwerden die Empfindungen und die Gefühle die Gründe des Begehrens sind, so gehört die Theorie der Empfindungen und der Gefühle in die Untersuchung des Begehrungsvermögens. Die unter dem Begehrungsvermögen enthaltenen Vermögen sind also; das Vermögen des eigennützigen Triebes, das Vermögen des uneigennützigen Triebes und der Wille. Diese drey Vermögen haben eine Analogie mit den drey Vermögen der

Vorstellungen. Der eigennützige Trieb ist die Sinnlichkeit des Begehrungsvermögens.

Es können die diesen Trieb begleitenden, veranlaßenden und von ihm beabsichtigten Vorstellungen, zwar auch Vorstellungen seyn, welche zugleich durch den Verstand und Vernunft mitgewirkt werden, aber nicht das, was durch Verstand und Vernunft allein in ihnen ist, sondern das, was in ihnen sinnlich ist, das Afficirtwerden, ist der Grund des Begehrens. Die Triebe werden zwar dadurch verschieden, aber nicht das Vermögen. Die weitere Auseinandersetzung der eigennützigen Triebe, die man im gewöhnlichen Sprachgebrauch, schlechthin Triebe nennt, gehört nicht hieher. Der uneigennützige Trieb ist gleichsam der Verstand des Begehrungsvermögens. Die Vorstellungen, die dieser Trieb beabsichtigt, können zwar zugleich sinnlich seyn, aber das an ihnen Selbstthätige ist als Grund des Triebes anzusehen. Der Trieb ist aber doch unmittelbar bestimmt, und seine Forderungen sind nicht nach einem bewußten Gesetz selbstthätig erwählt, und deßwegen ist er an sich nicht der Vernunft im Vorstellungsvermögen ganz analog. Wenn das Gesetz dieses Triebs erkannt, wenn der eigennützige Trieb als unter dasselbe zu ordnen gedacht wird, dann ist die Handlung freylich der Form der Vernunft gemäß; aber dann wird auch dieser Trieb in Verbindung mit dem Willen gedacht, und in dieser Verbindung heißt er bey Kant mit Recht

die praktische Vernunft. Der Wille ist eigentlich die Vernunft des Begehrungsvermögens, und seine Bestimmungen geschehen mit selbstbewußter Selbstthätigkeit. Gewöhnlich nennt man das Vermögen des eigennützigen Triebs das untere, und die praktische Vernunft das obere Begehrungsvermögen. Die Freyheit ist eine Eigenschaft des Willens, und gehört daher nicht unter die Vermögen. Hier scheint es, sollte das, was man Instinkt nennt, seine Stelle finden. Aber eine kurze Entwickelung dieses Begriffs wird hinlänglich seyn, um zu zeigen, daß der Instinkt hier, und überhaupt unter den Gemüthskräften keine Stelle finden konnte. Unter Instinkt muß man, wenn man etwas bestimmtes darunter denken will, das verstehen, wodurch ein lebendiges Wesen ursprünglich sich auf gewiße Art zu äußern anfängt. Die Handlung des Instinkts geschiehet ohne Hinsicht auf noch nicht erfahrne Lust oder Unlust. Das Kind, so bald es geboren ist, saugt, wenn es etwas in den Mund bekommt; dieß ist der Instinkt des Saugens. Das Bedürfniß zu saugen aber erzeugt den Trieb zu saugen, zu dem das Vermögen schon vorhanden war. Der Unterschied zwischen Instinkt und Trieb ist daher wesentlich. Durch den Trieb werde ich zu einer Aeußerung bestimmt; durch den Instinkt vollbringe ich diese Aeußerung, ohne mir der Bestimmung durch den Trieb bewußt zu seyn. Der Trieb ist daher oft eine Folge des Instinkts. Der Instinkt läßt die junge Ente schwimmen, und sie hat dann einen Trieb

zum Schwimmen. Der Instinkt läßt sich daher nicht als bloßes Vermögen denken, sondern äußert sich alsbald. Durch Instinkt muß alles Lebendigseyn anfangen, aber im Gemüth kann kein Instinkt gedacht werden, weil dieses als das Object der Aeußerungen gedacht, und daher nur in ihm die Gesetze dieser Aeußerungen und die Bedingungen ihrer Möglichkeit angenommen werden. Der Instinkt fängt daher die Thätigkeit dem Vermögen gemäß an, und durch ihn wird das bloße Vermögen zur Kraft. Der Instinkt kann daher weder unter Vermögen, noch unter Kräfte, noch unter Fähigkeiten gerechnet werden.

Nun wollen wir die Kräfte näher untersuchen. Die Kräfte enthalten die Gründe der Wirklichkeit der Aeußerungen, die dem Vermögen gemäß sind. So viel diese Aeußerungen eigene Gesetze ihrer Wirklichkeit fordern, so viel müßen wir Kräfte annehmen. Daß diejenigen Kräfte, welche dem Vermögen entsprechen, von einander verschieden seyn müßen, ist ohnehin klar, und es ist die Frage nur, ob nicht mehrere Kräfte, die in einem Vermögen gegründet sind, und Kräfte, die nicht als Vermögen erkannt werden können, angenommen werden müßen. Was das letztere betrifft, so haben wir das einzige, was den Schein einer Kraft hat, und nicht als Vermögen erkannt werden kann, schon bestimmt, dieß ist der Instinkt.

Das erstere wollen wir nun ferner untersuchen. Das Vorstellungsvermögen, als Kraft gedacht, bringt wirklich Vorstellungen hervor. Dieser Thätigkeit des Vorstellungsvermögens sind wir uns bewußt, wir erfahren sie, und es wird also zugleich als Kraft erkannt. Von dem Begehrungsvermögen gilt das gleiche. Aber von dem Gefühl- und Empfindungsvermögen kann man nicht sagen, daß es auch als Kraft erkannt wird; wir sind uns unsers thätigen Antheils an Empfindungen und Gefühlen nicht bewußt, und wir erkennen sie daher als Vermögen, nicht als Kräfte. Es bleiben also nur die Kräfte, die sich auf das Vorstellungs- und Begehrungsvermögen beziehen, übrig. Das Vorstellungsvermögen als Kraft bringt nun unter den Gesetzen der Sinnlichkeit des Verstandes und der Vernunft Vorstellungen wirklich hervor. Dieses Hervorbringens durch Thätigkeit sind wir uns bewußt; wir erkennen diese Kraft, indem wir Vorstellungen selbst erzeugen, die zwar im Ganzen und ihren Theilen nach, schon dem Vermögen gemäß vorgestellt wurden, aber nun doch von uns allein, zwar nicht ohne Veranlaßung, aber doch ohne bestimmende Veranlaßung vorgestellt wurden. Dieß geschiehet durch die Darstellungskraft. Wir erkennen die Kraft, mit der wir Urtheile fällen, und Vernunftschlüße machen, und die Gemäßheit der Dinge mit unsern Ideen untersuchen. Dieses erfordert alles das Zusammenhalten gerade erlangter, oder durch Darstellungskraft hervorgebrachter Vorstellungen mit andern.

Es ist daher etwas gemeinschaftliches in den hieher gehörigen Aeußerungen, und man rechnet sie zur Urtheilskraft. Das Begehrungsvermögen gehet in Thatkraft über.

Die Darstellungskraft bringt nun sehr von einander verschiedene Aeußerungen hervor, die daher auch als Wirkungen verschiedener Kräfte angesehen werden müßen. Sie stellen nämlich die vorgestellten Dinge so dar, wie sie schon vorgestellt waren. Dieß geschiehet durch die Einbildungskraft. Der Nahme Einbildungskraft wird zwar von vielen für Darstellungskraft gebraucht, und es ist bis jetzt auch dem Sprachgebrauche noch angemeßener, allein da man dieß, was ich Einbildungskraft nannte, auch Einbildungskraft nennt, und dieser Sprachgebrauch noch häufiger ist, so hielt ich es für schicklich, diesen Kräften überhaupt den Nahmen der Darstellungskraft beyzulegen, der zugleich ihren Wirkungen vollkommen angemeßen ist.

Die Darstellungskraft stellt ferner die vorgestellten Dinge nach dem Einfluß des Verstandes, der Vernunft und des Willens verändert dar, und erhält dann nach diesen verschiedenen Wirkungen auch verschiedene Nahmen.

In so fern sie Dinge vermöge der von ihnen gehabten Begriffe darstellt, heißt sie Erinnerungskraft; in so fern sie Anschauungen als Zeichen der Ideen dar-

stellt, heißt sie Geist; in so fern sie nach reinen Begriffen eine Anschauung darstellt, heißt sie transcendentale Darstellungskraft (transcendentale Einbildungskraft nach Kant); in so fern sie der Willkühr mehr oder weniger unterworfene, nicht aus der Erinnerung allein geschöpfte Darstellungen erzeugt, heißt sie Phantasie (thätige Einbildungskraft). Unter diesen Kräften müßen alle Darstellungskräfte begriffen seyn, und die übrigen Worte, die unsre Sprache hat, sich entweder auf verschiedene Grade der Stärke, oder auf ihre freyen und von uns mit mehr Anstrengung hervorgebrachten Aeußerungen beziehen, weil diese Kräfte alle Verhältniße zum Vorstellungsvermögen umfassen. Einige Beyspiele werden dieß einleuchtend machen. Erinnerung, die mit Anstrengung geschiehet, heißt Besinnung. Die Phantasie, die zu einem bestimmten Zweck in Bewegung gesetzt wird, heißt, wenn sie mit Geist verbunden wird, Dichtungskraft; wenn die Bemühung fruchtbar ist, und leicht gelingt, Dichtungsgabe, und dergleichen wird sich der Leser leicht von mehr Wörtern geben können. Noch muß ich etwas über die Kraft sagen, die ich Geist nannte. Ich habe hier dieß Wort in der Bedeutung genommen, die es haben muß, wenn die Ausdrücke: geistreich, geistvoll, der Geist eines Werkes, einer Handlung, und so weiter, davon abgeleitet werden sollen. Man verstehet unter diesen Ausdrücken immer entweder, daß in etwas viel Ideen enthalten sind, oder die eigent-

lichen Ideen, die einer Schrift oder einer Handlung zum Grunde liegen. Diejenige Kraft nun, wodurch wir Ideen darstellen, wird also mit Recht Geist genannt. Er muß als eigene Kraft angesehen werden, und kann aus keiner andern abgeleitet werden; denn es läßt sich aus der Theorie des Vermögens und der Kräfte kein Grund angeben; warum wir hohe Gebirge erhaben finden, erhaben in der moralischen Bedeutung des Worts so daß Ramler singt:

„ Er steht wie ein Berg Gottes, der Fuß in Un-
„ gewitter, das Haupt in Sonnenstrahlen, so steht
„ der Held aus Canaan.

Warum wir Erhabenheit der Gesinnungen in bloßen Gesichtszügen finden, warum wir den schönen Abend zum Bilde einer schönen Seele machen, wie Garve in seinen Abhandlungen über die Schrift des Cicero über die Pflichten gethan hat, und wie die Fälle unendliche mal vorkommen. Diese Kraft unsers Gemüths im Sinnlichen das Intellectuelle zu erkennen, und das Intellectuelle sinnlich andern darzustellen, muß daher unter die ursprünglichen Gemüthskräfte gerechnet werden. Die transcendentale Einbildungskraft unterscheidet sich dadurch von dem Geist, daß durch sie Begriffe dargestellt werden, wie sie sind. Z. B. die Construktion einer Linie, die, wenn sie abgewunden wird, sich wieder durch die Abwindung construirt, ist das Geschäft der

transcendentalen Einbildungskraft; in dieser Linie aber ein Bild der Unsterblichkeit zu finden, eine Wirkung des Geistes. Die transcendentale Darstellungskraft bringt Constructionen, der Geist Symbole hervor. Nun wollen wir die Urtheilskraft näher untersuchen.

Bey der Urtheilskraft kommt vorzüglich der Unterschied vor, daß wir entweder Urtheile bilden, die schon vorhandenen Urtheilen gemäß sind, und nur jetzt ihre Gegenstände erhalten, oder daß wir Gegenstände vergleichen, um erst ein Urtheil, das auf sie paßt, aufzufinden. Das erste geschiehet durch die bestimmende, das zweyte durch die reflektirende Urtheilskraft. Die bestimmende Urtheilskraft kann, da ihre Aeußerung immer gleich ist, indem sie nur die wirkliche Anwendung der dem Verstand und der Vernunft gemäß gebildeten Urtheile betrifft, keine andere Kräfte unter sich begreifen; aber die reflektirende, die sich durch die Zusammenstellung der Gegenstände äußert, die unter Urtheile eben durch diese Zusammenstellung erst gebracht werden können, muß, wenn die Aeußerungen, die diese Zusammenstellung bewirken, wesentlich verschieden sind, mehrere Kräfte unter sich begreifen. Die Aeußerungen der Urtheilskraft entscheiden aber entweder darüber, ob eine Sache unsern Gemüthskräften angemessen, und also im Verhältniß zu unserm Gemüthe zweckmäßig ist, oder ob sie irgend etwas angemessen ist. Die erstere Aeußerung kann

nur unmittelbar im Bewußtseyn geschehen, und die zweyte setzt das Denken eines Zwecks voraus. Beyde Aeußerungen sind daher verschieden, und man muß also auch verschiedene Kräfte annehmen. Die Urtheilskraft, wodurch die Zweckmäßigkeit im Verhältniß zu den Gemüthskräften selbst erkannt wird, heißt die aesthetische, die andere die teleologische.

Die aesthetische Urtheilskraft stellt nun diese Zweckmäßigkeit entweder als durch die Darstellung des Gegenstandes erreichbar vor, oder als der wirklichen Darstellung widersprechend. In ersterer Rücksicht heißt sie Geschmack, in der zweyten Sinn fürs Erhabene. Die Thatkraft ist in ihren Aeußerungen gleich, sie mag sich auf den eigennützigen oder uneigennützigen Trieb beziehen; und hat daher keine wesentlichen Unterabtheilungen, das Verhältniß ihrer Stärke zu den eigennützigen Trieben bestimmt das Temperament, das zu den uneigennützigen Trieben, die Moralität, das zu dem Willen die Geistesstärke und alle drey Verhältniße den Charakter eines Menschen.

Von den Fähigkeiten werden die Aeußerungen der Kräfte modificirt und erleichtert; sie hängen von der Organisation ab, und sind daher sehr mannigfaltig, doch lassen sie sich nach den Kräften leicht ordnen. Sie dienen nämlich entweder der Darstellungskraft, oder der Urtheilskraft, oder der Thatkraft, und gehören daher entweder unter die Sprachfähig-

keit (dieß Wort in weitester Bedeutung für jede Art der Mittheilung unsrer Kenntniße, Empfindungen und Gefühle genommen) oder zur Beobachtungsgabe, oder zu den Talenten, wenn die bloße körperliche Anlage zu irgend einer Fertigkeit darunter verstanden wird. Weit schicklicher ließe sich dieser Begriff durch Belebtheit bezeichnen. Ganz genau paßt aber dieses Wort auch nicht.

Ich glaube, daß es nun nicht schwer ist, alle Worte, die sich auf die Gemüthskräfte beziehen, die die Sprache hat, zu erklären, und ich werde nächstens einen Versuch in alphabethischer Ordnung darüber liefern. Nun will ich zu bequemer Uibersicht die Gemüthskräfte tabellarisch vorlegen:

I. Vermögen.
- 1) Vorstellungsvermögen
  - a) Sinnlichkeit { 1) innere / 2) äußere
  - b) Verstand
  - c) Vernunft.
- 2) Begehrungsvermögen
  - a) eigennützige Triebe
  - b) uneigennützige Triebe
  - c) Wille.
- 3) Empfindungsvermögen.
- 4) Gefühlvermögen.

II. Kräfte.

1) Darstellungskraft
   a) Einbildungskraft
   b) Erinnerungskraft
   c) transscendentale Darstellungskraft
   d) Geist
   e) Phantasie.
2) Urtheilskraft
   a) bestimmende
   b) reflectirende
      1) aesthetisch { aa) des Schönen / bb) des Erhabenen.
      2) teleologisch
3) Thatkraft.

III. Fähigkeiten.

1) Sprachfähigkeit
2) Beobachtungsgabe
3) Talente als bloße körperliche Anlagen zu Fertigkeiten betrachtet. Belebtheit.

S. B. Erhard,
Doct. d. Medic. in Nürnberg.

Versuch

über die

Begriffe von Zufriedenheit und Unzufriedenheit.

I.

Einem jeden Wunsche liegt der Trieb nach Aeußerung der Thätigkeit zum Grunde: und etwas wünschen heißt nichts anders als streben, um auf irgend eine Art seine Thätigkeit äußern zu können. *)

*) Jeder Trieb nach irgend etwas ist eigentlich ein Trieb nach Vorstellung, und mithin nach Thätigkeit. Dieß scheint beym ersten Anblick zum wenigsten bey den sinnlichen Trieben nicht der Fall, weil diese eigentlich Triebe nach einem Afficirtwerden sind. Da aber jedes Afficirtwerden eine Receptivität, mithin ein positives Vermögen der Seele voraussetzt, so begreift man leicht, daß auch bey sinnlichen Trieben der Trieb nach einer thätigen Aeußerung eines gewissen Vermögens der Seele zum Grunde liegt. — Daß aber jeder Trieb nach irgend Etwas, Trieb nach Vorstellung sey, erhellet schon daraus, daß wir einen Gegenstand nicht um sein selbst, sondern um seiner Vor-

2.

Wenn unsre Wünsche befriedigt werden sollen, müssen sie erreichbar seyn: d. h. die verschiedenen Triebe nach Thätigkeit müssen mit dem Gegenstande, nach welchem wir streben, mit dem Maaße unsrer Kräfte, und mit und unter sich selbst in einem richtigen Verhältnisse stehen.

3.

Wenn also unsre Wünsche befriedigt werden sollen, so muß:

1) Ihr Gegenstand wirklich *) seyn.

2) Müssen unsre Kräfte mit der Möglichkeit unsre Wünsche zu befriedigen in einem richtigen Verhältnisse stehen.

3) Müssen unsre Wünsche einander nicht aufheben.

stellung willen begehren. Laßt dem Geizigen sein Gold, aber nehmt ihm die Vorstellung von dem Besitz desselben, so wird er untröstlich: nehmt ihm aber sein Gold, und laßt ihm die Vorstelluug von dem Besitz desselben; so habt ihr ihm nichts genommen, und er bleibt im Besitze seines Glückes.

Jedem Wunsche also liegt der Trieb nach Vorstellung und mithin der Trieb nach Thätigkeit zum Grunde. Selbst der Wunsch nach Ruhe ist nicht Wunsch nach Unthätigkeit, sondern nur ein Streben das verrückte Gleichgewicht in der Thätigkeit herzustellen — ein Streben nach gemäßigter Thätigkeit.

*) Wirklich nenne ich hier, was sein Daseyn durch eine Wirkung bezeichnet.

So oft daher unsre Wünsche nicht befriedigt werden, tritt einer von folgenden drey Fällen ein:

1) Entweder wünschen wir Dinge zu besitzen, die nicht wirklich sind,

2) oder unsre Kräfte reichen nicht hin, uns den Besitz des gewünschten Gegenstandes zu verschaffen:

a) entweder weil unsre Kräfte an sich betrachtet, dazu nicht hinreichend sind,

b) oder weil unsre Kräfte zwar an sich betrachtet hinlänglich wären, wenn nicht äußere Umstände dazu kämen, deren Dazwischenkunft eine neue Disproportion zwischen unsern Kräften, und der Möglichkeit uns den gewünschten Gegenstand zu verschaffen, hervorbringt.

3) Oder unsre Wünsche heben einander so auf, daß die Erfüllung des Einen, die Nichterfüllung des Andern nothwendig nach sich zieht.

4.

Wünschen ist Streben nach Thätigkeit. Wir streben

1) entweder nach physischer, blos sinnlicher Thätigkeit,

2) oder nach geistiger Thätigkeit, und zwar

a) nach Thätigkeit des Erkenntnißvermögens — Thätigkeit des Verstandes und der theoretischen Vernunft;

b) nach Thätigkeit des reinen Begehrungsvermögens — Thätigkeit der praktischen Vernunft. *)

5.

Soll nun dieser Eintheilung gemäß

1) das Streben nach physischer, sinnlicher Thätigkeit befriedigt werden, so müssen alle jene zur Erfüllbarkeit eines Wunsches überhaupt erforderliche Bedingungen (§. 3.) zugegen seyn. Geschieht dies, so wird dieses Streben erfüllt, und es entsteht das Gefühl der physischen Lust, des sinnlichen Wohlbehagens, das seine Grade hat, welche sich immer nach dem Grade des Triebes nach Thätigkeit, und der mehr oder minder vollkommenen Befriedigung desselben richten. Ist dieser Trieb nicht stark, ist er, vielleicht aus physischen Ursachen, geringer als er gewöhnlich bey Menschen zu seyn pflegt, so entsteht daraus körperliche Indolenz, die mithin immer nur relativ ist. Soll

2) das Streben nach geistiger Thätigkeit, und zwar

a) nach Thätigkeit des Erkenntnißvermögens befriedigt werden, so müssen auch alle jene zur

*) Die Vernunft heißt theoretisch, in so ferne sie die Funktion des Denkens verrichtet: sie heißt praktisch, in so fern sie den Willen bestimmt. Man verzeihe mir diese und noch einige der folgenden Anmerkungen, welche zur Erläuterung gewisser Ausdrücke dienen, die zwar den Kennern und Liebhabern der kritischen Philosophie verständlich sind, von jedem andern aber leicht misdeutet werden können.

Erfüllbarkeit eines Wunsches überhaupt erforderliche Bedingungen zugegen seyn. — Wird dann dies geistige Streben erfüllt, so erfolgt ein Gefühl der Fesselosigkeit des Geistes — geistiges Vergnügen, dessen Grad sich auch immer nach dem Grad des Triebes nach dieser Art von Thätigkeit, und der mehr oder minder vollkommenen Befriedigung desselben richtet *). Analoge Gründe bringen auch hier geistige Indolenz hervor, die ebenfalls relativ ist.

b) nach Thätigkeit des reinen Begehrungsvermögens oder der praktischen Vernunft, bey welchem, wenn es in Erfüllung gehen soll, auch alle jene Bedingungen (§. 3.) statt finden müssen, und welches dann wirklich erfüllt wird, wenn wir moralischer werden. Dieses Bewußtseyn weckt in uns moralische Ruhe des Herzens. — Auch hier ist eine Art moralischer Indolenz gedenkbar.

6.

Dieses dreyfache Streben enthält den Inbegriff aller menschlichen Wünsche, und man kann sich dasselbe entweder ganz und vollkommen, oder gar

*) Ein solches geistiges Vergnügen ist dasjenige, welches der Mathematiker empfindet, wenn er eine Reihe von Schlüssen und Folgerungen übersieht. Das reine Vergnügen am sinnlich Schönen gehört, wenn es von keinem Reiz unterbrochen wird, auch hieher.

nicht, oder nur zum Theil befriedigt denken. Auch kann der Fall eintretten, daß nur eines von diesem dreyfachen Streben befriedigt wird. So giebt zum Beyspiel die vollkommene Befriedigung des Triebes nach sinnlicher Thätigkeit den Zustand des höchsten sinnlichen Wohlseyns — oder Glückseligkeit. Die vollkommene Befriedigung dieses dreyfachen Strebens müßte einen Menschen in den Besitz des höchsten Guts *) versetzen.

7.

Die Vorstellung von der vollkommenen Befriedigung dieses dreyfachen Strebens ist ungegründet; denn ihr Gegenstand ist:

1) als Factum unerweislich

*) Der Mensch hat eine doppelte Natur, eine sinnliche und eine vernünftige. Vermöge seiner sinnlichen Natur strebt er nach dem höchsten Genusse des sinnlichen Wohlseyns — nach Glückseligkeit; vermöge seiner vernünftigen Natur nach der höchsten moralischen Vollkommenheit. Seine Bestimmung besteht in der Befriedigung dieses doppelten Triebes: also nicht des Triebes nach Glückseligkeit allein, wie die Eudaimonisten lehren; auch nicht des Triebes nach Moralität allein, wie die Stoiker glauben. Wenn beyde dieser Triebe vollkommen befriedigt werden, so verschafft ihre Befriedigung den Besitz des höchsten Guts. Aber weder der eine, noch der andere kann je vollkommen befriedigt werden: mithin kann auch die höchste Bestimmung des Menschen nur in der stuffenweisen Annäherung zu dem Besitze des höchsten Guts bestehen. —

2) selbst a priori nicht vorstellbar; denn

a) die absolute Befriedigung des Strebens nach der höchsten moralischen Vollkommenheit ist bey endlichen Wesen nicht gedenkbar: sie ist nur als Fortschritt i'n's Unendliche vorstellbar.

b) Der Grad der Glückseligkeit richtet sich nach dem Grad der Moralität: da nun das Streben nach der höchsten Moralität nie befriedigt werden kann, so fällt auch die absolute Befriedigung des Triebes nach Glückseligkeit weg.

c) Im Gegentheil die höchste Befriedigung aller sinnlichen Triebe bringt wie im Einzelnen, so im Ganzen den Zustand hervor, den man Eckel, Uiberdruß nennt. *)

*) Als Beleg hiezu kann folgende Anekdote, die ich in Archenholz England und Italien 1. Bdes 1. Thl. p. 232. finde, dienen: „Das Betragen eines englischen Jüng„ lings, des einzigen Sohns des Milton, der sich selbst „ ermordete, war sehr sonderbar, und giebt Stoff zu aller„ hand Betrachtungen. Jung, wohlgebildet, artig, reich, „ von seinem Vater zärtlich geliebt, von den Damen ge„ sucht, glänzende Ehrenstellen und Würden im Prospekt, „ verlor er doch die Lust zum Leben. Durch einen zu „ grossen und zu geschwinden Genuß desselben „ hatte sich die Sättigung eingefunden, die seinen Ent„ schluß bewirkte. Er gieng in ein Bagnio, ließ sich 12. „ der schönsten Freudenmädchen kommen, denen er alles „ nach ihrem Gefallen aufzutischen befahl. Hierauf wur„ den die Thüren verschlossen, sie müßten sich entkleiden, „ und ihn in dieser Nymphentracht durch wollüstige Stel„ lungen und Tänze zu vergnügen suchen. Nach einigen „ Stunden entließ er sie reichlich beschenkt, zog eine Pisto-

8.

Die Vorstellung — sie mag nun gegründet, oder ungegründet seyn — von der gänzlichen Verfehlung eines jeden dieses dreyfachen Strebens, also aller unsrer Wünsche bringt einen eben so wenig gedenkbaren Zustand hervor, als der Zustand des Besitzes des höchsten Gutes ist, dessen Gegentheil er ist. Die Folge davon wäre die höchste Verzweiflung, zu welcher z. B. Milton seine verworfene Engel verdammt.

9.

Die Vorstellung, daß der größte Theil dieses dreyfachen Strebens nicht befriedigt werde, bringt Unzufriedenheit hervor.

10.

Die Vorstellung, daß der größte Theil dieses dreyfachen Strebens befriedigt werde, versetzt uns in den Zustand der Zufriedenheit.

11.

Zufriedenheit also ist der Zustand angenehmer Empfindungen, welche die Vorstellung von der Be-

„ le aus der Tasche, und erschoß sich. Wahrscheinlich
„ sollte das Bachanal ein Versuch seyn, die Lust zum Le-
„ ben wieder bey ihm anzufachen: freylich wählte er hiezu
„ ein sehr unrechtes Mittel, daher auch der Versuch fehl-
„ schlug. Dieser Vorfall geschah 1776. " —

friedigung unsrer meisten und liebsten Wünsche in uns erweckt. Um also zufrieden zu seyn, müssen nicht alle unsere Wünsche, sondern entweder unsre meisten oder unsre liebsten Wünsche befriedigt werden. Es müssen noch einige in unserer Seele zurückbleiben, welche wir zu erreichen Hoffnung haben. — Diese Erklärung des Ausdrucks Zufriedenheit stimmt selbst mit dem gewöhnlichen Sprachgebrauche überein. Wenn man sagt: Ich bin damit zufrieden — so heißt das ohngefähr so viel: Ich habe zwar vielleicht mehr verdient, und also auch mehr erwartet, inzwischen begnüge ich mich mit dem, was ich erhalten habe.

12.

Der Zustand der Zufriedenheit ist verschieden:

1) Vom Zustand der körperlichen, und der Geistesruhe. Denn körperliche Ruhe ist das Gefühl von nachlassender Anstrengung und Thätigkeit des Körpers. Geistesruhe ist das Gefühl von dem hergestellten Gleichgewicht der verschiedenen Arten von Thätigkeit unsers Geistes.

2) Vom sinnlichen Vergnügen. Denn Zufriedenheit ist ein bleibender Zustand, und resultirt nicht blos aus Sinnlichkeit.

3) Von Glückseligkeit, welche etwas absolutes ist, ein Zustand, der zum wenigsten keine sinnlichen Wünsche mehr übrig läßt.

4) Vom Bewußtseyn moralischer Vollkommenheit, welches mit der Sinnlichkeit in keiner Verbindung steht.

13.

Je nachdem bey einem Menschen die Sinnlichkeit, oder der bessere Theil seines Ichs die Vernunft herrschender ist: muß auch bald dieses, bald jenes von jenem dreyfachen Streben lebhafter und stärker seyn. Bey sinnlichen Menschen ist das stärkste Ingrediens zu ihrer Zufriedenheit physisches, sinnliches Wohlbehagen. Anders ist der Fall bey minder sinnlichen. Wie könnte man sich auch sonst eines Theils die Gleichgültigkeit vieler Menschen, die ihre sinnlichen Wünsche befriedigt haben, gegen alle geistige und moralische Vollkommenheit erklären? Wie könnte man andern Theils begreifen, warum Menschen im Bewußtseyn geistiger und moralischer Vorzüge den Mangel an sinnlichem Vergnügen ertragen können; daß, wie Wieland sagt, ein Weiser

— — — in Phalaris durchglühtem Stier verdürbe
Eh er ein Diadem in Phrynens Arm erwürbe.

Auch bey Menschen, bey denen der Hang zur Sinnlichkeit groß ist, kann das Bewußtseyn geistiger und moralischer Vollkommenheiten, und die daraus entstehende Zufriedenheit den Mangel an sinnlichem Wohlbehagen gewissermassen ersetzen.

14.

Das Bewußtseyn des höchsten für uns erreichbaren Grades von geistiger und moralischer Vollkommenheit ersetzt nicht ganz den Abgang von Glückseligkeit; weil die Sinnlichkeit einen unzertrennlichen Theil von unsrer Natur ausmacht. Wo Mangel an Glückseligkeit, verbunden mit dem Bewußtseyn geistiger und moralischer Vollkommenheiten ist, da tritt der Fall der Resignation ein. Jenes Bewußtseyn höherer Vollkommenheiten erhebt uns über unsere sinnliche Natur, und Genüsse reinerer und edlerer Art halten dem Mangel an sinnlichen Genüssen gewissermassen die Wage. Wir geben ohne Murren einen Theil unserer Glückseligkeit hin, weil der Fortschritt zu einer höhern Moralität uns darüber tröstet. Die Ideen von Gott, Freyheit und Unsterblichkeit, als Produkte der reinen praktischen Vernunft, zeigen sich hier in ihrem ganzen Gewichte.

15.

Die dunkle Vorstellung von der Befriedigung einiger meistens geringer und sinnlicher Wünsche erzeugt den Zustand, den wir gute Laune nennen. Er entsteht oft blos aus dem Gefühl des körperlichen Wohlseyns. — Da bey Befriedigung dieser kleinen Wünsche keine Rücksicht auf die übrigen erfüllten, oder nicht erfüllten, zu erfüllenden, oder nicht zu erfüllenden Wünsche genommen wird, so begreift man leicht, warum, im Gan-

zen genommen, zufriedene und unzufriedene Menschen zuweilen Anwandlungen von guter Laune haben können. Da ferner die gute Laune meist von der Befriedigung sinnlicher Wünsche abhängt, so erklärt sichs von selbst, warum eine gute gesunde Disposition des Körpers ein Hauptrequisit zur guten Laune ist.

16.

Es giebt eine Art von Menschen, die man humoristische, launigte, jovialische Menschen nennt. Bey diesen ist meistens der Witz geschäftig welcher hauptsächlich darin seine Thätigkeit äußert, daß er die komischen, burlesken, lächerlichen Seiten an gewissen Sachen, Personen, und Begebenheiten aufsucht und bemerkt. Dieser Zustand des guten Humors, der Laune, der Jovialität entsteht aus der Vorstellung der Thätigkeit des Witzes dieser Art. Er ist von der Sinnlichkeit in so ferne unabhängig, als es viele Menschen giebt, die bey einer kränklichen Konstitution, ja selbst während dem Schmerz dieses Talent äußern, z. B. Sterne, Swift, u. s. w. Gesellt sich gute Laune, die aus physischen Ursachen entsteht, hinzu, so wird die Jovialität noch lebhafter.

17.

Da nicht bey allen Menschen der Trieb nach Thätigkeit gleich groß ist, so können auch nicht alle Menschen gleich viele und gleich heftige Wünsche haben.

Bey einigen reicht daher schon die Erfüllung einiger Wünsche hin, um sie zufrieden zu machen; die Nichterfüllung anderer hingegen macht, weil sie nicht so heftig wünschten, sie nicht gleich unzufrieden. Dies ist der Fall bey Kindern, bey Wilden, und überhaupt bey Menschen, die wenige Bedürfnisse kennen. Jede unsrer Kräfte schlummert, als Vermögen in unsrer Seele, und wird nicht anders als durch eine gegebene Veranlassung geweckt. So bald die Veranlassung zur Aeußerung dieser Kraft gegeben worden ist, so lernt sie der Mensch kennen, und ihre Aeußerung wird ihm zum Bedürfniß. Je weniger der Mensch seine Kräfte kennt, desto weniger fühlt er den Trieb in sich, sie in Thätigkeit zu setzen, und er besitzt einen desto höhern Grad von einer gewissen negativen Zufriedenheit. — Oft mäßigt auch bey einigen Menschen die längere Dauer gewisser Uibel, den Trieb nach dieser Art von Thätigkeit, welche durch diese Uibel gehemmt worden ist. Daher kömmt es, daß Menschen, die anfänglich mit ihrem Schicksal unzufrieden waren, sich nach und nach an dasselbe gewöhnen. Aber eine kleine Erleichterung ihres Schicksals weckt auch oft das ganze Gefühl ihrer Kraft und ihres Werths.

18.

Die Vorstellung von der Befriedigung eines einzigen aus der Reihe unserer Wünsche ausgehobenen Wunsches bringt eine einzelne angenehme Empfindung eine partiale Zufriedenheit hervor.

19.

Die Vorstellung von der Befriedigung unsrer meisten oder liebsten Wünsche bringt einen bleibenden Zustand angenehmer Empfindungen hervor, den man, wenn man will totale Zufriedenheit, besser Zufriedenheit als Charakter benennen kann.

20.

Der Zustand der Zufriedenheit hat einige Analogie mit dem Vergnügen am Sinnlich-Schönen. Vergnügen überhaupt entsteht, wenn die Seele leicht und stark beschäftigt wird. Soll der Anblick des Schönen in uns Vergnügen erwecken, so muß die Vorstellung davon so beschaffen seyn, daß sie den Geist leicht und stark beschäftiget. Die Vorstellung einer geraden Linie beschäftiget den Geist zwar leicht, aber nicht stark genug, sie macht also nicht Vergnügen. Eine unregelmäßig verwickelte krumme Linie beschäftiget zwar den Geist stark, aber nicht leicht genug, weil es Mühe kostet, ihre mannigfaltigen Wendungen mit einem Blicke zu überschauen, sie kann also auch kein Vergnügen erwecken. Ist eine Linie hingegen so beschaffen, das sie zwar Mannigfaltigkeit genug hat, um den Geist stark zu beschäftigen: aber eine Mannigfaltigkeit, die den Geist nicht ermüdet, so gewährt ihre Vorstellung Vergnügen. Eine solche Linie ist die Wellen- oder Schlangenlinie, welche Hogarth mit allem Recht zum Range der Schönheitslinie erhoben hat. — So verhält sichs

auch mit der Zufriedenheit. Alles haben ist theils unmöglich, theils gebieret es Eckel und Uiberdruß. Nichts haben macht Misvergnügen, oft Verzweiflung. Etwas haben und etwas entbehren macht zufrieden.

Uiber den Begriff von Unzufriedenheit.

21.

Unzufriedenheit ist ein Zustand unangenehmer Empfindungen, welcher aus der Vorstellung, daß unsre meisten, oder unsre liebsten Wünsche nicht befriedigt werden, entsteht. *)

22.

Nach Maaßgabe der dreyfachen Ursache der Unerreichbarkeit unserer Wünsche (§. 3.) kann man drey Hauptquellen der Unzufriedenheit annehmen:

1) Wir wünschen Gegenstände, die nicht wirklich sind.

2) Unsere Kräfte stehen mit der Möglichkeit unsre Wünsche zu befriedigen in einem Misverhältniß.

*) Wenn von Gefühlen und Empfindungen die Rede ist, so kann kein Mensch durch Worte ausdrücken, worinn sie bestehen, alles, was man thun kann, um sich andern deutlich zu machen, ist, daß man zeige: woher sie entstehen?

3) Unsere Wünsche sind von der Beschaffenheit, daß die Erfüllung des einen, die Nichterfüllung des andern nach sich zieht.

23.

Die Gegenstände unserer Wünsche haben entweder auf unsere sinnliche oder auf unsere geistige Natur einen Bezug, d. i. wir haben sinnliche und geistige Wünsche.

24.

Die Vorstellung von der Nichtbefriedigung eines einzelnen sinnlichen Triebes bringt eine einzelne unangenehme Empfindung hervor, die zwar nicht immer ein Schmerz ist, aber dennoch ein gewisses Misbehagen hervorbringt, z. B. Hunger, Durst, Nichtbefriedigung des Begattungstriebes, u. s. w.

25.

Die Vorstellung von der Nichtbefriedigung der meisten unserer sinnlichen Wünsche bringt einen fortdauernden Zustand unangenehmer Empfindungen, ein fortdauerndes Misbehagen hervor, das in Unzufriedenheit übergehen kann, wenn uns nicht die Vorstellung von der Befriedigung unsrer geistigen Bedürfnisse, besonders aber das Bewußtseyn unserer Moralität dafür entschädigt. Sinnliche Unzufriedenheit.

26.

Unsre geistige Wünsche beziehen sich entweder auf unser Erkenntnißvermögen, oder auf unser Begehrungsvermögen. Wenn unsre geistige Wünsche, welche sich auf das Erkenntnißvermögen beziehen, nicht befriedigt werden, d. h. wenn der Trieb nach Vermehrung und Berichtigung unserer Kenntnisse unbefriedigt bleibt, so entsteht daraus ein unangenehmer Zustand, der leicht in Unzufriedenheit übergehen kann, wenn jener Trieb herrschend, und die Befriedigung unserer sinnlichen und moralischen Wünsche uns dafür schadlos zu halten nicht im Stande war. Geistige Unzufriedenheit.

27.

Wenn unsre geistige Wünsche, welche sich auf das Begehrungsvermögen beziehen, nicht befriedigt werden, d. h. wenn unser Trieb nach moralischer Vollkommenheit unbefriedigt bleibt, wenn wir an uns Fehler, und keinen Fortschritt zu höherer moralischer Vollkommenheit gewahr werden, so entsteht daraus ein fortdauerndes unangenehmes Gefühl, das immer in einen bleibenden Zustand der Unzufriedenheit übergeht, weil uns für die Nichtbefriedigung dieses Triebes, weder die Befriedigung unsrer sinnlichen, noch die Erfüllung un-

frer geistigen *) Wünsche schadlos zu halten im Stande ist**). Moralische Unzufriedenheit.

Quellen der Unzufriedenheit.

28.

Sinnliche Unzufriedenheit.

1) Die allgemeinen Quellen der sinnlichen Unzufriedenheit liegen in den allgemeinen Ursachen der Unerreichbarkeit unserer Wünsche (§. 3. 22.) angewandt auf die Sinnlichkeit. Sinnliche Unzufriedenheit entsteht also:

a) Wenn wir Gegenstände der Sinnlichkeit begehren, die nicht wirklich sind. Wer z. B. ein Ideal von einem Weibe sucht, greift nach einer Schimäre. Leute von feuriger Einbildungskraft sind hauptsächlich der Gefahr sinn-

*) Man kann die geistigen Wünsche, welche sich auf das Erkenntnißvermögen beziehen, vorzugsweise geistige Wünsche nennen. Ich will ins künftige diesen Ausdruck beybehalten.

**) Uiber den Mangel an Glückseligkeit kann uns das Bewußtseyn moralischer Vollkommenheit trösten. Aber das Bewußtseyn des Mangels an Moralität wird durch keinen auch noch so hohen Grad von Glückseligkeit ausgetilgt. Dies kömmt daher, weil der Trieb nach Glückseligkeit ein sinnlicher Trieb mithin nur bedingt ist: das Streben nach der höchsten moralischen Volkommenheit hingegen ist eine Forderung der Vernunft; alle Forderungen der Vernunft aber sind unbedingt.

lich=unzufrieden zu werden ausgesetzt. Sie schweben in einer selbstgeschaffenen Ideenwelt, und beschäftigen sich mit immerwährenden Träumen. Sie phantasiren sich Genüsse, hinter welchen die Wirklichkeit gewöhnlich weit zurückbleibt. Eine Zeit lang, läßt sich zwar die Einbildungskraft anstrengen, und täuscht uns mit erkünstelten Empfindungen. Aber wie bald laßt diese unnatürliche Spannkraft der Phantasie nach? Wie oft wird sie durch wahre Empfindungen zerstört? — Und wie elend sind wir dann, wenn wir aus dem Entzücken, in das uns unsre Träumereyen versetzt hatten, zu einer traurigen Wirklichkeit erwachen, und aus unsrer schönen Feenwelt durch irgend einen unangenehmen Stoß in diese wirkliche Welt herabgestürzt werden! Dies war offenbar die Hauptquelle von Rousseau's Unzufriedenheit. — Eine zweyte Ursache sinnlicher Unzufriedenheit liegt darin,

b) daß unsre Kräfte oft mit der Möglichkeit der Erreichung unsrer sinnlichen Wünsche in einem Misverhältnisse stehen. Z. B. wenn den abgenützten Wollüstling seine Kräfte verlassen, und die sinnlichen Begierden noch zurück bleiben; das Gefühl seines Unvermögens ihn foltert, und noch jeder Nerv nach Genuß lechzt. — Eine traurige Lage, welche sich alle diejenigen zubereiten, die zu früh, zu geschwind,

und zu viel genieſſen. — Die dritte allgemeine Urſache ſinnlicher Unzufriedenheit iſt:

c) daß unſre ſinnlichen Wünſche einander oft aufheben. Vergebens wünſcht der Verſchwender reich, der Ausſchweifende geſund und ſtark zu bleiben.

2) Als beſondere Quellen ſinnlicher Unzufriedenheit können noch angeſehen werden:

a) eine kränkliche Konſtitution des Körpers, welche aus allzu groſſer Schwäche und Reizbarkeit der Nerven herrührt, die ihre Urſache haben mag, worinn ſie will. — Hypochondrie. Bey einer ſolchen Beſchaffenheit des Körpers erweckt jeder ſtärkere Reiz der Nerven ein peinliches Gefühl: man empfindet alles und mithin auch das Unangenehme lebhafter: man iſt todt für jeden Genuß, weil ein immerwährendes Gefühl des körperlichen Unbehagens uns jeden ſinnlichen Genuß verbittert. Dieſe Krankheit, welche eigentlich im Körper ihren Sitz hat, theilt ſich auch dem Geiſte mit, und Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt, und mit der ganzen Welt iſt noch eines der gelindeſten Uibel, welche ſie nach ſich zieht; da Melancholie, und förmlicher Wahnſinn ſie nicht ſelten zu begleiten pflegen.

b) Eine zweyte beſondere Quelle ſinnlicher Unzufriedenheit liegt in der Beſchaffenheit ſinnli-

cher Wünsche. Sinnliche Wünsche sind ihrer Natur nach meist dunkel, daher auch die Vorstellung von den Mitteln, die zu ihrer Befriedigung führen, nur dunkel seyn kann. Wir wünschen, ohne selbst zu wissen, was wir wünschen. — Da diese dunklen Wünsche oft verzehrender sind als die bestimmtesten, so ist ein solcher Zustand sehr unangenehm. Ein Beyspiel davon sind junge Leute, welche das Bedürfniß der Liebe anfangen zu fühlen. *)

c) Noch eine besondere Quelle sinnlicher Unzufriedenheit liegt in der Erziehung, der Lebensart und dem jedesmaligen Grad der Kultur der Menschen. Daß

*) „ J'étois inquiet, sagt Rousseau, distrait, rêveur; „ je pleurois, je soupirois, je desirois un bonheur, „ dont je n'avois pas d'idée, & dont je sentois pour- „ tant la privation. Cet état ne peut se décrire, & „ peu d'hommes même le peuvent imaginer; parce- „ que la plûpart ont prévenu cette plénitude de vie, „ à la fois tourmentente & délicieuse, qui dans l'ivres- „ se du desir donne un avant-goût de la jouissance. „ Mon Sang allumé rempliſſant incessament mon cer- „ veau de filles & de femmes, mais n'en sentant le „ veritable usage, je les occupois bizarrement en „ idée à mes fantaisies, sans en savoir rien faire de „ plus; & ces idées tenoient mes sens dans une acti- „ vité tres incommode, dont par bonheur elle ne „ m'aprennoient point à me délivrer. J'aurois donné „ ma vie, pour retrouver un quart d'heure une De- „ moiselle Goton. *Rouss. Confess. Livr. III. au comenc.*

eine verkehrte Erziehung die vorzüglichste Ursache der Unzufriedenheit so vieler Menschen sey, lehrt eine, leider, sehr traurige Erfahrung. Man kann die übertriebenen Wünsche, und die überspannten Erwartungen bey der Jugend nicht genug mäßigen: man kann nicht genug ihren Körper gegen alles physische Ungemach abhärten. Verfeinert man ihre Gefühle zu sehr, füllt man die Einbildungskraft mit einer Menge glänzender Erwartungen an, ohne das Gemüth, auch auf den Fall, wenn alles mislingen sollte, gehörig vorbereitet zu haben: so macht man die Menschen schon zum voraus unglücklich. — Auch die Lebensart, und der jedesmalige Grad von Kultur unter den Menschen hat einen wichtigen Einfluß auf ihre sinnliche Zufriedenheit. Der Landmann, und überhaupt jeder Mensch, der sich von der Natur noch nicht zu weit entfernt hat, hat wenige Bedürfnisse, und mithin auch weniger Ursache über mislungene Wünsche zu klagen. Die steigende Kultur vermehrt unsere sinnliche Bedürfnisse, und mithin auch unsere Unzufriedenheit.

29.

Geistige Unzufriedenheit.

Ihre Quellen sind

1) allgemein; denn entweder beziehen sich unsre geistige Wünsche

a) auf Gegenstände, die in Rücksicht auf unser Erkenntnißvermögen nicht wirklich sind: d. i. wir wünschen Begriffe von Gegenständen zu haben, die weder erkennbar, noch denkbar sind. — Vergebens bemüht sich z. B. der Alchymist das Geheimniß des Steines der Weisen zu entdecken; vergebens der Mathematiker die Quadratur des Cirkels zu erfinden. Die Hoffnung diese Probleme endlich denn doch einmal aufzulösen, feuert eine Zeit lang unsern Muth an, darüber nachzugrübeln: aber mehrere mislungene Versuche schlagen endlich den Geist nieder, und lassen in demselben eine traurige Leere zurück, die oft entweder zu gänzlicher Verstandes-Verwirrung, oder zu einem unglücklichen Skepticismus führt, der selbst unserer Moralität gefährlich werden kann.

b) Oder es reichen die Kräfte unsers Geistes nicht hin sich Begriffe von gewissen Gegenständen zu machen. Wir können unsre Geisteskräfte nur bis auf einen gewissen Punkt anstrengen: dann verlassen sie uns gewöhnlich, und das Misvergnügen über die vergebliche Anstrengung derselben macht uns unzufrieden. So strengt z. B. der theologische Grübler seine Denkkraft vergebens an, um das Geheimniß der Dreyeinigkeit, der immaculata conceptio, der Art der Gegenwart Christi beym Abendmal u. s. w. zu ergründen. Eine gänzliche Abspannung aller

Geisteskräfte, die uns mismüthig und unzufrieden macht, selbst den Körper angreift, und oft eine förmliche Manie nach sich zieht, dies ist die gewöhnliche Folge dieses unglücklichen Verkennens der Gränzen der menschlichen Vernunft. Alle jene, welche über die engen Gränzen, die dem menschlichen Geiste vorgeschrieben sind, klagen, gehören zu dieser Klasse von Unzufriedenen. Ferner: Jeder Zustand des Zweifelns, der immer eine Folge des Unvermögens des menschlichen Geistes ist, versetzt uns in eine peinliche unangenehme Lage. Selbst wenn die Sache, worüber wir in Zweifel sind, gleichgültig ist, ist Ungewißheit eine Art von Geistesfolter: um so mehr also bey Uiberzeugungen, an denen unser Herz einen zu lebhaften Antheil nimmt, als daß es in Rücksicht auf dieselben nicht auf völlige Gewißheit dringen sollte. Solche Uiberzeugungen sind z. B. die von dem Daseyn eines Gottes, von der Moralität der Handlungen, von der Unsterblichkeit der Seele, u. s. w. — Ein solcher Zustand des Zweifelns kann herrschend, und unsrer Ruhe nachtheilig werden. Aus eben diesen Gründen macht uns auch jeder bemerkte Widerspruch mit uns selbst unzufrieden.

c) Oder unsere geistige Wünsche sind von der Beschaffenheit, daß sie einander aufheben. Alle Kenntnisse, welche der mensch-

liche Geist besitzt, besitzt er nur vermittelst seines Gedächtnisses. Dieses Gedächtniß ist nur einer bestimmten Masse von Ideen fähig: wer daher mehr fassen will, ohne einen Theil dessen, was er besaß, fahren zu lassen, fordert etwas, was er nicht erlangen kann. In diesem Falle befinden sich alle diejenigen, welche gerne alles wissen möchten, und die nicht begreifen können, daß, um gewisse Sachen zu erlernen, es durchaus nothwendig sey, andere zu vergessen. Solche Menschen werden dann gewöhnlich misvergnügt und unzufrieden, wenn ihre Wißbegierde so oft unbefriedigt bleiben muß.

2) Eine besondere Quelle geistiger Unzufriedenheit liegt in dem Feuer einer jugendlichen Einbildungskraft, welcher der gewöhnliche ruhige Gang in den Wissenschaften von Begriffen zu Begriffen viel zu langsam scheint, die gerne alles überflügeln, gerne am Ziele seyn möchte, ohne die ganze Bahn durchlaufen zu haben. Da man bey einer solchen Anlage selten auf die Hindernisse, die uns bey einem weitern Fortschritt in den Wissenschaften in den Weg tretten können, Rücksicht nimmt: so setzt uns ihr wirkliches Erscheinen in nicht geringe Verlegenheit; es benimmt dem Jüngling oft allen Muth weiter zu gehen, und indem so manche seiner schönen Aussichten dadurch vernichtet werden, so sinkt sein Geist in eine traurige Leere zurück, welche immer zum Missmuth und zur Unzufriedenheit führt.

30.

Moralische Unzufriedenheit.

1) Die allgemeinen Quellen der moralischen Unzufriedenheit sind ganz den Quellen geistiger und sinnlicher Unzufriedenheit analog. Moralische Unzufriedenheit entsteht, wenn wir unsre moralische Wünsche nicht erreichen. Ihre Unerreichbarkeit liegt dann:

a) darinn, daß wir Gegenstände begehren, die in moralischer Rücksicht nicht wirklich sind, wo es dann hauptsächlich auf den Begriff, den man sich von der höchsten moralischen Bestimmung des Menschen macht, ankömmt. Glauben wir, daß unsre höchste moralische Bestimmung darinn bestehe, daß wir das Ideal von Moralität, das unsrer Vernunft vorschwebt, ganz und vollkommen erreichen sollen: so muß uns diese Einbildung nothwendig auf Abwege leiten: denn weder Gott, als der oberste moralische Gesetzgeber, noch unsre eigene Vernunft fordern von uns die absolute Erreichung dieses Ideals, sondern beyde sind mit einer stuffenweisen Annäherung zu demselben durch einen Fortschritt ins Unendliche zufrieden. Wer dies vergißt, in demjenigen muß bey einer feurigen Einbildungskraft, und einem guten Willen der Selbstvorwurf entstehen, nicht das geleistet zu haben, was man konnte, und was man zu leisten verbunden war. — Auf noch meh-

rere und unserer Ruhe weit gefährlichere Abwege geräth unser Herz, wenn unsere Begriffe von der moralischen Bestimmung des Menschen falsch sind. Dies gilt von allen jenen Schwärmern, von den Platonikern an, bis auf die Stifter der Mönchsmoral, welche die Vereinigung mit Gott, und die Ertödtung der Sinnlichkeit für die höchste Bestimmung eines moralischen Wesens halten. Da diese Begriffe blos auf einer Täuschung der Phantasie, oder auf misverstandenen Stellen gewisser heiliger Bücher, deren jede geoffenbarte Religion welche aufzuweisen hat, beruhen, so führt die Einsicht der Unmöglichkeit ihrer Realisirung desto eher zur Unzufriedenheit. — Die Unerreichbarkeit unserer moralischen Wünsche liegt

b) darinn, daß unsre Kräfte nicht hinreichen, gewisse moralische Wünsche zu realisiren. — Denn entweder reichen unsre Kräfte schon an und für sich selbst nicht hin, diese Wünsche zu erreichen: und dies ist immer der Fall, wenn wir nach einer moralischen Vollkommenheit streben, die kein endliches Wesen erreichen kann: oder wir berechnen nicht die Hindernisse, die sich uns in den Weg setzen, und deren Daseyn es doch unmöglich macht, daß unsre Kräfte hinreichen sollten, jene Wünsche zu befriedigen. Um einen gewissen Grad moralischer Vollkommenheit zu erreichen, bedarf es eines verhältnißmäßigen Grades von Herr-

schaft über die Sinnlichkeit, und von Selbstüberwindung. Wir müssen unsre Sinnlichkeit gefangen nehmen unter die Vorschriften der Vernunft. Sie ganz zu unterdrücken ist weder möglich, noch sind wir dazu vermöge der Einrichtung unserer Natur verpflichtet. Steht aber irgend jemand in dem Wahne, man müsse, um ein moralischer Mensch zu werden, seine sinnliche Natur ganz verläugnen, dem wird, wenn er bemerkt, daß seine Sinnlichkeit, gleich einer zertrettenen Schlange noch immer ihr Haupt erhebt, jederzeit bange werden, so oft sich eine menschliche Begierde in seinem Herzen regt. Er wird vor jedem auch noch so unschuldigen sinnlichen Vergnügen zurückbeben, und da er den Trieb darnach denn doch nie aus seiner Natur herausreissen kann, wird eine gewisse Aengstlichkeit sich seines ganzen Wesens bemeistern, die ihn immerwährend mit sich selbst unzufrieden machen muß.

c) Unsre moralische Wünsche heben einander nicht auf, denn sie sind Aussprüche der Vernunft, die nie sich selbst widersprechen kann. Die Nichterreichbarkeit unserer moralischen Wünsche kann also auch nie — wie dies bey unsern geistigen und sinnlichen Wünschen der Fall ist — daher kommen, daß sie einander widersprächen: wohl aber können sie — und der Fall ereignet sich jeden Augenblick — mit unsern sinnlichen Wünschen in Kollision kom-

men, da denn immer die Nichterfüllung der erstern oder der letztern darauf folgen muß. Wenn wir nun diesen immerwährenden Kampf der Sinnlichkeit mit der Vernunft in uns bemerken, so muß daraus ein gewisser unbehaglicher Zustand entstehen, welcher gewöhnlich bey jenen Menschen statt findet, die entweder ein zu gutes Herz besitzen, um ausgemachte Bösewichter zu werden; oder denen es nicht an bösem Willen fehlen würde, schlechte Menschen zu werden, wenn sie nicht die Furcht vor den Vorwürfen eines bösen Gewissens zurückhielte. Sie möchten gerne sündigen, aber sie haben nicht Muth dazu.

2) Eine besondere Quelle moralischer Unzufriedenheit ist das Bewußtseyn einzelner böser Handlungen, deren Wiedererinnerung uns oft unser ganzes Leben hindurch peinigt.

31.

Zu den moralischen Unzufriedenen gehören in einer gewissen Rücksicht auch diejenigen Menschen, welche die Theologen Geistlich-Angefochtene nennen. Diese geistliche Anfechtungen, die nichts anders als eine Art religiöser Manie sind, entstehen gewöhnlich bey schwachköpfigen und abergläubischen Menschen, die falsche Begriffe von Gott als dem höchsten moralischen Gesetzgeber, und ihrem Verhältnisse zu ihm haben. Die-

ser Zustand kann nach und nach in völligen Wahnsinn ausarten.

32.

Der Grad unserer Glückseligkeit richtet sich nach dem Grad unsers innern geistigen und moralischen Werths. Dies ist der Ausspruch unserer Vernunft, den wir für so gültig annehmen, daß wir es nicht wagen, einen höhern Grad von Glückseligkeit zu fordern, als den, welcher unserm moralischen Werthe angemessen ist; und daß wir nicht so leicht mit unserm Schicksale unzufrieden werden, wenn wir uns dasselbe selbst durch unser eigenes Verschulden zugezogen haben. Hingegen fordert unsre Vernunft auch mit vollem Rechte, daß unsrem moralischen Werth ein verhältnißmäßiger Grad von Glückseligkeit zugetheilt werde. Ist dies nicht der Fall, d. h. findet eine Disproportion zwischen unserm innern moralischen Werth, und unserm äußern Glücke Statt, so werden wir mit unserm Schicksale *) unzufrieden.

33.

Unzufriedenheit mit seinem Schicksale entsteht also aus der Vorstellung der Disproportion unsers innern geistigen und moralischen Werths mit dem Grade von

*) Schicksal heißt hier nichts anders, als der bestimmte Grad von Glückseligkeit dessen ein jeder genießt.

Glückseligkeit, der uns im Laufe der Dinge zugetheilt ward. Jeder ehrliche Mann also, der bey oder wegen seiner Rechtschaffenheit im Elende schmachtet, muß unzufrieden mit seinem Schicksale seyn. Auch kann ihm diese Unzufriedenheit nicht als ein Fehler des Eigennutzes angerechnet werden, da der Trieb nach Glückseligkeit der menschlichen Natur eben so tief eingeprägt ist, als der Trieb nach moralischer Vollkommenheit. Ist das Misverhältniß zwischen seinem innern moralischen Werth, und seinen äußern Glücksumständen nicht gar zu groß; ist seine Seele stark genug, um in dem Bewußtseyn innerer moralischer Größe hinlänglichen Ersatz für den Mangel seines ihm gebührenden Antheils an irrdischer Glückseligkeit zu finden; wird sein Herz durch den Glauben an Gott, Unsterblichkeit, und an ein wieder herzustellendes Gleichgewicht zwischen Moralität und Glückseligkeit in einer zukünftigen Welt belebt: so geht diese Unzufriedenheit in eine erhabene Resignation über, in deren Bewußtseyn der Weise einen Genuß findet, der ihm einen reichlichen Ersatz für alles das anbietet, was er hienieden zu entbehren genöthiget war.

34.

Da der Grund zur Unzufriedenheit mit seinem Schicksale in der Vorstellung des Misverhältnisses zwischen unserm moralischen Werth, und dem uns zugetheilten Grade von Glückseligkeit liegt; da wir uns ferner, entweder die Menschen, oder die bestehende

Einrichtung der Dinge in der Welt und ihren Urheber, als Ursache dieses Misverhältnisses denken können: so wird auch unsre Unzufriedenheit eine doppelte Richtung nehmen; wir werden entweder mit den Menschen, oder mit dem Lauf der Dinge in der Welt in Rücksicht unserer, und mithin auch mit dem Urheber desselben — mit Gott unzufrieden seyn.

35.

Glaubt der Unzufriedene, daß die meisten Menschen sich absichtlich der Befriedigung seiner Wünsche widersetzen, und also vorsätzlich jenes Misverhältniß zwischen seinem innern Werth, und seinem äußern Glück hervorbringen, so artet seine Unzufriedenheit leicht in Misanthropie aus. Er flieht ein Geschlecht, das die Ursache seines Unglücks ist, das ihn miskennt, verachtet, oder gar aus Bosheit und Schadenfreude neckt und quält. Er sieht alle Menschen als seine natürliche Feinde an, sucht alle Verhältnisse mit ihnen zu zerreißen, zieht sich in die Einsamkeit zurück, und sucht sich durch Verachtung an einem Geschlechte zu rächen, das ihn seiner Meinung nach von sich stieß. Dieser Menschenhaß ist fast immer mit Hypochondrie verbunden; einer Krankheit, die uns alle Dinge durch einen schwarzen Schleier erblicken läßt, die aus Mücken Elephanten macht, alles überspannt, und übertreibt, und die Seele in einen fieberischen Zustand versetzt, in welchem

es ihr unmöglich ist, die Dinge richtig wahrzunehmen, und zu beurtheilen.

36.

Glaubt der Unzufriedene, daß die Ursachen jenes Misverhältnisses nicht so wohl in der Bosheit der Menschen, als vielmehr in der Zusammenkettung der Umstände, im Laufe der Dinge, in der Einrichtung seiner eigenen, und der ganzen übrigen Natur liegen: so bricht seine Unzufriedenheit in lautes Murren gegen die Gottheit, und in Tadel der Vorsehung aus. Er ist dann um so unglücklicher, da ihm weder der Gedanke an Gott und Vorsehung, noch die Uiberzeugung von der weisen und wohlthätigen Einrichtung der Dinge in der Welt irgend eine Beruhigung in seiner trostlosen Lage gewähren kann. Daß körperliche Leiden, die unmittelbar auf die Organe der Empfindung wirken, und eine verdorbene Phantasie, hier oft eine sehr wichtige Rolle spielen, wird durch unzählige Erfahrungen bestättigt.

37.

Hat unser Blick einmal Misverhältnisse in unsern eigenen Schicksalen entdeckt, so geschieht es selten, daß er nicht auch eine allgemeine Disharmonie in dem Laufe der Dinge in der Welt bemerken sollte: entweder, weil der Mensch so sehr geneigt ist, sich selbst zum Mittelpunkt der ganzen Schöpfung zu machen, und mithin das Wohl des Ganzen von dem Seinigen für unzer-

trennlich zu halten, oder weil er die Einrichtung der Dinge in der Welt nach falschen Grundsätzen beurtheilt. Zwar geschieht es selten, daß Leute, die mit ihrem eigenen Schicksal zufrieden sind, mit dem Laufe der Dinge in der Welt unzufrieden seyn sollten: aber es giebt denn doch eines Theils Menschen, die ihre Hypochondrie alles falsch wahrnehmen, und nichts als Jammer und Elend in dieser besten Welt erblicken läßt: andern Theils zu weiche theilnehmende Herzen, die jedes fremde Leiden zu stark mitempfinden, und die der Anblick des Elends, das sie in der Welt antreffen, wegen der ausserordentlichen Zartheit ihrer Gefühle in einen sehr unbehaglichen Zustand versetzt, der gewöhnlich in einen bleibenden Karakter von Unzufriedenheit übergeht. Oft können aber auch falsche Begriffe von Optimism, aus irrigen Principien hergeleitete und zuweit getriebene Spekulationen unsern Verstand irre machen, und durch ihn auch unsrer Ruhe nachtheilig werden. Diese letztere Art von Unzufriedenen, die über die bestehende Einrichtung in der Welt misvergnügt sind, ohne zunächst auf ihr eigenes Schicksal Rücksicht zu nehmen, möchte ich kosmopolitische, jene aber, deren Unzufriedenheit sich nur auf sie selbst bezieht, egoistische Unzufriedene nennen. Rousseau war ein solcher egoistischer Unzufriedene, und der Verfasser des Kandide wäre ein kosmopolitischer Unzufriedene geworden, wenn er auf seinem Ferney weniger Ursache gehabt hätte, mit seinem äussern Schicksale zufrieden zu seyn.

38.

Die Unzufriedenheit hat Grade. Diese richten sich durchaus nach der Verschiedenheit des Grades, in welchem die allgemeinen Ursachen der Unzufriedenheit (§. 3. 22.) wirken. Je schwerer ein Gegenstand, nach dem wir streben, zu realisiren ist; je heftiger unsre Wünsche sind, und je schwächer das Gefühl der Kräfte ist, die zur Erreichung derselben erfordert werden; je mehr Hindernisse sich unsern Wünschen entgegensetzen; je weniger Hoffnung wir haben, sie erfüllt zu sehen; je mehr andre Wünsche wir darüber aufgeben müssen: desto unzufriedener werden wir. Sinnliche Unzufriedenheit, die entweder aus körperlichen Uibeln entsteht (Hypochondrie), oder von der Vorstellung des Misverhältnisses unsers innern moralischen Werths zu unsern äußern Glücksumständen herrührt, ist dem Grad nach die empfindlichste, weil die Ursachen, aus welchen sie herrührt, meist unmittelbar auf die Empfindungsorgane wirken. *)

39.

Eine jede von diesen drey Arten der Unzufriedenheit ist schon im Stande, die Zufriedenheit

*) Bey Hypochondristen leuchtet diese Bemerkung von selbst in die Augen. Sie gilt aber auch von allen den Unzufriedenen, die es wegen der mislichen Lage ihrer äußern Glücksumstände sind. Denn endlich bezieht sich doch alles Entbehren, welches diese Menschen unzufrieden macht auf körperliche Bedürfnisse.

eines Menschen zu stören, weil die letztere jede dieser drey Arten von Unzufriedenheit ausschließt, und aus der Vorstellung der Befriedigung unsrer sinnlichen, geistigen und moralischen Wünsche resultirt. Um also nicht zufrieden zu seyn, darf man nur von einer dieser drey Arten von Unzufriedenheit behaftet seyn. Um aber aus dem Zustand der Nichtzufriedenheit in den Zustand der förmlichen Unzufriedenheit überzugehen, braucht es nur, daß man zu dieser oder jener Art von Unzufriedenheit mehr Prädisposition habe, daß man in einem höhern Grade davon behaftet sey, oder daß sich noch ein Antheil von einer andern Art von Unzufriedenheit dazu mische. Der höchste Grad von Unzufriedenheit, der schon an den Zustand der Verzweiflung gränzt, ist unstreitig, wenn alle jene drey Arten von Unzufriedenheit im höchsten Grade auf einen Menschen wirken. Die Folge davon ist öfters der Selbstmord.

40.

Aber auch eine einzige Art von Unzufriedenheit kann, wenn sie einen hohen Grad erreicht hat, entweder förmlichen Wahnsinn, oder Selbstmord nach sich ziehen. Ja ein einziger fehlgeschlagener Wunsch, der sich unsrer ganzen Seele bemeistert, und alle andere Begierden in derselben unterdrückt hat, kann Menschen oft bis zum Wahnsinn, und seiner schrecklichsten Aeußerung, dem Selbstmorde, unzufrieden machen. Dies ist z. B. der Fall bey verschmähter, fehlgeschlagener Liebe.

41.

So wie Zufriedenheit vom Zustand der Ruhe, vom sinnlichen Vergnügen, von Glückseligkeit, und vom Bewußtseyn moralischer Vollkommenheit verschieden ist: so unterscheidet sich auch die Unzufriedenheit von den mit ihr verwandten, und jenen entgegengesetzten Zuständen aus analogen Gründen.

42.

Es giebt gewisse geringe meist sinnliche und dunkle Wünsche, deren Nichterfüllung zwar ein kleines Uibel ist, und uns nicht stets unzufrieden, demohngeachtet aber mismüthig und verdrießlich macht, und uns in einen Zustand des Murrsinns und des Misbehagens versetzt, den wir durch das Wort üble Laune bezeichnen. Meist sind wir uns den Ursachen, die unsre üble Laune erregen, nur dunkel bewußt. Ich kann diesen Zustand nicht deutlicher beschreiben, als es Garve thut. „Uible Laune" sagt er in seinen Anmerkungen über die Bücher des Cicero von den menschlichen Pflichten — „ist ein Zustand der Unzufriedenheit, des Murr-
„ sinns, der aus solchen Uibeln entsteht, die nicht groß
„ genug sind, unsre ganze Aufmerksamkeit zu erschöpfen,
„ und doch stark genug, um uns auf nichts anders
„ aufmerken zu lassen. Daher entweder aus einer
„ Menge kleiner Verwirrungen und Unruhen der Seele,
„ aus verdrießlichen Vorfällen mancher Art, welche

„ zusammenkommen, und sich nicht ganz deutlich durch-
„ denken lassen; oder aus solchen körperlichen Uibeln,
„ welche die Neigung zu andern Beschäftigungen noch
„ übrig lassen, und doch dieselben immer stören, der-
„ gleichen die Kälte, die Hitze, ein gewisser Grad von
„ Kraftlosigkeit ist.“ —

43.

Langeweile ist die unangenehme Empfindung, welche aus dem durch kleinliche Ursachen unterbrochenen Streben nach geistiger Thätigkeit entsteht. Sie ist immer ein Zustand des Zwanges, der aus zu weniger, und zu leichter Beschäftigung des Geistes herrührt. Der Grund davon liegt entweder in einer innern Kraftlosigkeit der Seele, oder in einem gewaltsamen Hinziehen unsers Geistes nach kleinlichen seiner Energie unangemessenen Gegenständen. „Langeweile“ sagt Zimmermann in seinem Buche über die Einsamkeit, „ist eine Pest,
„ der man in Gesellschaft zu entgehen sucht, und die
„ manchen Unglücklichen nirgends schneller befällt, als
„ in Gesellschaft. Sie ist ein Versinken der Seele in
„ Leerheit, eine Vernichtung aller unsrer Wirksamkeit,
„ und aller unsrer Kraft, eine allmächtige Schwierig-
„ keit, Trägheit, Müdigkeit, Schläfrigkeit und Un-
„ lust; und welches das schlimmste von allem ist, ei-
„ ne oft mit der größten Höflichkeit an uns ausgeübte
„ Meuchelmörderey unsers Verstandes und jeder ange-
„ nehmen Empfindung.“ —

44.

Man erlaube mir zum Beschlusse dieser Skizze von einer Abhandlung noch einige Bemerkungen über den Charakter Rousseau's, dieses weltberühmten Unzufriedenen, beyzufügen, welche die Anwendbarkeit meiner Ideen auf besondere Fälle zeigen sollen.

Es ist um die Beurtheilung menschlicher Charaktere, d. h. sowohl um die Festsetzung einzelner Züge, aus welchen sie bestehen, als um die Würdigung ihres innern Gehalts keine leichte Sache. Die unendliche Verschiedenheit derselben, welche theils in der Verschiedenheit der Hauptzüge, aus welchen sie zusammengesetzt sind, noch mehr aber in den feinern Nüanzen eines jeden einzelnen Charakterzuges, die sich oft ins völlig Unbemerkbare verlieren, ihren Grund hat, erschwert die genaue Bestimmung eines Charakters ungemein: so wie die Unbestimmtheit der meisten Charaktere, die Unmöglichkeit, den Einfluß aller Umstände, die zur Modificirung derselben etwas beytrugen, genau zu berechnen, und endlich oft unsre eigene Partheylichkeit bey Beurtheilung anderer unser Urtheil so sehr fehlleiten können, daß es uns oft schlechterdings unmöglich wird, über den wahren Werth eines Charakters besonders in moralischer Rücksicht zu entscheiden. Wenn diese Bemerkung von irgend einem Charakter gilt, so gilt sie in vollem Maaße von dem Charakter des in seiner Art einzigen Rousseau's.

Die Urtheile, welche über diesen in jeder Rücksicht merkwürdigen Mann gefällt worden sind, und noch gefällt werden, sind so sehr von einander verschieden, daß es die mühsamste, und vielleicht die undankbarste Arbeit von der Welt wäre, diese Urtheile vereinigen zu wollen. Die grosse Verschiedenheit derselben rührt unstreitig daher, weil jeder kompetente oder unkompetente Richter, der sich eines Urtheils über diesen Mann anmaßte, einen eigenen Gesichtspunkt wählte, aus welchem er denselben ansah, und beurtheilte. Viele urtheilten auch über Rousseau im Herzen ganz anders, als vor dem Publikum: oft aus Schwäche, weil sie wegen irgend eines Privatinteresses das Gegentheil von dem, was sie an Rousseau und in seinen Schriften billigten, behaupten und thun mußten: oft aus Feigheit, weil sie trotz ihrer Uiberzeugung vom Gegentheil es nicht wagten dem Modeton, der es nun einmal mit sich brachte, daß man über Rousseau schimpfte, zu widersprechen. Man hat Rousseau'n vergöttert, und man that nicht wohl daran: denn er war ein Mensch, wie wir, nur in manchen Stücken merklich verschieden. Man hat Rousseau'n für einen Bösewicht ausgeschrieen, der durch seine Grundsätze Religion und Staat umkehren wolle, und man that sehr übel daran: denn der Mann, der mit einer solchen Freymüthigkeit die Geschichte seines Innersten der Welt und dem höchsten Richter vor Augen legen konnte, war — vielleicht ein eitler Mann, aber schwerlich ein Bösewicht. Man hat ihn

für einen Narren erklärt, und man that noch ärger daran, denn derjenige, der dies Urtheil fällte, konnte es nur darum thun, weil er sah, daß Rousseau's Manier zu empfinden, zu denken und zu handeln, von der seinigen merklich abwich; — wer soll aber nun entscheiden, welche Manier zu empfinden, zu denken und zu handeln mehr an Narrheit gränzte, Rousseau's, oder die seiner Richter? Und dennoch ist dieses letztere Urtheil beynahe das allgemeinste: ein Beweis, wie selten sich die Menschen an Horazens: quisque suos patimur manes, erinnern.

In einem einzigen Punkte scheinen doch alle die, welche über Rousseau geurtheilt haben, übereinzustimmen; und in diesem Punkte haben sie auch alle Recht. Alle bekennen — Rousseau war ein sonderbarer Mann. Sehr richtig. Aber dies Urtheil sagt noch nichts aus. Worinn bestund denn dieses Sonderbare an ihm? Unstreitig wurde Rousseau nur in seinen letzten Lebensjahren dieser Sonderling; obgleich schon in seinen Nerven, in seiner Erziehung, und in seinen frühesten Schicksalen die entfernten Ursachen so mancher Bizarrerieen, die wir in seinem Charakter entdecken, verborgen lagen. Der stärkste Zug, der Rousseau'n in dieser Rücksicht charakterisirt, ist unstreitig seine Unzufriedenheit, aus der sowohl sein entschiedener Hang zur Einsamkeit, als auch seine Misanthropie herzuleiten sind. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß die mei-

sten Bizarrerieen, deren sich Rousseau in seinen letzten Lebensjahren schuldig machte, Bizarrerieen eines Einsiedlers und eines Misanthropen waren. Es muß daher viel Licht über seinen Charakter verbreiten, wenn man die Quellen derselben näher untersucht. Es liegt übrigens außer meinem Plane hier den Charakter Rousseau's vollständig zu entwickeln *): ich bleibe nur bey dem Hauptzuge desselben stehen, und theile hier blos einige Bemerkungen über Rousseau's Unzufriedenheit, ihre Art, und ihre Quellen mit.

Rousseau war, wenn ich ihn in eine von den oben festgesetzten Klassen von Unzufriedenen setzen soll, ein Sinnlich-Unzufriedener. Die gegenwärtige Empfindung grosser körperlicher Leiden, die ihn beynahe keinen Augenblick verließ, die Erinnerung an manches überstandene Ungemach, die sich ihm von selbst immer aufdringende Bemerkung des Misverhältnisses zwischen seinem innern Werth, den er zu gut fühlte, und seinem äußern Schicksale brachte in ihm einen fortwährenden Zustand unangenehmer Empfindungen hervor, der auf all sein Denken und Handeln einen sehr traurigen Einfluß äußerte. Von der Natur mit einem äußerst feinen,

*) Das beste, nur vielleicht etwas zu strenge Urtheil über Rousseau's Charakter finde ich in der Recension seiner Bekenntnisse in der Allg. Litt. Zeit. Nro. 67 68. vom Jahr 1792, das vom Hrn. Geh. Kanzley Sekr. Rehberg in Hannover herrührt, und das man auch in seiner Prüfung der Erziehungskunst Leipz. 1792. 8. lesen kann.

aber eben darum desto schwächlichern Körperbau versehen, wirkte jedes Leiden um so heftiger auf seine Seele, da eine äußerst lebhafte Phantasie, die zuletzt eine sehr falsche Richtung nahm, und alles, wie durch einen schwarzen Flor ansah, jede peinliche Empfindung in ihm erhöhte, und das Gefühl seiner Leiden ihm doppelt schmerzhaft machte. „Fürchterliche Keime von Hypo„ chondrie und Melancholie lagen also, wie sich ein gro„ ßer Arzt ausdrückt *), schon seit früher Jugend in „ seinen Eingeweiden und Nerven. Er hatte tausend„ fachen Tod durch martervolle Krankheiten gelitten.“ — Man kann kaum ohne Entsetzen die Geschichte seiner fürchterlichen Nervenkrankheit, und ihre schreckliche Folgen, die er die ganze Zeit seines Lebens hindurch empfand, lesen **). So brachte er also schon mit seinem Körper Ursachen von Hypochondrie mit in die Welt, welche allein vermögend gewesen wären, einen Menschen bis zum Wahnsinn misvergnügt, unzufrieden und melancholisch zu machen. Aber es gab der Ursachen noch mehrere, die in ihm diesen bedauernswürdigen Zustand eines immerwährenden Murrsinns, einer ewigen Unzufriedenheit hervorbrachten.

Bey einem Manne mit diesem feinen Körperbau, mit diesen Nerven begreift man leicht dieses Feuer der

*) Hr. Ritter Zimmermanu in Hannover.

**) Man sehe seine Confess. Tom II. pag. 99. de l'edit. de Geneve.

Einbildungskraft, diese Lebhaftigkeit der Empfindungen, die sich in seinen Schriften mit unnachahmlicher Kraft ergießt, und selbst jeden Leser, er mag wollen, oder nicht, unwillkührlich mittheilt; die für ihn eine unversiegbare Quelle von Glückseligkeit war, für die vielleicht ein anderer Sterblicher nicht einmal einen Sinn hatte, die aber auch zugleich die vorzüglichste Ursache seines Elends, und der vielfältigen körperlichen und geistigen Leiden, die er auszustehen hatte, gewesen ist. Dieses Feuer der Phantasie ward schon durch seine früheste Erziehung, und durch seine ersten Lektüren in ihm geweckt. Seine unbestimmte, umherirrende Lebensart, während welcher er mehr träumte, als wirklich lebte, nährte dasselbe, und fachte es zu hellen Flammen an. Erzogen in einer merklichen Entfernung von der wirklichen Welt, und schon als Mann, noch mit den Geschäften des thätigen Lebens unbekannt, gewöhnte sich sein verzärteltes Herz mehr an das — freylich viel bequemere — Empfinden, als an eine männliche Handlungsweise. Weil er — wie er selbst bekennt — zu feurig wünschte, zu viel empfand, war er nicht stark genug um als Mann handeln zu können. So engten sich seine Empfindungen nach und nach nur um ihn selbst zusammen: so schuf er sich eine eigene imaginative Welt, aus welcher natürlicher Weise alles heraus mußte, was mit seinen Empfindungen nicht harmonirte *).

*) Degouté de tout ce qui étoit à ma portée & sentant trop loin de moj tout ce qui m'auroit tenté, je

Mit dem ersten Schritte daher, den er in die wirkliche Welt that, gieng sein Glück verloren: denn in dieser wirklichen Welt war denn doch manches ganz anders, als in seiner imaginären. Sobald er in wirkliche Verhältnisse tratt, und diese Verhältnisse nicht in seine Ideenwelt paßten, oder ihn aus seinen idealischen Träumereyen weckten, fieng seine Unzufriedenheit an. Daher war kein wirklicher Genuß — nicht der Genuß der zärtlichsten Freundschaft und Liebe — innig genug für ihn: denn seine Einbildungskraft phantasirte sich Genüsse, hinter welchen die Wirklichkeit in einer grossen Entfernung

ne voyois rien de possible, qui put flatter mon cœur. Mes sens émus depuis long tems *me demandoient une jouissance dont je ne savois pas même imaginer l'objet.* J'étois aussi loin du véritable, que si je n'avois point eu de Sexe: & deja pubère & sensible, je pensois quelquefois à mes folies, mais je ne voyois rien au-delà. Dans cette étrange situation, mon inquiète imagination prit un parti, qui me sauva de moi-même & calma ma naissante sensualité. Ce fut de se nourir des situations, qui m'avoient intereſſé dans mes lectures, de les rapeller, de les varier, de les combiner, de me les approprier tellement, que je devinsse un des personnages, que j'imaginois, que je me visse toujours dans les positions les plus agreables, selon mon gout, enfin, *que l'état fictif, où je venois à boût de me mettre, me fit oublier mon état réel, dont j'étois si mécontent. Cet amour des objets imaginaires, & cette facilité de m'en occuper achevérent de me dégouter, de tout ce qui m'entouroit, & détermineroient ce gout pour la solitude, qui m'est toujours resté depuis ce tems-là.* Confess. Tom I. p. 70.

zurückblieb. Daher nahm ers den Menschen so sehr übel, wenn sie nicht so empfanden, so dachten wie er. Daher glaubte er, sie hätten sich alle gegen ihn verschworen, wenn er mit ihnen in Verhältnisse tratt, für welche sein verzärteltes, eigensinniges Herz nicht gemacht war. Diese Menschen waren es dann, welche ihm seine Ideenwelt zerstören wollten: ganz natürlich also, daß auch sein Haß auf sie fiel. Er brachte ihnen zwar ein Herz voll Liebe entgegen: aber dieses Herz war zu selbstisch; es foderte zu viel, als daß ihm die Menschen alle seine eigensinnige Forderungen hätten zugestehen können. Er zog sich also von ihnen zurück, und entfloh in die Einsamkeit. Aber dieser Zufluchtsort aller Unglücklichen mußte ihn noch unzufriedener machen: denn das Bedürfniß seines Herzens war Liebe: und er floh die Menschen, ohne zu bedenken, daß er sich von denjenigen entfernte, die dieses Bedürfniß allein hätten befriedigen können.

Freylich hatten ihm die Menschen viel gethan, und er hatte wohl Ursache gegen sie mistrauisch zu seyn. Das Parlament von Paris verfolgte ihn mit einer unerbittlichen Strenge: die Encyklopädisten lästerten und mishandelten ihn auf die grausamste Art: seine Mitbürger, die Genfer, hatten ihn auf die unbilligste Weise von sich gestoßen: man gönnte ihm keine Ruhestätte: er ward verjagt aus Paris, aus Genf, aus dem französischen Antheil von Bern, und aus seiner schönen romantischen Pe=

terinsel im Bielersee. Ursachen genug, um mit seinem Schicksale unzufrieden zu seyn, für einen Mann, der durch ein nützliches und lehrreiches Werk seinen Zeitgenossen einen wichtigen Dienst zu leisten glaubte, und von ihnen dafür mit Haß und Verfolgung belohnt wurde: der bey dem Bewußtseyn seines eigenen Werths, der sich auf die freymüthigste Bekanntmachung der Wahrheit gründete, eine so undankbare Behandlung, und ein so unverdient grausames Schicksal zum Preise davon trug. Mußte nicht diese auffallende Disharmonie zwischen Verdienst und Lohn einen Mann, der eben so viel Eitelkeit als Herzensgüte besaß, tief kränken, und seinen zu schwarzen melancholischen Vorstellungen schon ohnehin geneigten Geist nicht noch trauriger und unzufriedener machen?

Der Keim der Unzufriedenheit lag so tief in der Seele dieses Mannes, daß er auch bey einem weniger harten Schicksale, dennoch ein Unzufriedener, wenn gleich in einem vielleicht geringern Grade geworden wäre. Wie viel sein Körper und grosse schmerzhafte Krankheiten, die er überstanden hatte, dazu beytrugen, habe ich schon oben bemerkt: aber seine Erziehung und der Gang aller seiner Schicksale brachten es schon mit sich, daß Rousseau ein Unzufriedner werden mußte. Von seiner ersten Kindheit an der Liebling einer ganzen Familie, wuchs er unter lauter Liebkosungen und Schmeicheleyen auf. Seine einnehmende Gesichtsbildung, sein sanftes

gefälliges Wesen, das der vollkommenste Abdruck einer gefühlvollen Seele war, gewann ihm aller Herzen. Sein Vater, seine Anverwandte, seine Erzieher, deren die meisten Weiber waren, begegneten ihm auf die liebreichste Weise. So gewöhnte er sich nach und nach daran, stets geliebkoßt und geschmeichelt zu werden. Die gute, sanfte Warens verzärtelte vollends den eitlen Knaben, dessen Seele keine andre, als zärtliche Gefühle kannte. Der verzärtelte Jüngling überredete sich leicht, daß in der Welt keine andere Begegnung seiner harre, als eine solche, wie er sie bisher erfahren hatte: und der erste Nachtheil, der aus dieser Erziehung für seinen Charakter entsprang, war, daß Rousseau während seines ganzen Lebens ein eitler, selbstischer Mann war. Er betratt mit lauter glänzenden Erwartungen den Schauplatz der Welt; er schien von allen Menschen Liebe und Freundschaft zu fordern, er aber wollte allein unabhängig bleiben. Was Wunder, wenn dieser sonderbare Mann, sobald sich die Scenen seines Lebens nur etwas veränderten, sobald die kaltblütige Warens nicht ihn allein mit ihrer Freundschaft umfaßte, sein ganzes Glück dem Umsturz nahe glaubte. Unstreitig hätte Rousseau die widrigen Schicksale seines Lebens mit größerm Muthe ertragen; unstreitig wäre er nicht so bald mit seinem Schicksale unzufrieden, nicht so bald dieser menschenfeindliche Einsiedler geworden; unstreitig wäre die Klage, daß der geselligste und liebevollste der Sterblichen durch einen einstimmigen, grausamen Vertrag aus der

menschlichen Gesellschaft verstossen worden sey, nie aus seiner Feder geflossen: wenn er nicht in einem so hohen Grade stolz und eitel gewesen wäre, wenn sein verzärteltes Herz sich nicht so leicht gegen jede unliebreiche Begegnung empört, sich nicht durch jedes ungefällige Betragen anderer so tief gekränkt und beleidigt gefühlt hätte.

So arbeiteten denn alle Umstände und alle Begebenheiten dieses sonderbaren Mannes dahin, um ihn zum Unzufriedenen, zum Misanthropen, zum Melancholiker zu machen. Temperament, Erziehung und Schicksal trafen einen unglücklichen Verein, um ihm die traurige Lage zuzubereiten, in welcher er sich den besten Theil seines Lebens hindurch befand. — Er verließ den Schauplatz dieses Lebens, ein warnendes Beyspiel, wie sehr eine verwöhnte Phantasie unsrer Ruhe nachtheilig werden könne, wenn sie die Seele mit lauter überspannten Erwartungen erfüllt, und uns dadurch hindert, gute und zufriedene Bürger der wirklichen Welt zu werden.

Ueber

Zerstreuung

in pädagogischer Rücksicht.

nihil natura nisi magna ars.

G. W. Leibnitz

in Protogæa §. 9.

Die große und schwierige Kunst Menschen zu bilden, aus dem rohen Klotz, den die Natur hinwirft, ein brauchbares und schönes Geschöpf zu formen, den Keim bis zur Frucht, die Anlage bis zur Fertigkeit zu führen — von dieser Kunst die Regeln zu liefern, war von jeher der Zweck der theoretischen Pädagogik. Die Ausübung dieser Kunst, die genaue Beantworturg der Frage: wo müssen und können die allgemeinen Regeln befolgt, wo muß von ihnen eine Ausnahme gemacht werden? — das technische derselben hieng hier, wie überall, von der Einsicht und dem Willen, von der Geschicklichkeit und der individuellen Lage des Künstlers ab, gab hier vielleicht

mehr als überall zu dem Weidspruche Anlaß, daß zwischen Theorie und Ausübung eine große Kluft liege. Einsicht, Willen, Geschicklichkeit und besondere Lage des Künstlers tragen, vorzüglich hier, so vieles bey, häufen die Ausnahmen so sehr, und machen die allgemeinen Regeln oft so schwankend, daß nur wenige derselben ohne Einschränkung, nie aber alle ohne Misbrauch befolgt werden dürfen.

Folgt aber daraus, daß die Theorie entbehrlich, oder wohl gar unmöglich sey? Ist der Schluß bündig: weil aus Bions mathematischer Werkschule noch nie einer ein Mechanicus, oder aus Selles Handbuch vielleicht nie einer ein geschickter ausübender Arzt geworden, so haben diese Männer, die ihre gehäuften Erfahrungen der Welt mittheilten, sich nicht um das Menschengeschlecht verdient gemacht? Gerade daraus scheint mir zu folgen, daß es eine Theorie geben müsse. Wo eine Lücke in der Mauer ist, da sind beyde Seiten der Lücke wirklich Mauer, da ist die Lücke nur die Ausnahme. Man fülle sie aus, häufe Erfahrung auf Erfahrung, sammele die Ausnahmen, und Theorie wird unmittelbar an Ausübung gränzen. Geschickte Ausübung einer Kunst setzt stets eine vollständige Erkenntniß der Theorie, wenn auch nach undeutlich erkannten Regeln, und daher die Möglichkeit der Theorie selbst voraus; und wo es Ausnahmen giebt, da müssen auch Regeln statt finden.

Ueberdieß verräth der Name Erziehungskunst schon sattsam, daß sie eine Kunst und kein Handwerk sey, verräth schon sattsam, daß hier handwerksmäßig nach der vorgezeichneten Schnur die Sache betreiben wollen, ihren Namen entweichen heiße, und daß alle Einwendungen, die gegen die Möglichkeit ihrer Theorie gemacht werden, nicht blos sie, sondern alle Künste treffen. Von Hilmar Cüras Vorschriften zur Schreibekunst, bis zu Leopold Mozarts gründlicher Violinschule, gaben alle die Theorie des technischen ihrer Kunst im Allgemeinen, ohne sich um die Schwierigkeiten bekümmern zu können, die der zu bearbeitende Stof, oder das ausübende Subjekt in den Weg legen möchte; und alle leisteten, was man von ihnen verlangen konnte. Warum soll denn das hier bey der Erziehungskunst nicht angehen? warum verlangt man von den Schriften über Erziehung mehr, als sie zu leisten, sich anmaßen?

Wer den Grundsatz des Genfer Bürgers: verfahret bey der Erziehung blos negativ, recht beherzigt, wird ohnedieß nicht so überaus viel Schwierigkeiten, nicht so viel Ausnahmen, keinen so entsetzlichen Abstand von der Theorie bis zur Ausübung finden, sobald er nur Hand an das Werk legen will. Kinder sind leicht zu durchschauen, und es gehört wahrlich nur wenig Beobachtungsgeist dazu, um zu sehen, was der wenigstens jetzige Gemüthszustand des Kindes verlange, wozu er tauge, und was aus ihm herausgearbeitet werden kön-

ne. Hat man aber das einmal aufgefaßt, kennt man die Neigungen und Anlagen des Zöglings, so müßte man ein geborner Stümper, müßte von Natur zu jeder Kunst verdorben seyn, wenn man nicht durch eben die Bearbeitung der natürlichen Anlagen des Kindes, dessen Liebe sich erwerben, dadurch mitunter manches, was die Natur so eigentlich nicht hervorgetrieben haben würde, einpfropfen, und die roh e Natur des Zöglings, durch Mittheilung unserer Erfahrung, so schnell als möglich auf den Zustand der civilisirten Natur führen könnte, den wir Gesellschaft nennen. Doch über den letzten Punkt muß ich mich erklären.

Man hat neuerdings den Grundsatz der negativen Erziehung mit einem Scharfsinne angegriffen, der manchen irre machen, und jene unmündigen Geschöpfe vielleicht wieder unter die despotische Vormundschaft der positiven Erzieher bringen könnte. Weil manche misverstandene Lehre des Mannes, der die negative Erziehung zuerst vorschlug, von einer gewissen Seite zweydeutig wirkt, soll auch das unbezweifelte Gute, das er lehrt, mit Stumpf und Stiel vertilgt, soll und muß alles, was von ihm herrührt, als schlecht getadelt, und er selbst, etwas lieblos, mit dem Namen eines schlechten Menschen belegt werden. Man sagt von seinen Lehren:

Purchè il reo non si salvi, il giusta pera
E l'innocente: ma qual giusto io dico?
E' colpevol ciascun - - - -

Tasso.

Man behauptet, der Grundsatz der negativen Erziehung führe, wenn er consequent befolgt wird, geradesweges auf die Zerstörung aller Geselligkeit, verlange den Menschen in ein ungeselliges Thier zu umschaffen, und könne eben so wenig mit der Erziehung zum guten Staatsbürger zusammengedacht werden, als Feuer mit Kälte, als natürliche Ungebundenheit mit erkünsteltem Zwange.

Dank sey dem Himmel, daß unser geselliger Zustand kein übernatürliches Werk eines bösen Dämons ist, daß er stets sein Werk, große Natur, nach der Einrichtung deines gütigen Schöpfers bleiben wird! Sie, die Natur, die den ungeselligen Menschen lehrte, seinen Hunger und Durst zu stillen, sich zu begatten, und sich zu vertheidigen, entwickelte auch nach Jahrtausenden von Veränderungen den Zustand, in welchem sich der Mensch jetzt befindet. Langsam freylich, nur mit kleinen Schritten und allen Beschwerlichkeiten der Wanderschaft, verließ der Mensch seine einheimische Rohheit, und gelangte zu dem Standpunkte der Verfeinerung, auf dem wir ihn jetzt sehen. Sich selbst überlassen, wie das Menschengeschlecht stets ist, mußte es so langsam gehen. Der Mensch tappte herum, gerieth auf Abwege, schlug den kürzesten Weg nicht ein, und es wurden Jahrtausende erfordert, um bey seinen Abschweifungen dennoch in seinem Kreise stets fortzurücken.

Sich selbst überlassen, ohne von andern mitgetheilte Erfahrung, würde es dem jetzt lebenden Kinde eben so gehen, als es dem Menschengeschlecht ergangen, würde das Kind am Ende des achtzehnten Jahrhunderts nicht besser daran seyn, als das zur Zeit der Schöpfung. Es würde, wenn es fortrücken wollte, um auf den Standpunkt seiner Zeitgenossen zu gelangen, vielleicht einen eignen und kürzern, aber doch gewiß so langen Weg einschlagen müssen, daß der unerzogene Mensch mehr als nestorisches Alter erleben müßte, der seinen erzogenen Zeitgenossen nachkommen könnte.

Man erziehe daher den Menschen. Man arbeite aus seiner rohen Natur, in der der Keim zur jetzigen Civilisirung liegen muß, das schnell, sicher, und ohne Umwege hervor, was die Zeit langsam, suchend, und nur mit Umwegen zu reifen vermochte; untersuche genau, wie es möglich sey, aus der eigenthümlichen Natur des Kindes — die durch Körperbau und Temperament, durch die ersten Eindrücke und selbst den Ort*) der Erziehung

*) Es bedarf der Erinnerung nicht, wie vieles der Ort der Erziehung zur Bestimmung der eigenthümlichen Natur des Kindes beytrage. Das Kind in der Hauptstadt wird gewiß reicher an Vorstellungen seyn, als das in einem Dorfe geborne. Aber selbst Dorfkind mit Dorfkind verglichen, müssen oft ganz zufällige, locale Umstände, dem Geiste des Kindes eine andere Richtung geben. So z. B. wird ein Kind, das in denjenigen Theilen Deutschlands lebt, wo die Münzen nach dem wievielsten Theil des Thalers bezeich-

bestimmt wird, — wie es möglich sey, aus ihr den Menschen herauszuwickeln, der als ein wirkliches Mitglied seiner Zeitgenossen betrachtet werden kann; frage sie genau, um daraus den kürzesten Weg zur Mittheilung aller nützlichen Erfahrungen einschlagen, und die Umwege vermeiden zu können, die das Menschengeschlecht nothwendig hat machen müssen, ehe es die Form erhielt, in der wir es jetzt sehen; und ordene solchergestalt die Erfahrung, die man dem Kinde mittheilen will, nach dem Eigenthümlichen seiner Natur.

Eben aus dieser jedem Menschen eigenthümlichen Natur, entstanden beym Menschengeschlecht die Umwege, die es hat nehmen müssen, um auf den jetzigen Standpunkt zu kommen; aus ihr würden bey dem einzelnen Menschen Irrwege entstehen, wenn man alle gleich erziehen wollte, da es bey dem Menschengeschlecht nur Umwege waren; aber ohne sie würde Erziehung entweder unnütz, oder überflüssig seyn. Der Mensch würde nie weiter fortrücken, würde wie das unvernünftige Thier alles, was aus ihm werden kann, aus der Hand des Schöpfers empfangen haben.

net werden, aber im Gebrauch einen andern Namen haben, schon frühzeitig etwas von Reduktion wissen, indeß ein anders, das da lebt, wo Bezeichnung der Münzen auch ihr Name ist, diesen Begriff erst erlernen muß. Ein Zweygroschen-Stück führt im Preussischen die Aufschrift 12 einen Rthaler; ein Zehnkreuzer-Stück im Oestreichischen das Zeichen 10.

Zusammengenommen! Die Natur war es, die aus den Anlagen des ersten Menschen, die Menschheit von dem rohen Zustande bis zur jetzigen Geselligkeit geführt hat. Folglich liegt in der Natur des Menschen überhaupt, die jetzige Beschaffenheit der sittlichen Welt. Wären die Anlagen des ersten Menschen anders gewesen, so hätte der jetzige Zustand der Gesellschaft ebenfalls anders, oder wofern er der nehmliche bleiben soll, hätten die Mittelwege auch anders seyn müssen, die von ihm zu uns führten. Nun ist der Zustand der Gesellschaft gegeben, aber die Natur eines jeden Kindes verschieden; folglich da der Erzieher an dem Zustande der Gesellschaft nichts ändern kann, muß er, der aus dem rohen Zögling einen civilisirten Menschen bilden will, die Natur desselben zu Rathe ziehen, um gleichsam den Mittelweg zu finden, den das Menschengeschlecht eingeschlagen haben würde, wenn der erste Mensch mit den Anlagen des Zöglings begabt gewesen wäre. Dieß ist weder so schwer, noch so widersprechend, als man das System derer zu machen gedenkt, die aus der Entwickelung der Natur des Kindes einen guten Bürger bilden wollen.

Eine Schwierigkeit liegt nun freylich bey der Erziehung des Menschen durch einen andern Menschen überhaupt, man mag für das positive oder negative System geneigt seyn. Von Quintillan ist sie schon bemerkt, von Hrn. Garve mit dem ihm eignen Seelen-

scalpel zergliedert, aber neuerdings wieder aufgeregt worden, um daraus die Unmöglichkeit der Theorie für Erziehungskunst zu erhärten. Die Schwierigkeit nehmlich ist, daß Kinder, die uns zu den größten Hoffnungen berechtigen, nicht selten alle unsere Erwartungen täuschen, und Dummköpfe werden, indeß andere bey sehr eingeschränkten Fähigkeiten als Kinder, wider alle Erwartung, sich mit zunehmenden Alter als ganz brauchbare Menschen zeigen.

Obgleich diese Erfahrung eigentlich gar nichts wider die Theorie der Erziehungskunst beweiset, ob sie gleich weiter nichts als eine Ausnahme zeigt, die die vereinte Aufmerksamkeit der Pädagogen verdient, ob es gleich das Geschäft des Gallerieinspektors, nicht des Künstlers ist, Sorge zu tragen, daß ein Titian so lange halte, als der Fleiß, den er darauf verwandt, es verdient; so ist doch die Beobachtung wahr, ist doch die Erscheinung von so wichtigen Folgen, und vereitelt nicht selten den festesten Plan des Erziehers, daß sie wohl verdient von allen Seiten erwogen zu werden. Man verarge es mir daher nicht, eine dieser Seiten hier zur Beurtheilung vorzulegen.

Zuerst aber muß ich bemerken, daß es häufige äußere Veranlassungen giebt, die diese plötzliche Veränderung verursachen; und diese gehören gar nicht vor den Richterstuhl der Pädagogik, um diese hat sie sich

gar nicht zu bekümmern. So hat eine Trepanation schon manchem Kinde, wenn ich mich so ausdrücken darf, den Kopf geöffnet, oder auch das klügste Kind in ein hirnloses Geschöpf verwandelt. Diese und dergleichen gewaltsame Umschaffungen kann der Erzieher unmöglich voraussehen, um danach seinen Wirkungsplan abzufassen.

Eine andere, ganz in dem Charakter des Kindes gegründete Veränderung geht aber manchmal mit demselben in seinen reifern Jahren vor, die der Erzieher voraussehen kann, und die nicht vorausgesehen, und den übeln Folgen, die daraus entstehen, vorgebeugt zu haben, allemal Mangel an Einsicht verräth.

Herr Garve hat schon sehr fein bemerkt, daß die Lebhaftigkeit der Kinder oft blos Mangel an Festhaltung eines gefaßten Gegenstandes sey. Jeder Eindruck wirkt, aber wirkt nur oberflächlich auf ihr Gemüth; und was daher nur Flüchtigkeit beym Kinde ist, wird oft für Lebhaftigkeit gehalten. Kinder nun, die diese Art von Lebhaftigkeit besitzen, täuschen uns gewöhnlich, werden uns anfänglich zu großen Erwartungen berechtigen, aber eben dadurch in reifern Jahren Flattergeiste und seichte Köpfe werden müssen. Sehr richtig! Die Frage bleibt nur noch zu beantworten übrig: welches Kennzeichen haben wir um zu erfahren, ob im Hintergrunde der kindischen Lebhaftigkeit ein thätiger Geist mit Spannkraft,

ober ein Schlauch verborgen liege, der von Luft angeblasen ist, und eben so sehr jedem Eindrucke von aussen widersteht, als er von innen nichts enthält. Um dieses Kennzeichen einigermassen angeben zu können, erlaube man mir folgende Betrachtung.

Wenn wir an einen äußerlich oder innerlich gegenwärtigen Gegenstand, vermöge des Associationsgesetzes so viele innere oder äußere Nebenvorstellungen, und so geschwind anknüpfen, daß dadurch die äußeren Gegenstände uns aus den Augen gerückt werden, und wir von ihrem Eindruck auf uns nichts wissen, nennen wir den Gemüthszustand, in dem sich alsdann der Mensch befindet, Zerstreuung.

Da der Erklärung zu Folge, Zerstreuung aus zwey verschiedenen Gründen entsteht, so wird sie sich auch auf zwey verschiedenen Wegen äußern.

Entweder nehmlich ist in unserm Gemüthe eine Vorstellung so herrschend, stets so gegenwärtig, daß sie bey der entferntsten Veranlassung gleich rege wird, daß sich alles Aeußere darauf bezieht; oder ein äußerer Gegenstand zündet in uns so häufige Nebenvorstellungen an, daß er selbst, der sie anzündete, von ihnen verdunkelt wird. Jene könnte man füglich die analytische, diese die synthetische Zerstreuung nennen.

In dem ersten Falle befinden sich die meisten unglücklich Liebenden, die an ihrer Ehre Gekränkten, und alle, in deren Gemüthe der Wurm eines noch unerfüllten Wunsches nagt. Der Gegenstand ihrer Begierde schwebt ihnen stets vor Augen; nur mit Mühe ziehen sie einen dünnen Schleier über denselben, um sich vor dem Blicke des Beobachters zu verbergen, um sich nicht lächerlich zu machen, der aber so gleich zerreißt, als nur etwas vorkommt, welches das berührt, was unter ihm versteckt liegt.

Dieser Zerstreute ist größtentheils stumm. Er faßt ein Wort, einen Gedanken, einen Theil dessen auf, was auffer ihm gesprochen oder gehandelt wird, und Bezug auf das hat, was in seinem Innern vorgeht; bringt ihn ganz unwillkührlich damit in Verbindung, brütet ängstlich darüber, und spricht, wenn er dazu gezwungen wird, oder wenn der Schmerz die erste Schärfe verloren hat, und sich durch Worte zu mildern anfängt, ohne Zusammenhang. Wie kam der Mohr in venetianische Dienste? fragt der zerstreute Tellheim.

Ist diese Art Zerstreuung redselig geworden, so gränzt sie nahe an Irrsinn. Der Irrsinnige kann, so wenig wie der Mensch mit gesundem Verstande, ohne Mittelsätze, ohne Association denken, und sein Gespräch hat für ihn selbst stets einen Zusammenhang, der aber seinem gesunden Zuhörer entschlüpft, weil dieser die Ver-

bindung nicht kennt, die nur in dem Gemüthe des Unglücklichen liegt. Bey ihm, dem eine unbefriedigte Leidenschaft seine Aufmerksamkeit auf äußere Dinge, seinen Verstand raubte, steht alles mit dem Gegenstande seiner Leidenschaft in einer Verbindung, die dem Zuhörer entgehen muß. Daher die sehr bekannte Erscheinung, daß Menschen nach der ersten stummen Verzweifelung über den Verlust einer geliebten Person, nicht selten ihren Schmerz durch eine Art von spitzfindigem Witz an den Tag legen. Ihnen dient der Gegenstand ihrer Leiden zum Vereinigungspunkt, und zeigt ihnen Aehnlichkeiten zwischen Dingen, die anderen Menschen ganz heterogen scheinen.

Bey Zerstreuten dieser Art ist die ganze Wirksamkeit ihres Gemüthes nach innenzu gekehrt. Alles, was nicht auf den Gegenstand ihrer Leidenschaft Bezug hat, ist ihnen so lange fremdartig, oder wird von ihnen so lange gedrehet, und gewendet, bis sie eine Seite aufgefunden haben, die sich von ihnen einigermaßen mit ihrer herrschenden Vorstellung in Verbindung bringen läßt. Dieß macht sie unthätig, oder ihre Thätigkeit ist höchstens Zerstörung. Sie bleiben unthätig, so lange ihnen nichts den Gegenstand aus den Augen rückt, an dem sich ihre Einbildungskraft mit Vergnügen weidet; geändert aber, und zerstört, umgeformt und zernichtet wird das Ding von ihnen, das sie in der ruhigen Anschauung des herrschenden Gegenstandes hindert, ihre Gedankenreihe unterbricht, und sich nicht gutwillig

an dieselbe anschließt. Daher wird man bey diesen Zerstreuten gewöhnlich finden, daß sie etwas in Händen haben, und es nur selten unbeschädigt von sich legen. Aufs wenigste befassen sie einen Theil ihres Körpers, zerren an der Lippe, kneifen sich in die Backe, und reissen sich auch wohl mit bachchantinischer Wuth die Haut vom Leibe, wenn die Zerstreuung so weit gedeiht als bey den Festen des Dythirambus.

Diese Art der Zerstreuung hat, als eine Tochter der Leidenschaft, wie ihre Mutter, einen sehr beschränkten Vorrath von Vorstellungen. Alle äußere Eindrücke sind unwirksam, gewähren nichts neues, beschränken sich auf das einzige, das schon im Gemüthe gelegen; und daher scheint sie mir den Namen analytischer Zerstreuung zu verdienen.

Ganz anders verhält es sich mit der synthetischen Zerstreuung. Sie gründet sich auf Gedankenfülle. In dem Gemüthe dieses Zerstreuten liegen unzählige Emprionen von Vorstellungen, die alle an der äußern Erscheinung, die nun seine Sinne afficiren, eine Latona finden, die sie zur Welt bringt. Keine Vorstellung liegt herrschend in seinem Gemüthe; nur knüpft sich alles Aeußere schnell an eine ganze Reihe von unentwickelten Vorstellungen, wird von ihnen umgeformt, und tritt gewöhnlich in einer ganz andern und schönern Gestalt ans Licht.

Sind die Nebenvorstellungen, die die äußere Erscheinung verschlucken, so häufig, daß sie sich gleichsam drängen, daß keine der andern weichen will, so ist dieser Zerstreute, so gut wie der erste, still und in sich gekehrt, oder spricht stotterend, wenn er zum Sprechen gezwungen wird. Haben sich aber die Nebenvorstellungen in seinem Kopfe einander Platz gemacht, fängt die Gedankenfülle an sich in Worte zu ergießen, so strömt hinreissende Beredsamkeit von seinen Lippen, glänzt himmelsches Feuer in seinem Auge — sein Geist ist auf seinem Gesichte abgemalt. Selten freylich steht dann seine Beredsamkeit und seine Wärme mit dem Gegenstande in Verbindung oder Verhältniß, der sie veranlaßt hat, noch weniger mit dem, was bey dem Erwachen aus seiner Extase in der Gesellschaft geschieht, in der er sich befindet. Er war eine Zeit lang abwesend, war zerstreut, und wird daher größtentheils der Gegenstand des Gelächters. Aber meistens sind die goldenen Worte eines solchen Zerstreuten mehr werth, als alles, was jene ihn verlachenden, stets besonnenen Menschen unterdeß gesagt oder gethan haben mögen. Von solcher Art war vielleicht die Zerstreuung Socrates, ist gewiß die Begeisterung der Dichter, die mit Begeisterung schreiben.

Diese Zerstreute sind gewöhnlich unruhig; und ihre Ruhe ist fruchtbare innere Thätigkeit, inniges Aneinanderketten der Vorstellungen. Wenn die Nebenvorstellungen sich nicht geschmeidig ordenen lassen wollen, wenn

neue, obgleich nur dunkele äussere Eindrücke dem Ordenen beschwerlich fallen, und gleichsam ein Aufruhr in ihrem Gemüthe herrscht, läßt ihnen der innere Drang keinen Augenblick Ruhe. Sie wanken auf ihrem Stuhle, möchten aufstehen, wenn sie sitzen, sich setzen, wenn sie stehen, schließen die Augen zu, und gehen mit starken Schritten auf und ab — alles um die Einwirkung der äußeren Eindrücke zu verhindern. Stört sie aber nichts an dem Ordenen der Nebenvorstellungen, können sie ungehindert von Schluß zu Schluß mit leichtem Fuße forteilen, so werden sie in sich gekehrt, verfolgen mit spähendem Blicke die feinsten Glieder in der Kette der Nebenvorstellungen, sind äußerlich ruhig, innerlich thätig.

Dieses vorausgesetzt, glaube ich behaupten zu dürfen: wenn Lebhaftigkeit mit Zerstreuung bey einem Kinde angetroffen wird, daß sich die Lebhaftigkeit, wofern nicht zufällige Umstände eintreten, auch dann erhalten werde, wenn das Kind schon zum Manne geworden. Das lebhafte Kind wird als Mann, eine Fülle von Gedanken besitzen, wird aus sich selbst herausarbeiten, und wird ein denkender Mensch werden. Begleitet diese Lebhaftigkeit aber keine Zerstreuung, so suche der Erzieher nichts als einen Schwachkopf hinter ihr, der, wie ein löcheriger Sieb, alles eben so bald von sich läßt, als er es empfängt; das Kind wird als Mann ein Neuigkeitsträger, als Gelehrter ein Journalleser, als Welt-

mann un fat, qui a le malheur de parler beaucoup & mal. — Ich schreite zum Beweise.

Bey Kindern nehmlich findet die erste Art der Zerstreuung fast *) gar nicht statt. In der zarten Seele des angehenden Menschen haftet noch kein Eindruck so fest, hat noch keine Leidenschaft so tief Wurzel geschlagen, daß die äußern Gegenstände deshalb ihre Wirksamkeit verlieren sollten, weil sie sich an eine innere, herrschendgewordene Vorstellung anschließen. Die Leidenschaften des angehenden Menschen sind sehr gemässigt; und nur gehäufte Befriedigung der nehmlichen Begierde, nur verzärteltes Fröhnen des nehmlichen Genusses kann den Menschen in reifern Jahren bis zu dem unglücklichen Grade der Zerstreuung führen, in welchem seine Aufmerksamkeit, durch einen in seinem Innern wüthenden Kummer, von den äußern Eindrücken abgezogen wird.

Wenn man daher Mangel an Aufmerksamkeit bey Kindern bemerkt, so kann er dem zufolge nur aus zwey

*) Ich sage fast. Denn etwas der ersten Art der Zerstreuung Aehnliches trift man manchmal an. Wenn man ihnen nehmlich vor der Lehrstunde eine Belohnung verspricht, die ganz nach ihrem Wunsche ist, wird die Begierde zu dieser Belohnung bey ihnen meistens so rege, daß sie ihre Aufmerksamkeit hindert, und die Kinder zerstreut. Allein ausser daß diese Zerstreuung vom Erzieher veranlaßt wird, und daher vermieden werden kann, gehört sie, wie ich glaube, mehr zur zweyten Art, und ist selbst ein gutes Zeichen.

Ursachen herrühren. Entweder die Dinge, die sie sehen und hören, haben gar keinen Reiz, gar kein Interesse für sie; sie sind während, daß man mit ihnen spricht, oder ihnen etwas vorzeigt, mit Nichts beschäftigt, sind gedankenlos; oder der gegenwärtige Gegenstand, den man mit ihnen behandelt, bringt in ihrem Gemüthe so mannigfaltige Nebenvorstellungen hervor, regt den kleinen Vorrath ihrer Gedanken so sehr auf, daß diese sie von dem Gegenwärtigen abziehen, und sie zerstreut machen.

Das erste ist bey Kindern von lebhaftem Temperamente nicht zu erwarten. Eben ihre Lebhaftigkeit bürgt uns für ihre Gedankenbeschäftigung, eben sie zeigt uns an, daß gänzliche Gedankenlosigkeit ihnen unmöglich falle.

Die Zerstreuung entspringt demnach bey lebhaften Kindern stets aus der zweyten Quelle: daraus nehmlich, daß der gegenwärtige Eindruck durch die Nebenvorstellungen, die er erregt, geschwächt und verdunkelt wird. Der erwachsene Mann aber, in dem dieses statt findet, auf den keine Erscheinung oberflächlich wirkt, bey dem sie stets in seinem Innern sich gleichsam verkocht, wird, wenn dieß nicht bis zum hohen Grade der Labrüyerischen Träumereyen geht, ein denkender, brauchbarer Mensch seyn; und daher glaube ich, auch dieß bey lebhaften Kindern als eine Vorbedeutung ansehen zu kön-

nen, daß ihre Lebhaftigkeit Schnellkraft des Geistes verrathe, und sie durch richtige Leitung zu Denkern gebildet werden können.

Damit soll nun freylich nicht gesagt seyn, daß man diese Zerstreuung bey Kindern gut heißen, oder wohl gar aus dem Wahne befördern müße, als wären die zerstreuten Kinder schon Denker als Kinder. Sie denken eigentlich nie. Das Gemüth des vortrefflichsten Kindes ist noch nicht mit so hinreichenden Vorstellungen angefüllt, ist noch nicht so stark, eine Kette von Gedanken zu verfolgen, daß das Abspringen von dem gegenwärtigen Eindrucke, und das Anknüpfen an Nebenvorstellungen nicht zuletzt in Gedankenlosigkeit oder Träumerey ausarten sollte. Wenn es den geringen Vorrath seiner Gedanken, der mit dem gegenwärtigen Gegenstand in Bezug ist, erschöpft hat, muß es bey aller seiner Fähigkeit entweder ganz gedankenlos stehen bleiben, oder durch einen schwachen, äußern Eindruck auf etwas anders geleitet, wie im Schlafe, träumen. Aber so viel scheint mir gewiß, daß diese und jede Zerstreuung der lebhaften Kinder, die also nicht aus Gedankenlosigkeit entspringt, einen sichern Beweis von der Schnellkraft ihrer Seele, und dem tiefen Eindrucke ablege, den die äußern Dinge auf ihr Gemüth machen.

Zu größerer Verständlichkeit will ich ein Paar Beyspiele anführen, die mir selbst zur Behandlung vorge-

kommen sind, und zugleich die Mittel anzeigen, deren ich mich bediente, um dem Fehler, der für Kinder in der Zerstreuung liegt, so viel möglich ohne Nachtheil des Guten abzuhelfen.

Ich hatte einen Knaben zwischen zehn und eilf Jahren in den Anfangsgründen der Geometrie zu unterrichten. Er faßte die schwersten Sätze mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit, lös'te sogar leichte Aufgaben, die ich ihm vorlegte, nach vorhergegangener Analysin, selbst auf, und zeigte sich überhaupt als ein Kind von sehr guten Fähigkeiten. Leichte Sätze aber, oder vielmehr solche, von denen ich mich verlauten ließ, daß sie leicht wären, begriff er nur mit äußerster Anstrengung, begriff er selten ohne einige Aufmunterung zur Aufmerksamkeit von meiner Seite, selten ohne Thränen von seiner.

Der Grund zu dieser Paradoxie der Fassungskraft lag in der Zerstreuung, und ergiebt sich leicht, sobald man das Mittel sieht, wodurch dem Uebel abgeholfen ward. Von nun an durfte ihm nicht gesagt werden, wie leicht oder wie schwer ein Satz sey, und nun gieng alles gut von Statten. Bey einfachen Sätzen nehmlich glaubte er, sobald er die Thesis gehört hatte, ihren Beweis schon selbst erfinden, oder doch wenigstens dem Beweise auf die Spur kommen zu können. Nun bot seine Einbildungskraft und sein Erinnerungsvermögen den

ganzen Vorrath von Sätzen auf, den er besaß, um den Beweis daraus herzuleiten. Nun war seine Aufmerksamkeit anderswo beschäftigt, er hörte nur zum Theil das Gesagte, dachte nur zum Theil dem eignen Beweise nach, verstand weder das eine, noch erfand er das andere, und war zerstreut. Aufmerksam gemacht auf diese Zerstreuung, und die unnütze Verschwendung seiner Zeit, preßte ihm Schaam, Thränen aus.

Der Knabe, den ich jetzt zum Erziehen habe, ist zwischen seinem neunten und zehnten Jahre; aber seine Fähigkeiten übertreffen bey weitem sein Alter. Rastlose Wisbegierde, Stärke der Einbildungskraft, und richtiger, natürlicher Geschmack sind seine Haupteigenschaften. Er kann, bey seiner ungemeinen Lebhaftigkeit, ziemlich lang auf einer, manchmal unbequemen Stelle über ein Buch sitzen, das ihn interessirt, erweitert Allegorien, führt Tropen auf ihre sinnliche Bedeutung zurück, um ihnen nach der Menge der Haltung oder dem Treffenden, das er darin findet, seinen Beyfall zu ertheilen oder zu verweigern, und hat eine ausnehmende Gabe sich die subtilsten Begriffe anschaulich zu machen.

Oft aber, und vorzüglich wenn der Gegenstand ihn sehr interessirt, geschieht es, daß er mit einemmale während des Lesens still wird, alles Rufens ungeachtet nicht hört, und unmöglich, wenn er wieder zu sich kommt, weiter fortlesen kann, wo er geblieben, sondern ganz=

Bayerische Staatsbibliothek München

lich vom Anfange des Absatzes anfangen muß. Im Rechnen, wo er eine Proportionrechnung ziemlich fertig auffetzt und ausrechnet, widerfährt es ihm oft, und vorzüglich wenn er mehrere gleiche Zahlen nebst einer ungleichen Zahl wie 7+7+7+1 zu addiren hat, daß er die Summe nicht findet, und wohl zehnmal die Frage: 21 und 1, wie viel ist denn eins und eins? wie viel ist denn geschwind eins und eins? wiederholt, ohne zu wissen, daß er es gethan.

Dieß ereignet sich aber nicht blos in den Lehrstunden, sondern auch außer denselben. Ja, anfänglich war es keine Seltenheit, daß er, wenn ich ihm hieß sich anzukleiden, um mit ihm auf eine seiner Lieblingspromenaden zu gehen, und ich unterdeß außerhalb des Zimmers etwas zu thun hatte — daß er, sag ich, die ganze Zeit meiner Abwesenheit mit einem Kleidungsstücke in der Hand in der nehmlichen Stellung geblieben, in der ich ihn verlassen hatte.

Der Grund dieser Zerstreuung leuchtet ebenfalls, aus dem sichtbar fruchtenden Gegenmittel deutlich hervor. Eben das Glühende seiner Einbildungskraft, eben jene rastlose Thätigkeit, wodurch er sich alles ganz ausmalt, was ihm nur zum Theil gegeben wird, führt ihn von dem Gegenstande ab, der vor ihm ist und ihn interessirt, leitet ihn nach und nach auf ganz fremdartige Dinge, und verleitet ihn am Ende, als Kind, zur

Träumerey. Es hat beym Rechnen die nehmliche Bewandniß. Denn während er eins und eins addiren will, überdenkt er, wie er die Summa von dreymal sieben nicht durch die Addition, sondern durch die Multiplication hätte finden können, sucht auch oft die folgende Reihe durch einen Kunstgriff zu summiren, verwirrt beyde Begriffe, und träumt.

Nur durch lautes Denken in dem einen Falle, nur indem die obern und Nebenziffer bedeckt werden in dem andern, wird diese Zerstreuung bey ihm vermieden. Der Einfall mag noch so drollicht, die Aehnlichkeit noch so weit hergeholt seyn, er muß ihn sazen. Dadurch bin ich im Stande dem wilden Strohme seiner Einbildungskraft Schleusen vorzuschieben, so bald er übertreten will, dadurch seiner Zerstreuung zuvorzukommen.

L. Bendavid.

Versuch

über die

Narrheit und ihre ersten Anfänge.

Einleitung.

So viele Wörter unsere Sprache hat, die Verrückungen des Verstandes zu bezeichnen, so wenige unter ihnen haben eine bestimmte und auf eine gewisse Gattung oder Art von Verrückung eingeschränkte Bedeutung, sondern die meisten werden allgemein für jede Art der Verrückung gebraucht. Es wird daher nicht unnöthig seyn, mich darüber zu erklären, was ich eigentlich unter Narrheit hier verstanden wissen will; und um dieses desto bestimmter angeben zu können, die ganze Klasse der Verrückungen systematisch zu ordnen, und die Ordnungen überhaupt, und dann die Gattungen der Ordnung, in welche ich die Narrheit setze, besonders zu bestimmen. Der Eintheilungsgrund dieser Klasse der Krank-

heiten muß von ihren Symptomen oder auffallendsten Wirkungen hergenommen werden; denn die Ursachen sind auch hier, wie in den meisten Krankheiten, zu verborgen, als daß sich eine Eintheilung im Ganzen auf sie bauen ließe; nur zur Bestimmung der Arten sind sie oft nützlich, und in einigen Fällen sind sie die einzigen Bestimmungsarten, die man auffinden kann.

Die ganze Klasse dieser Krankheiten, worunter sich die Verrückungen des Verstandes befinden, und für die ich das Wort Verrückungen am schicklichsten halte, hat das Eigenthümliche, daß eine Abweichung in den Trieben, in den Wahrnehmungen, in den Urtheilen, und in den Handlungen von den übrigen Menschen Statt findet, die weder ihren Grund in der bloßen Willkühr, noch in äußern Veranlassungen allein zu haben scheint; denn wenn diese Abweichung für willkührlich erkannt wird, so wird sie, als Scherz, als Eigensinn, als Bosheit betrachtet, und wenn sie als ganz allein vom Körper abhängig betrachtet wird, so rechnet man sie unter die Klasse der Krankheiten, in die das körperliche Uibel gehört. Die Arten dieser Abweichungen geben zugleich die Ordnungen der Verrückungen; nur die Abweichung in blossen Urtheilen muß aus folgenden Gründen ausgeschlossen werden: 1) weil sehr schwer auszumachen ist, ob der Fehler in Urtheilen allein liege, und gar keine andre Ursache, als z. B. falsche Wahrnehmung ihn veranlasse; 2) weil es alsdann als ein falsches

Urtheil angesehen werden kann, dessen Verbesserung von der Kenntniß abhängt, und ganz willkührlich ist; und 3) weil sich endlich dieser Fehler nicht anders, als durch solche Abweichungen entdecken ließe, die zugleich unter die übrigen Ordnungen gerechnet werden müßten. Die Ordnungen, die wir nun übrig behalten, sind: Verrückung in den Wahrnehmungen, in den Trieben und in der Handlungsweise. Diese Eintheilung trifft zugleich mit einer andern, die man auf den Sitz der Krankheit gründen würde, völlig zusammen. Denn die Abweichung in den Wahrnehmungen läßt auf Fehler der Organen, und die Abweichung in Trieben auf andere Fehler im Körper schließen, und diese beeden Arten der Abweichungen von gemeinen Menschensinn gäben also eine Ordnung der Verrückungen, die ihren Sitz und dadurch auch ihre Ursache im Körper haben würden. Unter die zweyte Ordnung würden die gerechnet, welche ihren Sitz in der Seele allein hätten, und unter die dritte, welche ihren Sitz in beyden zugleich hätten. Man sieht leicht, daß die zweyte Ordnung aus den nämlichen Gründen als die der Verrückungen der Urtheilskraft nicht unter die Krankheiten aufgenommen werden könnte, und daß die dritte mit den Verrückungen in der Handlungsweise völlig übereinkommt. Die Darstellung nach diesem Eintheilungsgrund käme daher mit der, nach den Obigen, überein. Ich liefre nun die Ordnungen der Verrückungen genauer

bestimmt, und dann die Gattungen der Ordnungen, worunter sich die Narrheit befindet.

Skizze eines Systems der Verrückungen (Vesaniæ):

I. Ordnung. Daurende falsche Wahrnehmungen, Verwirrungen (hallucinationes). Diese Ordnung hat nun folgende Unterordnungen: 1) Die Wahrnehmungen beziehen sich auf einzelne Organe, und lassen bald etwas bemerken, das nicht vorhanden ist, oder widersprechen vorhandenen Gegenständen. Unter diese Unterordnungen gehören Schwindel, dauerndes Doppeltsehen u. dergl. (Verwirrungen der Sinne). 2) Sie beziehen sich auf das Sensorium überhaupt, so wohl was Wahrnehmungen außer, als in unserm Körper selbst betrifft; z. B. in so fern entweder ganz andre Gegenstände für gegenwärtig gehalten werden, als wirklich sind, wie in dem Irresinn (Paraphrosyne), oder in so ferne kein Bewußtseyn ihrer Gegenwart zurückbleibt, wie in der Erinnerungslosigkeit (Amnesia), oder in so ferne die Empfindungen im Innern unsers Körpers uns zu veränderlichen falschen Vorstellungen seines Zustandes verleiten, wie in der Hypochondrie.

II. Ordnung. Verstimmung der Triebe, Tollheiten (Morositates); diese Verstimmung findet entweder in einzelnen Trieben Statt, wie z. B. in der Nymphormanie, der Wasserscheu und dergl. oder in dem

Thätigkeitstrieb überhaupt, wie z. B. in der Schlaflosigkeit (Agrypnia) dem Nachtwandeln.

III. Ordnung. Die ganze Handlungsweise ist verstimmt. Unsinnigkeit (Deliria). Die Gattungen dieser Ordnungen sind, wie mir scheint, nach folgenden Kennzeichen zu bestimmen:

1) Es zeigt sich in den Handlungen weder Uiberlegung, noch Thatkraft. Sinnlosigkeit (Amentia).

2) Es zeigt sich in den Handlungen zwar Uiberlegung und Thatkraft; aber erstere nur unter falschen Voraussetzungen, oder zu Gunsten eines thörichten Zweckes, dessen Aenderung nicht mehr in der Willkühr des Kranken zu stehen scheint, und letztere ist entweder fast allein auf diesen Zweck, jenen Voraussetzungen gemäß, gerichtet, ohne doch besonders erhöhet zu seyn, oder sie ist, wenn sie nicht für diese Zwecke oder jenen Voraussetzungen gemäß handeln kann, wovon, ob es seyn könne oder nicht, noch einiges Bewußtseyn vorhanden ist, völlig unthätig — Melancholie. Es wird dieses Wort gewöhnlich nur von den niedrigern Graden der Verrückung dieser Gattung gebraucht; ich nehme es aber für den Gattungsbegriff, worunter alle Arten und Grade gehören.

3) Obiger Zustand ist mit dem Mangel des Bewußtseyns, ob der Zweck erreichbar ist oder nicht, verbunden. Der Kranke ist immer thätig, doch ohne übernatürlich erhöhete Kraft, und glaubt immer in der Erreichung seiner Zwecke glücklich gewesen zu seyn oder es zu werden. Narrheit (Moria).

4) Die Thatkraft ist ungewöhnlich erhöht, die Uiberlegung, wie in der Melancholie, beschränkt, und alles Bewußtseyn von Erreichbarkeit oder Unerreichbarkeit des Zweckes unter gewissen Umständen völlig verschwunden; nur die Fähigkeit sich zu verstellen bleibt oft bey einigen noch übrig. Der Kranke ist in angestrengter Thätigkeit, und glaubt beständig Hindernisse, um sich zu haben, die er aber doch in gewissen Fällen manchmal durch Heimtücke zu überwinden sucht. Raserey (Mania).

Unter diese Gattungen lassen sich nun alle mir bekannten Arten der Unsinnigkeit (Delirium) bringen. Der Versuch würde mich zu weit von meinem Zwecke abführen; da ich mir nicht die Untersuchung der Verrückungen überhaupt, sondern nur die der Narrheit besonders vorgenommen habe; und diese Einleitung nur deßwegen für nöthig hielt, um den Begriff von Narrheit und die mit ihr verwandten Zufälle und vorhergehende Zeichen genauer bestimmen zu können.

Zeichen der Narrheit, und Unterschied derselben von andern Verrückungen.

Die Zeichen dieses Zustandes des Gemüths sind von zweyerley Art: die einen sind mit ihr unzertrennlich verbunden, so daß man den Patienten in jeder Lage dadurch erkennen kann; die andere bestehen in den Handlungen, die er vornimmt, und finden sich daher nur zu gewissen Zeiten und in gewissen Lagen. Die letztere Art zeiget die Krankheit am sichersten und kenntlichsten an. So sicher man aus diesen letzten Zeichen endlich von dem Daseyn der Narrheit überzeugt wird, so nachtheilig kann oft die durch sie erst zu erlangende Kenntniß von dem Zustand des Patienten werden, und es wäre daher ein grosses Verdienst um die Menschheit, wenn man Zeichen entdecken könnte, aus welchen sich die Narrheit, noch ehe der Patient einen bisweilen ihm und andern sehr schädlichen Narrenstreich ausübet, erkennen ließe. So allgemein die Krankheit, leider! ist, so wenig haben wir noch genaue Beschreibungen von ihr, und die Beschreibungen, die wir haben, liefern weit genauer die Narrenstreiche des Patienten, als die bleibenden Zeichen seiner Krankheit. Ein Mangel fast aller Krankengeschichten dieser Art ist, daß das äußere Ansehen zu sehr vernachläßigt ist. Dieser Tadel der Krankengeschichten kann aber den Verfassern fast gar nicht zur Last gelegt werden; denn wir werden unten selbst zeigen, wie schwer es ist, bleibende Kennzeichen, die allgemein

wären, aufzufinden, und genau zu beschreiben. Uiber die Unbestimmtheit der Sprache habe ich schon im Eingang geklagt. Man nennet den Melancholiker, den Hypochondristen, und öfter sogar den Rasenden Narren, und wird durch diesen zu weiten Umfang des Ausdrucks gehindert, sich in seinen Beobachtungen bestimmt auszudrücken. Da die letztere Art der Kennzeichen der Narrheit die auffallendste ist, so werde ich den Anfang von ihnen machen und denn versuchen, ob ich nicht einige der ersten Art entdecken kann. Ins künftige werde ich die erste Art unter dem Nahmen der Bleibenden, und die zweyte unter dem Nahmen der Zufälligen begreifen. Die zufälligen Kennzeichen der Narrheit offenbaren dieselbe nur im wirklichen Anfalle, und man kann, wenn man nur nach ihnen urtheilt, oft lange einen Narren für gescheid halten. Jedem Leser werden solche Geschichten bekannt seyn, und ich enthalte mich daher der Erzählung ähnlicher. Der Unterschied der Narrheit in ihren Aeußerungen von den Arten der Verwirrungen und Tollheiten ist zu auffallend, als daß es nöthig wäre, darauf aufmerksam zu machen, und einiges, das sich auf die nähere oder entferntere Verwandtschaft einiger Arten mit der Narrheit bezieht, wird unten vorkommen. Vorzüglich nöthig ist es aber zu meinem Vorhaben, das Benehmen eines Melancholikus, eines Narren und eines Rasenden zu vergleichen. Da es zu diesem Vorhaben gleich gilt, ob die Fälle erdichtet oder wirklich sind, welche ich zu die-

ser Vergleichung wähle, so wähle ich einen sehr bekannten Charakter den Don Quichotte darzu. Dieser war nun entschieden ein Narr, und wir wollen jetzt sehen, wie er gehandelt hätte, wenn er melancholisch oder rasend gewesen wäre. Durch das Lesen der Ritterbücher zur Schwärmerey verleitet, hatte sich Don Quichotte, wie bekannt, in den Kopf gesetzt, ein irrender Ritter zu werden. So bald er diesen abentheuerlichen Vorsatz gefaßt hatte, und für nichts anders mehr lebte, so war er verrückt; aber er hatte noch das Bewußtseyn, daß er kein irrender Ritter sey, daß ihn keine Riesen umgeben, und daß er keine Dame habe. Alle seine Bestrebungen giengen nun dahin, diesem abzuhelfen, und weil seine ganze Thatkraft auf diesen Punkt concentrirt war, so war er ein Melancholikus. Der Schritt zur Narrheit war nun noch übrig; nämlich die Uiberzeugung, daß alles geschehen sey, was er wünsche, und daß er unter dieser Voraussetzung handle. Der Verfasser seines Lebens läßt ihn nun diesen Schritt nicht ganz allein von sich selbst thun, sondern ein Wirth, bey dem er auf seiner Probefahrt einkehrt, und den er für einen Ritter nimmt, schlägt ihn zum Ritter, und nun erst ist er vollends ein Narr.

Nun bildet er sich bald darauf ein, Heldenthaten gethan zu haben, und ist mit allen Vorfällen, die ihm aufstoßen, so mißlich sie auch oft für ihn ablaufen, sehr zufrieden. In dieser Zufriedenheit liegt vorzüglich

das charakteristische der Narrheit in Rücksicht auf Melancholie. Als Melancholiker hätte er vielleicht auch seine Fahrt gemacht, aber er wäre nicht zufrieden mit ihr gewesen, weil er noch genug Besonnenheit gehabt hätte, einzusehen, daß er seinen Zweck nicht erreicht habe. Von der Narrheit war ihm nun noch der Schritt zur Raserey übrig, den ihn aber der Verfasser nicht konnte thun lassen, weil sich dann seine Geschichte geendigt hätte. Als Narr nahm er den Kampf mit dem schrecklichsten Riesen, für welchen er eine Windmühle hielt, auf, und als es unglücklich für ihn ablief, so war er nichts desto weniger damit zufrieden, und tröstete sich dadurch, daß er alles für Bezauberung ausgab: als Rasender würde er den Kampf mit der Windmühle bis zu seiner Zerstörung wiederhohlt haben. Hierinn liegt das charakteristische der Narrheit in Beziehung auf die Raserey. Der Narr sucht immer seine Befriedigung, und weiß sich durch neue närrische Einbildungen, über den unglücklichen Erfolg seiner Unternehmungen zu trösten. Der Rasende ist nie befriedigt, und hat nie weder Genugsamkeit, noch Verdruß über irgend einen Erfolg, sondern wüthet, obgleich nicht ununterbrochen, indem er oft auch aus Heimtücke sich ruhig stellt, bis zur endlichen Ermattung fort. Don Quichotte sprach ferner über andre Gegenstände vernünftig. Auch dieß ist ein charakteristisches Zeichen der Narrheit, wenn sie nicht, wie öfters der Fall ist, mit Sinnlosigkeit verbunden ist: denn so wie andre Krank-

heiten oft miteinander vereinigt sind, so finden sich auch öfters mehrere Arten der Verrückungen bey einander. Doch kann auch der Fall eintretten, daß die Narrheit sehr allgemein ist, und fast alle Gegenstände in ihr Interesse zieht. So lange Don Quichotte noch Melancholikus war, so konnte dieß nicht der Fall seyn, daß er sich vernünftig über andre Gegenstände, außer der irrenden Ritterschaft unterhielt; nicht so wohl, weil er nicht konnte, als vielmehr weil er nicht mochte. Der Melancholikus ist zu sehr mit seinem Vorsatz oder seinen Einbildungen beschäftigt, als daß er sich auf etwas anders so leicht bringen ließe; aber der Narr, der entweder seinen Zweck erreicht zu haben glaubt, oder doch überzeugt ist; daß er ihn nicht verfehlen könne, verhält sich sorgenlos dabey, und hat auch Sinn für andre Dinge. Der Rasende hat alle Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände verlohren, wofern sie ihm nicht als Hindernisse oder als Beförderungsmittel seines Zwecks erscheinen. Durch dieses Beyspiel, hoffe ich, wird der Unterschied zwischen Melancholie, Narrheit und Raserey, in so ferne er auf zufälligen Zeichen beruhet, deutlich geworden seyn.

Nun will ich noch einige zufällige Kennzeichen der Narrheit anführen. Leicht erkennt man den Narren, wenn er nach seinen Einbildungen eine gewisse Art Kleidung, Stellung oder Gang annehmen zu müssen glaubt. Etwas mehr Aufmerksamkeit fordert es öfters, zu fin-

den, ob er ein deutliches Bewußtseyn seiner Lage in Ansehung der äußern Umstände hat? Ob er da zu seyn glaubt, wo er ist, mit Personen von solchem Rang zu reden, als er wirklich thut. Ich sahe einen Narren, der nie mit jemand sprach, den er nicht für einen Grafen hielt; dieß erfuhr man aber nur dann, wenn man fragte, mit wem er so eben gesprochen. Doch ich übergehe die übrigen zufälligen Kennzeichen, die sich auf verkehrte Handlungsweise beziehen, weil sie von jedermann dafür erkannt werden, und gehe zu den bleibenden Kennzeichen über. Wenn es solche giebt, so müßen sie entweder in der Beschaffenheit des Körpers, oder in dem Benehmen überhaupt liegen. In ersterer Rücksicht habe ich noch kein anderes allgemeines entdecken können, als die Physiognomie, und dieses ist nicht ganz zuverläßig, und hat noch das mißliche, daß es sich schwer oder gar nicht bestimmt angeben läßt. Ein gewisser specifiker Geruch, den ich in allen Narrenhäusern antraff, und der sich sehr von dem Krankenspitäler-Geruch unterscheidet, kann deßwegen nicht von mir für ein Kennzeichen angegeben werden, weil in diesen Häusern Verrückte aller Art untereinander oder doch sehr nahe sind; denn auch die Absonderung in Zellen ist nicht hinlänglich, um hierüber entscheiden zu können. Doch muß ich sagen, daß dieser Geruch sich immer da am heftigsten befand, wo viele Sinnloße und Rasende waren, so, daß ich glaube, daß er diesen eigener, als den Narren ist. Von der bloßen

Unreinigkeit kommt dieser Geruch nicht her; denn der Gestank in unreinen Spitälern und Gefängnissen unterscheidet sich sehr stark von ihm. Ich wünschte wirklich Aerzte, die Gelegenheit darzu haben, auf dieses Kennzeichen und die nähere Untersuchung seiner Ursache, die in den Exkrementen und der Ausdünstung zu suchen ist, aufmerksam zu machen. Bisher bleiben also Physiognomie und Benehmen die einzigen Kennzeichen. Hier muß ich vor allem aufmerksam darauf machen, die Physiognomie der Sinnlosen, Melancholischen, und Rasenden nicht mit der Physiognomie der Narren zu verwechseln. So bestimmt die Physiognomie jene Verrückungen meistens gleich auf den ersten Blick zu erkennen giebt, so oft täuscht sie bey den Narren. Freylich wenn sie einmal lange im Narrenhause sind, wo sie meistens aus Mangel aller Zerstreuung und Uibung ihrer Geisteskräfte auch sinnlos werden, so ist es sehr leicht ihnen anzusehen, daß sie verruckt sind; aber wenn sie hinlängliche Freyheit und Beschäftigung haben, so können sie sehr oft, ehe man wirkliche Narrheiten von ihnen siehet, oder höret, für gescheid gehalten werden. Auch das kränkliche Ansehen ist meistens, wenn es nicht von der vorhergegangenen Melancholie oder Raserey zurückblieb, eine Wirkung der Spitalluft oder der langen Einsperrung. Da, wie ich unten zeigen werde, ein grosser Theil der Narren mit der Melancholie anfängt, so behalten auch viele die melancholischen Züge, nur daß sie etwas komischere mitbekommen. Die Veränderungen,

die bey den Narren in der Miene vorgehen, sind am auffallendsten in Augen und Mund. Das Auge hat etwas unstätes sorglosherumsehendes, das in der Melancholie nicht ist, wo das Auge entweder haftet oder sorgenvoll herumspürt. Der Mund zeigt meistens, daß der Patient einen Monolog oder eine Unterredung in der Einbildung hält. Die Miene im Ganzen drückt bey den Narren, wenn sie nicht wissen, daß sie beobachtet werden, immer Selbstgefälligkeit aus. Merken sie, daß man sie beobachtet, so ändern sie öfters ihre selbstgefällige Miene in eine klägliche und drohende um. Das Benehmen hat meistentheils etwas gezwungenes und etwas vom Gewöhnlichen abweichendes, das sich sehr schwer bestimmen läßt, und oft eben so schwer zu entdecken ist. Man sieht aus diesem Versuch, daß wiederholte Narrenstreiche die wesentlichsten Kennzeichen der Narrheit bleiben, und jede andere bisher noch täuschend sind; doch entdeckt man vielleicht neue, oder bestimmt schon bekannte näher, um den Narren in allen Lagen dafür zu erkennen. Eine ausführliche Untersuchung über die Frage: was ist als ein eigentlicher Narrenstreich anzusehen? würde daher einen grossen Beytrag zur Charakteristik der Narrheit liefern. Der Versuch einer Beantwortung derselben würde aber für diese Abhandlung eine zu weitläuftige Einschaltung seyn, und auch eine genaue Bestimmung und Beschreibung der Aeusserungen in allen Arten der Verrückung voraussetzen.

Ich verspare daher diese Untersuchung, bis ich noch einige Arten der Verrückung werde abgehandelt haben.

Verschiedenheit der Narrheit.

Die vielen Verschiedenheiten unter den Narren lassen sich, wie ich glaube, den wesentlichen Verschiedenheiten nach auf folgende zwey Arten bringen:

1) Narren, die keine Haupteinbildung haben, sondern die damit wechseln, und die fast in allen Lagen Narrenstreiche machen, und

2) Narren, die nur in einem Punkt verrückt sind. Die erste Art ist die gemeinste, die zweyte die seltnere. Die erstere Art nennt man meistens Wahnwitz, doch bezeichnet man mit diesem Wort auch die Melancholie. Ich werde es im Verfolg dieser Abhandlung immer in ersterer Bedeutung brauchen, und die zweyte Art der Narrheit die melancholische nennen. Ein merkwürdiges Beyspiel dieser Art war Professor Titel in Jena, der bey der Einbildung und Ueberzeugung, daß er römischer Kaiser sey, seiner Professur noch eine Zeit lang vorstund. In der Systemsprache würde ich die erste Moria demens, und die zweyte Moria melancholica nennen.

Unter den zufälligen Verschiedenheiten verdient die in Ansehung der Geschlechter die meiste Aufmerksamkeit;

denn unter den verschiedenen Alter habe ich noch keine auffallende bemerken können. In der Physiognomie und dem Benehmen finden sich die oben angegebenen Zeichen im Durchschnitte auffallender bey Weibs- als bey Mannspersonen. Wahnwitz ist bey Weibern häufiger zu finden, als bey Männern; dafür trifft man aber unter diesen mehr Narren der zweyten Art an. Der Punkt, um den sich die Narrheit grösstentheils bey Weibspersonen dreht, ist Liebe und Eitelkeit; bey Männern ist es Reichthum und Stolz. Der Stolz hatte bey den männlichen Narren, die ich sahe immer den grössten Antheil selbst an der Narrheit aus Liebe. Veranlassung zur Narrheit ist die Liebe zwar öfters auch bey den Männern; aber ihre Narrheit dreht sich dann meistens um die Mittel herum, die ihnen zur Erreichung des Zieles ihrer Wünsche fehlen, um Reichthum und Ehre. Ich habe noch keinen männlichen Narren gesehen, bey dem die Liebe der Hauptgegenstand seiner Narrheit gewesen wäre. Der geistliche Stolz ist eine bey den Geschlechtern gemeinschaftliche Aeußerung der Narrheit, und darf nicht mit der geistlichen Melancholie verwechselt werden.

Eine grosse Verschiedenheit in den Aeußerungen der Narrheit bringt auch der längere oder kürzere Aufenthalt im Narrenhause, und die daselbst eingeführte Behandlung hervor. Meistens gesellt sich mit der Zeit die Sinnlosigkeit zur Narrheit. Einigen Narren bleibet ein

außerordentlich starkes Gedächtniß. Ich kenne einen solchen Menschen, der den ganzen Kalender weiß, so daß er zu jedem Nahmenstag den Tag des Monats, an dem er fällt, und wenn der Monatstag gesagt wird, den Nahmen des Heiligen angiebt. Er weiß die Geburtsjahre aller Personen, von denen er sie nur einmal hörte, und die Antrittsjahre fast aller Beamten im Orte, in dem er sich fleißig nach den Veränderungen erkundigt. Dieser Mensch hält sich dieser Fähigkeit wegen für außerordentlich gescheid, und ist sehr ungehalten darüber, daß er unter Narren ist; denn ihm, sagt er, gehört das Buch unter den Arm, und die Feder hinter das Ohr. Sein Vater war auch im Spital. Vater und Sohn kamen zugleich zu den Vorstehern, und baten um die Gnade, der Sohn, daß man den Vater, und der Vater, daß man den Sohn ins Narrenhaus sperren möchte. Man fand für gut, beyden ihre Bitte zu gewähren. Andere Narren bekümmern sich um nichts, was nicht zu ihrer Narrheit stimmt. Alle aber, die nicht sinnlos sind, vergessen selten, was man ihnen versprochen hat. Bey vielen ist die Krankheit auch periodisch, und sie haben Stunden, Tage, Wochen, ja bisweilen Monate, wo man fast nichts närrisches an ihnen bemerkt. Von dieser Zahl müssen aber die Narren der zweyten Art ausgeschlossen werden, welche allezeit gute Stunden haben, wenn sie sich für etwas außer dem Kreis ihrer Narrheit interessiren, oder wenn man ihnen eine Beschäftigung zu geben weiß, die sie

von ihren Einbildungen abzieht. Wenn man diese davon wegrechnet, so wird man die Fälle von periodischer Narrheit selten antreffen. Denn daß einige Narren bisweilen gesunde Einfälle haben, gehört auch nicht hieher, weil es unbestimmt und von kurzer Dauer ist. Viel häufiger sind die Fälle von periodischer Raserey, und Melancholie und Sinnlosigkeit. Unter den periodischen Narren giebt es nun wieder einige, welche in der Zwischenzeit nicht gesund sind, sondern in andere Gattungen von Verrückungen verfallen. Ich beobachtete einen solchen Patienten, bey welchem Melancholie, Wahnwitz und Raserey abwechselten, und welcher endlich mit der Sinnlosigkeit sein Leben endigte. Eine grosse Verschiedenheit findet sich auch in dem Charakter der Narren. Einige sind gutmüthig, einige sind bösartig, einige sind immer offene Narren, und einige suchen ihre Narrheiten zu verbergen. Bey den Wahnwitzigen trifft man diesen Unterschied am stärksten an. Die zweyte Art sind meistens gut, so lange man nicht ihren Einbildungen zuwider handelt. Wie sich ein böses Herz auch selbst in der Narrheit zeigt, und oft die Maske der Narrheit zur wahren Bosheit benutzt, werde ich unten, wenn ich von den Keimen der Narrheit rede, weiter ausführen. Weit häufiger trifft man tückische Bosheit bey Melancholischen und Rasenden an, als bey Narren.

Von den Ursachen der Narrheit.

Bey jeder Krankheit hat man auf zwey Sachen zu sehen, nämlich auf die Anlage, die sie möglich macht, und auf die Ursache, die sie wirklich hervorbringt. Die Anlage zur Krankheit, in so fern sie unmittelbar im Menschen liegt, heißt der Keim der Krankheit; in so ferne sie durch unzulängliche Ursachen nach und nach entstehet, die die Krankheit selbst hervorzubringen zu schwach sind, und öfters unbemerkt bleiben, die Geneigtheit zur Krankheit. Die bemerkbaren Ursachen der Geneigtheit heißen vorbereitende, und diejenigen, welche den Ausbruch der Krankheit bewirken, gelegentliche Ursachen. Bisweilen kann man keine gelegentliche Ursachen bemerken, sondern die vorbereitenden scheinen dem Körper eine solche Disposition gegeben zu haben, aus welcher die Krankheit entstehen mußte; diese Disposition heißt dann die nächste Ursache; diejenige Beschaffenheit des Körpers endlich, welche den nächsten Grund der Zufälle enthält, aus welchen die Krankheit besteht, heißt die unmittelbare Ursache. In Aufsuchung der Ursachen der Narrheit wollen wir nun zurück bis auf ihren Keim gehen. Die unmittelbare Ursache der Narrheit übergehe ich ganz, weil ich nichts von ihr zu sagen weiß. Ich habe Gehirne von Narren gesehen, an welchen nicht das geringste Besondere zu sehen war. Die Ausdrücke, die einige beliebte Schriftsteller sich angewöhnt haben, von gespannter Reiz-

barkeit, von zu harten oder zu weichen Fasern, von Unordnung der Nervengeister, von Verstimmung des Tons der Nerven, des Gehirns u. s. w. mögen den befriedigen, dem das — ich weiß es nicht, — auszuspre-chen, allzusauer ankommt. Er findet sehr viel für ihn Brauchbares in den Schriften Bonnets, Weickards, Plattners, Willis, Helvetius, Harpers, und sehr vieler anderer Männer, deren entschiedene Verdienste ich außerdem hochachte. Die nächste Ursache der Narrheit ist eben so verborgen, wie die unmittelba-re; aber die Fälle sind nicht häufig, wo man keine ge-legentliche Ursache findet, oder doch hätte finden können. Nur selten findet man Fälle, wo sich keine besondere Ursache zum Ausbruch entdecken läßt, und der Patient sich nach und nach von der Narrheit hatte hinreißen lassen, die sich dann auf einmal zeigte. Die gelegentli-chen Ursachen verdienen daher am ersten unsre Aufmerk-samkeit. Sie sind entweder stark genug, um den Aus-bruch der Narrheit bey dem blossen Keim zu bewirken, oder sie setzen Geneigtheit darzu voraus. Die Fälle, wo die Narrheit ohne Geneigtheit darzu, durch sie entsteht, sind sehr selten. Heftige Leidenschaften, schnel-le Glücksveränderungen, Gifte und dergl. bringen mei-stens Sinnlosigkeit, Melancholie und Raserey, aber selten und vielleicht nie, unmittelbare Narrheit hervor. Sehr oft geht aber die Melancholie in Narrheit über. Die Ursache dieses Uebergangs ist vielleicht diese: bey der Melancholie ist der Zustand des Patienten mei-

stens für ihn lästig. Ich sage meistens, denn öfters ist ers nicht, wie in der Melancholie aus Liebe der Fall ist, wo sich der Patient in seiner Traurigkeit gefällt. Wenn nun dieser Zustand für den Patienten lästig wird, so sucht er ihn zu ändern; und da dieß nicht in der Wirklichkeit geschehen kann, so versucht er es in der Einbildung: diese Einbildung tröstet ihn, und er vermeidet alles, was ihn darinn stören kann. Dadurch überzeugt er sich endlich von der Wirklichkeit seiner tröstlichen Einbildung, und wird ein Narr. Ich kannte einen armen Fischer, der den Trunk sehr liebte, und deßwegen sehr oft von seiner Frau ausgescholten wurde. Dieser hegte nun allerdings den Wunsch, doch reicher zu seyn, damit er seiner Neigung besser nachhängen könnte. Er hatte nun außer seiner Armuth noch das Unglück, daß sein Nachen vom Sturme losgerissen und fortgeführt, und ihm sein bestes Netz gestohlen wurde. Darüber wurde er melancholisch, und blieb ohngefähr drey Tage in diesem Zustande. Auf einmal wurde er wieder heiter, zechte in der Schenke, schalt seiner Kameraden Lumpen, und erzählte von dem grossen Reichthum, den ihm seine ausgesandten Schiffe nächstens bringen würden. Er arbeitete nichts mehr, schlug seine Frau, die ihn darzu antreiben wollte, und wurde als Narr ins Spital gebracht. Hier mußte er arbeiten, und schien dadurch seine Einbildungen vergessen zu haben, so daß man ihn nach einem Vierteljahr als hergestellt entließ. Beym Abschied bat er, daß man

doch auch seine Frau, wenigstens auf einen Tag, ins Spital thun möchte, damit sie ihm nichts vorzuwerfen hätte. In vier Wochen wurde er wieder als Narr ins Spital gebracht, und befindet sich noch darinn. Aus diesem Beyspiel sieht man deutlich, wie sich die Melancholie in Narrheit verändern kann. Ich glaube auch, daß es Fälle geben kann, wo sich Raserey in Narrheit verwandelt; ich habe aber noch keinen beobachtet, wo nicht der Rückfall in Raserey wieder erfolgt wäre. Gewöhnlich endigt sich Raserey, wenn der Patient nicht an ihr stirbt, in Verstandeslosigkeit und in Melancholie. Selten wird ein solcher Patient wieder gänzlich hergestellt. Die Beyspiele, daß ein Mensch durch Aufredungen zum Narren gemacht wurde, gehören nicht hieher, sondern in die Klasse, wo die gelegentliche Ursache schon eine Geneigtheit zur Krankheit antraf. Wir wollen nun die Ursachen untersuchen, die einen Menschen, der schon Geneigtheit für Narrheit hat, vollends zum Narren machen können. Hier haben die Aufredungen die erste Stelle. Wenn ein Mensch einen Lieblingswunsch hat, dem er nachhängt, so ist er äußerst leichtglaubig in allem, was darauf Bezug hat, und erwartet immer die Richtigkeit des für ihn günstig gesagten, bis er die Unmöglichkeit, so zu sagen, mit Händen greift. Ist der Verstand eines Menschen nicht ausgebildet, so ist es um so leichter, ihm etwas aufzubinden, und ist der Wunsch der Erfüllung endlich so lebhaft, daß er alle andere Gedanken ausschließt; so

überzeugt er sich endlich von der Wirklichkeit der ihm eingeredeten Träume. Oben führte ich ein Beyspiel an, wo der Uebergang von der Melancholie zur Narrheit von selbst geschahe, und für ein anders, das ich beobachtete, wo von der Liebessucht der Uibergang zur Narrheit durch Aufreden geschah, wird hier ein schicklicher Ort seyn. Ein Singschüler von ohngefähr 25 Jahren fühlte den Trieb zum Beyschlaf, und weil er weder schön noch unterhaltend war, und gar keinen Aufwand machen konnte, auch ihn die Religion von andern Befriedigungen abhalten mochte, zur Ehe außerordentlich stark. Sein Wunsch, eine Frau zu haben, war daher sein einziges Dichten und Trachten. Da er auf dem Weg, den er zu seinem Fortkommen vor sich sahe, nun keine Hofnung hatte, diesen Wunsch zu befriedigen, so suchte er durch Glück zu erhalten, was er durch Geschicklichkeit und Fleiß nicht vermochte, und setzte in das Zahlenlotto. In diesen Abgrund versank sein geringer Verdienst, ohne daß ihm geholfen wurde. Doch hoffte er immer noch auf eine Quaterne oder Quinterne, und sann Tag und Nacht auf die Zahlen, die er setzen wollte. In dieser Gemüthsverfassung gieng er mit einigen Kammeraden auf ein benachbartes Dorf. Ein Müller aus dortiger Gegend, der ihn und seine Thorheit von seinen Kameraden hatte kennen lernen, wollte sich einen Spaß mit ihm machen, und erzählte von einem gewissen Schüler, der im Lotto auf die und die Numern so viel gewonnen, daß die Interessen alle Stun-

ben einen Ducaten betrügen, der aber nichts davon erhalten würde, weil man die ganze Ziehung verheimlichte. Der Schüler merkte im Stillen auf, gieng voller Freude nach Haus, und sprang unterwegs aus lauter Lust in den auf 30 Fuß tiefen Stadtgraben, ohne sich den geringsten Schaden zuzuziehen, und schlief in diesem süssen Wahne seines Gewinnstes ein. Frühe gieng er zum Vorsteher des Kirche- und Schulwesens, erzählte ihm sein grosses Glück, und die Bosheit, womit man ihn darum betrüge, übergab ihm alle seine Ansprüche, und verlangte von ihm, für diese ungeheure Summe, die er ihm überlasse, nur tausend Thaler ein Amt und eine Frau. Der Vorsteher suchte seiner aus Angst nur geschwinde wieder los zu werden, und versprach ihm alles. Seine Kameraden, die bald von diesem tollen Streich hörten, giengen sogleich zu ihm, und wollten ihm die Sache ausreden; aber nun hatte sie der Vorsteher für richtig erkannt, und sie litt keinen Zweifel mehr. Wer es nicht glauben wollte, der war vom Lotto bestochen, und in diesem Verdacht wollte er seine Kammeraden umbringen. Es blieb jetzt nichts mehr übrig, als ihn ins Narrenhaus zu bringen, wo er noch mit der größten Gelassenheit den Ausgang seines Processes erwartet. Das, was das Aufreden bewirkt, können auch andere Zufälle bewirken, zumal wenn der Patient abergläubisch ist, und auf vorbedeutende Zeichen hält. Durch viele dergleichen Zufälle kann ein Mensch von ziemlich starkem Geiste, wenn er nicht ganz

vom Aberglauben frey ist, eine Geneigtheit zur Narrheit erhalten, so daß er endlich durch die geringste Veranlassung zum Narren werden kann. Oft gelingt es, daß ein Mensch stirbt, ehe diese Veranlassung kommt, und die Narrheit bricht daher nicht förmlich aus. Einen Menschen, bey dem die Geneigtheit zur Narrheit sehr merklich ist, nennt man einen Thoren. Der Unterschied zwischen einem Thoren und einem Narren liegt vorzüglich darinn, daß der Thor noch in dem gesellschaftlichen Leben auf das Urtheil anderer Leute achtet, und sich entweder zu verbergen, oder ihre Achtung auf eine nicht völlig vom Gewöhnlichen abweichende Art zu erhalten sucht. Alles, was den Menschen zum Thoren macht, ist als eine vorbereitende Ursache zur Narrheit anzusehen. Da nun das, was den weisen Mann vorzüglich von dem Thoren unterscheidet, die Kenntniß dessen, was er thun soll, und die Besonnenheit, mit der ers thut, ist, so folgt, daß alles, was den Erwerb der zu dem menschlichen Leben im allgemeinen nothwendigen Kenntniß hindert, und die Zerstreuung befördert, als vorbereitende Ursachen zur Narrheit anzusehen ist. Sehr leicht können auch Verwirrungen und Tollheiten in Narrheiten übergehen, wenn sich die Besonnenheit, daß man in einem kranken Zustand ist, verliert, und sich der Patient in seinem kranken Zustand zu gefallen anfängt.

Wie die natürliche Anlage zur Zerstreuung kann gemindert werden, und was den Menschen noch bey einem hohen Grade derselben von Thorheiten retten kann, wollen wir unten untersuchen, nachdem wir die Keime der Narrheit aufgesucht, und den eigentlichen innern Gemüthszustand der Narren, so viel uns möglich bestimmt haben werden.

Ich komme nun zu dem wesentlichsten Punkt meiner Abhandlung, zu den ersten Anfängen der Narrheit, und wenn ich nun von dem Keim der Narrheit ausgehe, und die möglichen Ursachen seiner Entwicklung untersuche, so ist es ein Zeichen der Wahrheit dieser Untersuchung, wenn ich wieder auf den Punkt eintreffe, wo ich nun den analytischen Gang der Untersuchung der Ursachen verließ. Der Vortheil, den wir von dieser Untersuchung haben werden, wenn sie gelingt, wird der seyn, zu wissen, wie man sich vor der Narrheit hüten könne, weil sich zeigen wird, daß sich Narrheit, in dem von mir bestimmten Begriff genommen, nie durch blosse Mittel heilen läßt, sondern der Mensch hier selbst sein einziger Retter seyn muß, welches ihm von andern nur erleichtert werden kann.

Uiber den Keim, und die ersten Anfänge der Narrheit.

Wer Kinder beobachtet, wird finden, daß ein grosser Theil ihres Zeitvertreibs darinn besteht, sich einen gewissen Zustand anzudichten; sie sagen: nun wollen wir Pferde, Ochsen, Vögel seyn; sie thun, als wären sie Soldaten, Geistliche, Handwerker; sie dichten sich gewisse Handlungen, bisweilen Verbrechen an; und handeln dieser Voraussetzung gemäß, und gefallen sich mehr in diesen Arten von Spielen, als in allen andern. Dieß zeigt nun unwidersprechlich einen ursprünglichen Gang im Menschen, sich in einen geträumten Zustand zu setzen, und die Besonnenheit, oder das Bewußtseyn seines Zustandes in Ansehung aller seiner Verhältnisse zu unterdrücken. Zwischen dem Zustand eines auf solche Art spielenden Kindes, und dem eines Narren, oder Melancholikus ist nun kein anderer Unterschied, als daß dieser seine Besonnenheit verloren hat, und jenes sie verläugnet. Der Melancholikus hat zwar seine Besonnenheit noch in etwas, aber sie ist ihm zur Last, und er wünscht, sie nicht zu haben. Zwar giebt es melancholische Einbildungen, die für den Patienten ausgemacht sind, und deren Falschheit er sich nicht bewußt ist, aber diese haben dann meistens in körperlichen Gefühlen ihren Grund, und er handelt mit ängstlicher Consequenz ihnen gemäß. Der Melancholikus, der nicht gehen will, weil seine Füße, wie er glaubt, von

Glas sind, wird als Narr die Bewunderung der ganzen Welt zu erregen glauben, weil er mit gläsernen Füßen so gut gehen kann. Wir finden also in der frühesten Entwicklung des Menschen eine Anlage, die ihn fähig macht, ein Melancholikus und ein Narr zu werden. Aber diese nämliche Anlage ist auch der Grund seiner ganzen Weltklugheit, die größtentheils darauf beruht, die Handlungsweisen der Menschen in verschiedenen Verhältnissen sich lebhaft vorzustellen, um seine Maaßregeln darnach nehmen zu können. So entgegengesetzt Weltklugheit und Narrheit sind, so offenbar beruhen sie auf gleichen ursprünglichen Anlagen. Beyde erfordern die Fähigkeit, einen andern Zustand, als in dem man ist, sich lebhaft vorzustellen. Aber die Folgen und Gründe dieser Vorstellung sind sehr verschieden. Die Folge von der lebhaften Vorstellung bey dem Klugen ist, daß er seine Handlungen in Beziehung auf Menschen, die in diesem Zustand sind, darnach einrichtet; bey dem Narren, daß er seine Handlungen diesem Zustand selbst gemäß einrichtet: der Grund des Klugen, sich einen fremden Zustand lebhaft vorzustellen, ist die Kenntniß eines fremden Zustandes; der Grund der Narren, wenigstens im Anfang, wie ich bald zeigen werde, Genuß, den ihm dieser fremde Zustand gewährt. Der Genuß, den die lebhafte Vorstellung eines fremden Zustandes gewährt, ist auch der Grund dieser Art Spiele bey den Kindern, und nur das Vermögen, sich von diesem Genuß zu trennen, unterscheidet sie von dem

Melancholiker, und das Bewußtseyn, daß es keine ihm entsprechende Gegenstände in der That vor sich habe, von dem Narren. Dieser Hang, sich in der Einbildung, daß man in dieser oder jener Lage sich befinde, zu gefallen, hört aber auch nicht mit der Kindheit auf, sondern begleitet uns in verschiedenen Graden bis ins späteste Alter. So lange diese Fähigkeit in der Gewalt des Menschen steht, so ist sie die Quelle seiner meisten Freuden. Er kann seinen Kummer dadurch vergessen, hat eine Welt um sich, wie er sie wünscht, und freuet sich mit seinen Freunden. Auf dieser Fähigkeit, sich in fremde Lagen zu versetzen, nebst dem stärkern Hang dazu, beruhet vorzüglich das Talent des Dichters, wenn die Gesinnungen verschiedener Charaktere und Stände; des Schauspielers, wenn ihr äußerliches Benehmen dabey dargestellt werden soll. Wir sehen daraus, daß es von den Gemüthsanlagen der Menschen eben so wohl wahr ist, als man es vom Körper sagen kann: was seine Ausbildung befördert, enthält auch den Keim zu seinem Untergang, doch mit dem Unterschied, daß der körperliche Untergang unvermeidlich ist, das Gemüth aber öfters bis in den Tod gesund, und richtig bleibt. In dem Keim zur Narrheit, den wir nun entdeckten, liegt vorzüglich die Anlage zur melancholischen Narrheit. Die Hinderniß, daß diese Anlage nicht Geneigtheit wird, ist die Besonnenheit. Was also die Besonnenheit schwächt, ist als eine vorbereitende Ursache zur Narrheit, anzusehen. Die Besonnenheit ist nun entweder eine äußere, oder

eine innere (extensiv oder intensiv), nämlich ein Besinnen, oder Gegenwärtighaben alles dessen, was mich umgiebt, überhaupt, und die daraus entspringende Rücksicht in allen meinen Handlungen; und ein Besinnen auf das, was ich thun und eigentlich bemerken will, ohne weiter auf etwas anders zu achten. Die äußere Besonnenheit ist es also, was eigentlich dem melancholischen Narren fehlt. Die äußere Besonnenheit kann nun öfter durch die innere geschwächt werden, und man findet Leute, die so viel sie sonst Vernunft haben, dadurch öfters die tollsten Streiche begehen, daß sie, wenn ihnen etwas im Sinne liegt, auf nichts anders merken, und ihnen oft die bekanntesten Dinge nicht einfallen. Ich kenne einen sehr gelehrten und vernünftigen Professor, bey dem diese Streiche nichts seltnes sind. Einmal wollte er einen guten Freund besuchen. Es war Mondnacht, und dieser sahe ihn kommen. Vor der Thüre stand ein Fuder Heu. Mein Professor wollte gerade auf die Thüre zu, fand das Fuder Heu, und versuchte es wegzuheben. Als es nicht gehen wollte, kehrte er um, kam wieder, und versuchte noch einmal es wegzuheben, und als es wieder nicht gieng, begab er sich nach Haus. Des andern Tags fragte ihn sein Freund, was er dann gestern gemacht hätte; er wußte sich alles zu erinnern, und sagte: der Gedanke, um das Fuder Heu herum zu gehen, sey ihm nicht beygefallen. Ich könnte dergleichen Beyspiele aus meiner eigenen Erfahrung anführen, und jedem Leser werden einige aus der

seinigen beyfallen. Die äußere Besonnenheit kann einem Menschen im hohen Grade fehlen, ohne daß man ihn noch den Narren nahe setzt; wenn die Ursachen, die diese Abgezogenheit bewirken, entweder wichtige Angelegenheiten, oder tiefe Untersuchungen sind. Wenn ihn aber jede Kleinigkeit so beschäftigen kann, daß er alles um sich vergißt, so nennt der gemeine Mann einen solchen Menschen schon einen Narren, und im allgemeinen sagt man: er ist zerstreut. Der Schritt zur Narrheit bey einem solchen Menschen erfordert auch nur, daß er sich ganz in gewissen Lagen gefalle, und sich über den Tadel, den ihm die Zerstreuung zuzieht, hinwegsetze. So bald er sich nicht mehr schämet, über solchen Zerstreuungen ertappt worden zu seyn, so ist es schon arg mit ihm geworden. Das Vermögen aber, sich die Besonnenheit der äußern Umstände gleichsam zu ernähren, und sich von nichts in seinen Untersuchungen stören zu lassen, ist nun auch das Vermögen des tiefen Denkens, und also auch hier entwickeln sich Thorheit und Weisheit aus gleichen Keimen.

Die innere Besonnenheit ist das Bewußtseyn alles dessen, was man thut, die ausschließende Achtsamkeit auf das, was man eigentlich beobachten will, und die Festhaltung der Entschlüsse, daß man sie nicht durch veränderte äußere Umstände vergißt. Der Mangel der innern Besonnenheit ist deßwegen nicht so auffallend, als der der äußern, weil er sich leichter ver-

bergen läßt. Wer ein Fuder Heu wegheben will, um zu seinem Freund zu kommen, der wird gesehen und ausgelacht; wer aber unter der Thür nicht mehr weiß, weswegen er kam, der kann sich, leicht unausgelacht, aus dem Handel ziehen. Wenn daher ein Mensch den Mangel dieser innern Besonnenheit nicht zu verbergen weiß, oder es nicht mehr kann, so nennt man ihn geradezu einen Narren, und er ist es auch meistens: der Mangel der innern Besonnenheit, oder daß man immer von den äußern Gegenständen ganz beherrscht wird, ist in gewissem Grade das Gegengewicht des Mangels der äußern. Dieser Mangel der innern Besonnenheit verursacht vorzüglich die Geneigtheit zum Wahnwitz. Der Keim zum Wahnwitz liegt eines Theils in der Geselligkeit, oder in dem Bemühen, den Menschen, die um uns sind, zu gefallen, und sich doch zugleich auszuzeichnen, und andern Theils in dem freyen Spiel der Einbildungskraft. Die Verbindung zwischen unsern Vorstellungen geschieht nämlich von uns, so wohl mit Anstrengung und noch bewußten Aehnlichkeiten, als auch fast unwillkührlich, und ohne daß wir uns von der Verbindung der Vorstellungen Rechenschaft geben können. Die letztere Art der Verbindung unserer Gedanken nennen wir Einfälle. Die Einfälle sind es, welche den Menschen zum Genie, zum guten Gesellschafter, und, wenn sie unter kein Vernunftgesetz mehr von ihm geordnet werden, zum Narren machen. Oefters geschieht es willkührlich, daß man seine Einfälle nicht wür-

digt, ehe man sie vorbringt, und dieß macht den grösten Theil der sogenannten Späße aus. Ein Spasmacher, der es unwillkührlich ist, ist ein Wahnwitziger. Ich kenne einen Mann, der sich durch seine Einfälle auszeichnete, und der dadurch von der Eitelkeit verleitet wurde, sich seinen Einfällen gänzlich zu überlassen. Er kam bald so weit, daß kein kluges Wort mehr mit ihm zu reden war, und er wurde wahnwitzig. Der erste Anfang der Narrheit ist daher bey manchen Menschen sehr unmerklich, und die Ursachen, die den Keim zur Narrheit zur Geneigtheit ausbildeten, sehr verborgen. Wir haben gezeigt, daß Klugheit und Thorheit bey den Menschen aus einem Keim entspringen können, und daß es die Besonnenheit ist, was vorzüglich den Klugen und Thoren unterscheidet. Um also den ersten Anfängen der Narrheit nachzuspühren, müssen wir vorzüglich auf die Ursachen Rücksicht nehmen, welche die Besonnenheit schwächen. Ich übergehe die allgemein bekannten Ursachen, als Gifte, berauschende Getränke, Leidenschaften, äußerste Anstrengung u. d. m. welche auch selten, wie ich oben schon bemerkte, gelegentliche und vorbereitende Ursachen der Narrheit sind, und wende mich zu den weniger auffallenden. Eine von diesen ist die geschäftlose Einsamkeit. Diese sucht der Mensch meistens, um in seinen Träumen nicht gestört zu werden. Treibt er es damit zu arg, so kommt es darauf an, ob sich seine Träume mehr auf die Erreichung äußerer Zwecke und eines gewissen Gemüthszustandes, oder auf das

Ansehen, die Macht, den Reichthum seiner eigenen Person beziehen. Im ersten Falle bereitet er sich den Weg zur Melancholie, und im andern zur Narrheit. Gerade die entgegengesetzte Lage, beständig zerstreuende Gesellschaften, raubt ihm auch endlich die Besonnenheit. Der Mensch lebt in diesen Gesellschaften in einem beständigen Anstrengen, sich andern anzupassen, und durch Einfälle zu glänzen. Wem eine solche Lebensart unentbehrlich ist, der ist schon um einige Schritte von vernünftigen Menschen entfernt. Wenn einen solchen Menschen nicht ganz besondere Zufälle aus seiner Gemüthslage reissen, so ist er in Gefahr, endlich von selbst, oder durch eine gelegentliche Ursache wahnwitzig zu werden. Vorzüglich ist die Gefahr da, wenn er in seinem Zirkel nichts mehr zu gelten anfängt, oder eine schlechtere Figur, als ers gewohnt war, spielen muß; denn dadurch wird er verleitet, seine Eitelkeit mit erträumten Vorfällen zu nähren. Alles, was die Eitelkeit eines Menschen befördert, ist daher eine Stuffe zur Narrheit; denn so bald er ihr nicht in der Wirklichkeit Genüge leisten kann, so wird er es in der Einbildung versuchen. — Alles, was den Eigensinn eines Menschen befördert, bringt ihn der Narrheit gleichfalls um einen Schritt näher; denn er verachtet endlich die Meinungen der andern Menschen gänzlich, und ihr Widerspruch bringt ihn nicht mehr von seinen Einfällen zurück. Besonders ist er dann der Gefahr ausgesetzt, ein völliger Narr zu werden, wenn ihn

körperliche Zufälle in den Zustand der Verwirrungen oder der Tollheiten versetzen.

Wer auf die Urtheile anderer Menschen achtet, der wird, wenn er den Zufall hat, beständig eine Fliege, oder Feuer vor sich zu sehen, bald erkennen, daß es ein Fehler seiner Organe ist; hat er aber eine grosse Geneigtheit zur Narrheit, so wird er allen andern Menschen seine Erscheinungen, als wirkliche Sachen, aufdringen wollen.

Wer durch eine Krankheit dem Irresinn ausgesetzt war, wird durch Hülfe seiner Bekannten leicht zur Kenntniß der Täuschung gelangen, wenn er wieder seine Beobachtungsgabe frey hat; ist er aber zur Narrheit geneigt, gefiel er sich in seinem Wahn, und hielt er sich schon lang für klüger, als die übrigen Menschen, mit denen er umgieng, so kann er leichtlich ein Narr werden.

Die Begattungssucht kann, wenn ein vernünftiger Mensch das Unglück hat, durch körperliche Veranlassung davon befallen zu werden, von ihm überwunden, und durch schickliche Mittel geheilt werden, und, wenn sie ihn auch melancholisch macht, so wird sie ihn doch nicht närrisch machen; ein roher Mensch wird vielleicht sich ihr überlassen, und durch andere geheilt werden; wo aber Geneigtheit zur Narrheit ist, da wird es die sonderbarsten Auftritte setzen. Ich sahe einige solche Pa-

tienten, welche dadurch in den Wahn fielen, als strebte ihnen jedermann ihrer außerordentlichen Schönheit wegen nach. Solche Fälle, wo die Eitelkeit dem Trieb geradezu entgegenschwärmt, weil sie sich dessen schämt, trifft man häufig an. Bey allen diesen Bemerkungen über die ersten Anfänge der Narrheit muß man nie vergessen, daß es verschiedene Grade der Narrheit giebt, und daß nur die höchsten Grade ins Narrenhaus geschickt, die niedrigern aber meistens noch in der Gesellschaft geduldet werden. Es wird nun sehr leicht zu begreifen seyn, wie die oben angeführten gelegentlichen Ursachen die Narrheit vollends hervorbringen können.

Ich schliesse diesen Abschnitt mit einigen zur nähern Bestimmung der Narrheit dienlichen Bemerkungen. Von einigen Schriftstellern wird auch die Hypochondrie unter die ersten Grade, oder unter die Anfänge der Narrheit gesetzt. Nach meiner Bestimmung der Narrheit gehört sie zwar öfters unter die vorbereitenden Ursachen, aber so wenig unter die ersten Anfänge, als die bisher erwähnten Verwirrungen und Tollheiten; sondern sie kann, wie diese, nur dienen, der Anlage zur Narrheit eine gewisse Modifikation zu ertheilen, und sie offenbarer zu machen. Die Hypochondrie ist eine wahre Verwirrung des Sensoriums, sie ist ein Irresinn über den Zustand des eigenen Körpers in Beziehung auf Gesundheit. Aus dem Unbehaglichen dieses Zustandes, das der Hypochondrist nur zu deutlich fühlt, entspringen zwar

manche besondere Anwandlungen; aber an sich doch keine Narrenstreiche. Wie eine Geneigtheit zur Melancholie die Hypochondrie befördern kann, gehört nicht hieher, sondern in eine Abhandlung über die Melancholie, die ich nächstens ausarbeiten werde. Zu jeder körperlichen Krankheit wird eine gewisse innere Stimmung des Gemüths erfordert, wenn sie die Veranlassung zur Narrheit werden soll. Ich glaube, dieß wird durch das Gesagte schon deutlich seyn, und will nur noch auf eine häufige Erscheinung bey Narren aufmerksam machen, die gleichfalls bezeigt, wie viel willkührliches, oder vom Gemüth allein abhängiges in der Narrheit ist; nämlich auf die List, mit der oft Narren sich krank zu stellen, oder die Meinung anderer, daß sie krank wären, zu benutzen wissen. Der Narr hat, wenn er nicht verstandeslos zugleich ist, immer noch einiges Bewußtseyn, wie andere Menschen seine Narrenstreiche aufnehmen. Er sucht sich daher öfters der Züchtigung, die ihm zugedacht wurde, zu entziehen, und benutzt darzu öfters die Meinung, die man hat, als hätte er diese oder jene Krankheit, die ihn entschuldigt. Dieß zeigt offenbar, daß er nicht durch den Körper allein ein Narr ist. Ich beobachtete auch bey vielen Narren, daß sie wußten, daß sie für Narren gelten, und manches thaten, das sie unterließen, als sie sahen, daß man es ihnen um dieser Meinung willen, daß sie Narren wären, nicht hingehen ließ. Der Narr, wenn er nicht den höchsten Grad erreicht hat, hat auch noch viele Leiden-

schaften mit allen Menschen gemein, und erlaubt sich manches, bloß, weil er weiß, daß er für einen Narren gilt. Ich sahe öfters, daß die Narrheit einem boshaften Herzen zum Deckmantel dienen mußte. Doch sind dergleichen Fälle bey den Melancholikern häufiger. Bey vielen Narren bleibt auch noch eine Art Ehrgefühl übrig, und man kann sie dadurch züchtigen, daß man sie verächtlicher behandelt als ihre Kameraden. Zur Beherrschung der Narren ist diese Bemerkung sehr wichtig, und ich habe auch Gebrauch davon gemacht. In einem Narrenhaus fand ich, daß sich die Unreinlichen an eine Säule stellen mußten, und sie fürchteten sich sehr vor dieser Schmach. Ich sahe auch einen Narren, bey dem Narrheit anfangs offenbar nur das Vehikel war, die Leute, die um ihn waren, zu plagen, der aber dadurch endlich in totale Narrheit verfiel. Bey solchen Narren sind Schläge die besten Mittel. Man siehet aus allem diesem, daß die Narrheit im Gemüth liegt, und daß es von dem Menschen so ziemlich abhängt, ob er ein Narr werden will, oder nicht. Wer auf seine Gefühle aufmerksam ist, sie mit denen anderer Menschen vergleicht, Eigensinn und Eitelkeit bestreitet, die Güter dieser Welt nicht mehr achtet, als sie werth sind, ächte Religion im Herzen hat, und sich mit nützlichen Dingen beschäftigt, der ist nie in Gefahr, ein Narr zu werden, selbst wenn ihn körperliche Krankheiten verwirren, oder wüthend machen sollten. Es fällt mir hier eine Bemerkung bey, die ich zu weiterer Prüfung mittheilen will. Einige

Beobachter wollen bey der Wasserscheu die Menschen wie Hunde haben bellen hören. Wenn der Fall sich ereignete, so glaube ich nicht, daß das Symptom zur Wasserscheu gehörte, sondern sich Narrheit mit ihr verband und der Patient einen Hund vorstellen wollte. Raserey, Sinnlosigkeit und Melancholie, hängt mehr und in einigen ihrer Arten fast ganz vom Körper ab, wie ich in künftigen Versuchen über die andere Gattungen der Unsinnigkeit zeigen werde. Nun ist mir noch übrig, etwas von der Kur der Narrheit zu sagen.

Kur der Narrheit.

Da wir die körperliche Veränderung, die bey der Narrheit vorgeht, nicht kennen, so können wir auch keine Kurmethode auf diese Veränderunge n gründen. Einige Mittel, denen die Erfahrung scheint einigen Credit zu geben, sind viel brauchbarer gegen andere Verrückungen, als gegen die Narrheit. Das Wesen der Narrheit besteht in Selbstgefälligkeit, in den Menschen beherrschenden Einbildungen, die er zugleich liebt, und in dem Mangel der Besonnenheit. Was betäubende Mittel, als Opium, bella Donna, hyoscyamus und dergleichen bisweilen sollen gewirkt haben, kann einzig ihrer betäubenden Kraft zugerechnet werden, wodurch sie die zu lebhafte Vorstellung etwas unterdrücken, das durch die Vorliebe für die herrschende Vorstellung geschwächte freye Spiel der Einbildungskraft wie-

ber herstellten, und dadurch anderer Vorstellungen Raum verschaften, durch deren Hülfe die Besonnenheit wieder erweckt wurde. So, glaube ich, kann man sich die Wirkung erklären. Unter vielen Versuchen, die ich beobachtete, ist aber keiner völlig gelungen. Ich glaube auch, daß viele Versuche, die glücklich ausgefallen seyn sollen, an Melancholikern und nicht an Narren gemacht wurden. Bey dem Melancholikus hat man nur die fixirte Einbildung, aber nicht die Vorliebe für diese Einbildung, als Einbildung, zu überwinden. Der Melancholikus, in den Arten der Melancholie, die aus Sehnsucht entsteht, ist auch mit Realisirung seines Wunsches, der selten etwas an sich absurdes betrift, zufrieden; der Narr aber glaubt seinen Wunsch schon realisirt, oder hat völlig absurde Wünsche. Wir haben oben gesehen, daß der Keim der Narrheit in dem Vermögen, sich in einen eingebildeten Zustand zu versetzen und in der Behaglichkeit, sich dem freyen Spiel der Einbildungskraft zu überlaßen, liege, daß dieser Keim zur Anlage und zur Geneigtheit wird, wenn aus diesem Vermögen ein Hang und aus dieser Behaglichkeit eine Gewohnheit wird, daß die Geneigtheit zunehme, wenn der Mensch seine Besonnenheit nicht übet, und sich nicht aus Religion und Pflicht zur nützlichen Thätigkeit entschließet, und daß denn oft nur eine leichte Gelegenheit erfordert wird, daß die Narrheit ausbricht; wenn also die Narrheit soll kurirt werden, so muß der Mensch wieder in den gesunden Zustand seiner

Gemüthskräfte zurückgebracht werden. Dieß muß auf dem nämlichen Weg geschehen, auf dem er sich davon entfernte. Arbeit ist daher das erste Heilmittel, das man anwenden muß; hat er noch Spuren von Religion und Vernunft, so benütze man sie, sind sie aber zu schwach, um etwas von ihnen zu hoffen, so brauche man Gewalt. Ihn durch Versprechungen, die auf seine Narrheit Bezug haben, zur Arbeit zu gewinnen, trägt zu seiner Kur nichts bey, wofern sie nicht von der Art sind, daß man sie ihm gewähren kann, ohne daß sie seine Narrheit geradezu nähren. Besonders will ich vor Versprechungen warnen, die man nicht zu erfüllen gedenkt; man kann sie dadurch bis zur Raserey aufbringen. Hat man ihn aber einigermaßen zu irgend einer Arbeit gewonnen, so übe man seine Besonnenheit und unterhalte ihn mit Gegenständen, die ihm nahe sind, und mit Geschichten aus seinem Leben, in denen er sich klug zeigte. Hat man seine Besonnenheit wieder etwas kultivirt und sein Vertrauen etwas gewonnen, so erforsche man seine moralischen und religiösen Gesinnungen, und wenn er einige richtige zeigt, so benutze man sie, sich seiner Narrheit entgegen zu stellen, da man ihn bisher nur zu verhindern suchte, ihr nachzuhängen. Findet man aber sein Herz so verdorben, als seinen Kopf, so gebe man alle weitern Bemühungen auf und halte ihn blos zu irgend einer Arbeit an. Während dieser ganzen Zeit muß man ihm keine Vergehung, von deren Vermeidlichkeit er selbst überzeugt ist, hinge-

hen laßen. Findet es sich endlich, daß man etwas durch Moral und Religion ausgerichtet hat, so benutze man auch das Ehrgefühl und laße ihn merken, wie sehr er von den meisten Menschen verachtet werde. Hat er dieß empfunden, so führe man Leute zu ihm, die sich stellen, als nähmen sie ihn für gescheid, die ihn bescheiden loben, ohne aber seiner Narrheit zu schmeicheln, sondern die das, was darauf Bezug hat, überhören. Ist es einmal gelungen, ihn so weit zu bringen, daß er sich auf das Ansehen, das er bey diesen Personen hat, etwas einbildet, und daß es ihn schreckt, wenn man ihn bey ihnen zu verklagen droht, so gehe man dann weiter, und mache ihm Vorstellungen über seine Narrheit, benutze vorzüglich seine Religion darzu, und gebe ihm immer Gesellschaft und Arbeit. Dann prüfe man ihn, ob er für die Gegenstände seiner Narrheit noch empfänglich ist, und wenn er sie gleichgültig betrachtet, oder das Gespräch davon vermeidet, so laße man ihn unter die Leute. Dieß wäre nach meiner Einsicht die Methode, wodurch man vielleicht manchen Narren, bey dem die Bosheit des Herzens nicht zugleich eine Ursache der Narrheit ist, herstellen könnte. Die Vorbeugungskur der Narrheit besteht in einer guten Erziehung. Angebohrne Narrheit ist, so viel mir bekannt ist, noch nicht beobachtet worden. Die Kur der Narren enthält zugleich die Regeln ihrer Behandlung; denn diese sollte auf die Kur abzwecken. Wie sehr die Behandlung aber oft diesem Zweck zuwider ist,

davon werden sich meine Leser leicht selbst überzeugen können, wenn sie Narrenhäuser besuchen wollen. Sie werden leicht die Gründe finden, warum ein Mensch, der auch nur mit einer leichten Verrückung hineinkommt, so selten das Spital wiederum geheilt verläßt, sondern sein Leben meist sinnloß beschließt. Vorzüglich wünschte ich aber auf die Behandlung der Narren, die noch nicht im Krankenhause, sondern noch unter ihren Verwandten sind, aufmerksamer zu machen. Viele Personen sind auch längstens Narren, ehe sie noch allgemein dafür gelten; denn dieß geschiehet meistens nur dann erst, wenn sie einen ihnen oder andern sehr schädlichen Narrenstreich machen, oder ihre Freyheit dem Leben anderer Menschen gefährlich wird. Wenn man daher ohne solche gefährliche Ausbrüche abzuwarten, die Zeichen der Narrheit bey einem Menschen findet, so versuche man die obenbeschriebene Kurmethode. So sehr es zu wünschen ist, daß man sich Mühe gäbe, die Narrheit früher zu entdecken, um sie leichter heilen und sich vor Schaden hüten zu können, so sehr ist zu wünschen, daß niemand das Unglück habe, früher ins Narrenhaus gebracht zu werden, als bis sich seine Krankheit so offenbar zeigt. Die Kur der Krankheiten, in die die Narren oft außer ihrer Narrheit fallen, ist von der Kurmethode, die man bey diesen Krankheiten überhaupt anwendet, nicht verschieden. Aeußere Verletzungen heilen bey den Narren außerordentlich leicht. Die Diät muß man bey den Narren nach ihren übrigen Gesund-

heitsumständen einrichten. Ich wünsche, daß jeder Leser diesen Versuch mit dem Gedanken weglegen möge, daß Religion und Moral das einzige ist, was den Menschen vor Thorheiten bewahren und die Gesundheit seines Gemüths erhalten kann.

J. B. Erhard, Doct. d. Medic.

Auszug.

aus einer

Abhandlung

des

Thom Barnes

über die willkührliche Gewalt, welche unsere Seele über die Sensazionen ausüben soll; enthalten in den Memoirs of literary and philosophical Society of Manchester. Vol. II.

Die Frage: ob unser Gemüth irgend eine willkührliche Gewalt über die körperlichen Sensazionen habe? ist nicht blos spekulativ. Viele unläugbare Thatsachen scheinen zu beweisen, daß die Seele nicht ganz die Sklavin ihrer Sinne sey, und die Eindrücke derselben mäßigen könne; ja aus einigen Beyspielen erhellet, daß sie eine Art von Oberherrschaft über die Sensazionen ausübe. Diese sind aller Wahrscheinlichkeit nach bey verschiedenen Personen verschieden; ihre Verschiedenheit hängt theils von der Beschaffenheit der Sinnesorgane,

theils von dem jedesmahligen Zustande des Gemüths ab, in welchem sich dasselbe während des Eindrucks befindet. Auf die Sensazionen haben unter andern das Alter, die Cultur, das Clima und alle die Umstände Einfluß, welche im Stande sind, die natürliche Beschaffenheit des Körpers und des Gemüthe zu ändern, und letzteres so oder anders zu modificiren. Bey einigen sind körperliche Eindrücke lebhaft, bey andern verhältnißmässig matter und schwächer. Die verschiedene Stimmung des Gemüths und der Nerven macht, daß man einmahl die Schmerzen ruhiger erträgt, und sie das andere-mahl mehr und stärker empfindet. Im allgemeinen hat alles, was die Seele veranlaßt, sich auf gewiße Vorstellungen und Gegenstände gleichsam zu concentriren, und was sie in eine heftige Leidenschaft versetzt, die Wirkung, daß man die Eindrücke, welche auf die Sinnesorgane gemacht werden, weniger empfindet. *) Dem berühmten Newton begegnete es öfters, daß er, in seine Untersuchungen vertieft, weder an Essen, Trinken, noch an den Schlaf dachte. Auch wenn er schon gegessen hatte, wußte er zuweilen nicht, ob es bereits geschehen seye.

Aber die Wirkungen der Leidenschaften, besonders der heftigern, sind noch auffallender und auch in dieser

*) Es ist mir ein Gelehrter bekannt, der sich das Kopf- und Zahnwehe, an welchen er zuweilen leidet, durch die Lektüre irgend eines tiefsinnigen Buches zu vertreiben pflegt d. H.

Rücksicht merkwürdiger. Man hat Beyspiele, daß viele Personen an der Gicht und an ähnlichen Krankheiten darnieder lagen, und beym Entstehen eines plötzlichen Lärms die heftigsten Schmerzen nicht fühlten, oder wenigstens sich derselben nicht klar bewußt waren; ja einige haben Handlungen verrichtet, die man in Bezug auf ihren Zustand für unmöglich gehalten hätte. Ein englischer Admiral Sanders war durch seine Krankheit außerordentlich entkräftet; kaum erhielt er aber von der Regierung den Befehl das Commando über die Flotte gegen Spanien zu übernehmen, so stund er auf, wusch sich, ward munter, und schien vollkommen gesund zu seyn *) Die lebhafte Vorstellung von seiner Bestimmung

*) Eine ähnliche Geschichte findet man in Vertots revolution de Portugall, a Paris 1768 woraus sie in den Spectator Vol. VII. n° 349 eingerückt wurde. Don Sebastian, König von Portugall, fiel in das Gebieth des Muley Maluk Kaisers von Marokko ein, um ihn des Throns zu berauben, und seinen Neffen zum Kaiser zu machen. Muley Maluk war zu eben der Zeit mit einer auszehrenden Krankheit behaftet, von der er selbst glaubte, daß sie unheilbar wäre. Dem ohngeachtet machte er die nöthigen Vorkehrungen um den anrückenden Feind mit Nachdruck zu empfangen. Seine Entkräftung hatte so sehr zugenommen, daß er den Tag, an dem die Schlacht geliefert wurde, nicht zu überleben hoffte. Da er aber die gefährlichen Folgen, welche seine Nachkommen und Unterthanen treffen würden, wenn er vor dem Ende des Krieges stürbe, voraussahe: so befahl er den vornehmsten Befehlshabern, seinen Tod, im Falle er vor dem Ausgang des Treffens erfolgen sollte, während der Schlacht nicht bekannt zu machen,

flößte ihm gleichsam neue Kräfte ein. Inzwischen hörte das Kriegsgericht bald auf, und der tapfere Veteran verfiel aufs neue in seine vorige Krankheit und Kraftlosigkeit.

Eben so scheint die Empfindsamkeit der Nerven in dem Zustande des Wahnsinns zuweilen ganz aufzuhören. Die Wahnsinnigen sind oft gegen alle Züchtigungen und Verletzungen fühllos, und das Gefühl des Hungers und der Kälte wird bey ihnen auf eine Zeitlang unterdrückt. — — Furcht und Hofnung, Freude und Traurigkeit bewirken, wenn sie heftig sind, eine temporäre Unempfindsamkeit; in diesem Zustande kann man Wunden und Schläge erhalten, ohne sie zu fühlen: Einige Affekte z. B. die Furcht, und Traurigkeit, schlagen das Gemüth nieder, schwächen die Stimmung der Nerven, und ma-

sondern vielmehr auf seine Sänfte immer zuzureiten, als wollte man seine Befehle vernehmen. Ehe die Schlacht angieng, ließ er sich durch seine ganze Armee herumtragen, und ermahnte seine Truppen zur Tapferkeit. Die Schlacht begann, und seine Schaaren fiengen an zu weichen. Als er das sahe, warf er sich, ob er gleich beynahe in den lezten Zügen lag, aus seiner Sänfte heraus, brachte die Armee in Ordnung, und führte sie zu einem neuem Angriff an, so daß die Mauren zulezt den Sieg davon trugen. Kaum war aber der zweyte Angriff geschehen, als er sich äusserst entkräftet in seine Sänfte zurücktragen ließ; hierauf legte er den Finger auf den Mund, um den um ihn versammelten Befehlshabern Verschwiegenheit zu empfehlen, und starb in dieser Stellung einige Minuten darauf.

chen sie gegen jeden Eindruck sehr empfindlich. Andere hingegen stärken und beleben das Gemüth, und setzen es in Stand, dem Schmerz und den Begierden zu widerstehen. In allen diesen Fällen ist jedoch die Gewalt des Gemüths über die Empfindungen nicht ganz willkührlich. Die Leidenschaften werden oft erweckt, ohne vorhergehender Kraftäusserung des Willens. Sie entstehen meistens aus plötzlichen und unerwarteten Ursachen.

Allein die Frage, welche hier zu beantworten wäre, ist eigentlich diese: ob die Seele eine direkte und unmittelbare Gewalt habe, die Sensazionen durch bloßes Wollen zu modificiren? Viele Beyspiele scheinen für die bejahende Antwort zu stimmen. Es gab Leute, welche Foltern und Leiden vor ihren Augen sahen, ihnen trotzten, und ihre Leiden dadurch verminderten. Andere behielten unter ihren Martern die gröste Beruhigung und Stille des Gemüths; wem fallen hiebey nicht die Erzählungen von Scävola und Portia ein? Die Beyspiele, welche man uns von den nördlichen Amerikanern erzählt, die alle Martern mit einer außerordentlichen Standhaftigkeit ertragen, würden unglaublich scheinen, wenn man sie nicht wegen der Menge unzweideutiger Zeugniße als historisch zuverläßig annehmen müßte; wäre der Grad ihrer Sensazionen dem unsrigen gleich, so konnten sie sich unmöglich zu der Apathie gewöhnen, die sie bey Foltern und Leiden jeder Art so deut-

lich offenbaren. Ein Theil der Ursachen dieser Apathie fällt freylich auf ihr Temperament, und auf den Einfluß ihres Klimas zurück, aber vieles trägt auch der Umstand bey, daß sie von Jugend auf zu solchen Scenen vorbereitet werden. Die Maxime, welche man ihnen von Kindheit an einprägt, daß es Feigheit verrathe zu klagen, oder was immer für Kennzeichen der Furchtsamkeit von sich zu geben, stumpfet gleichsam das Gemüth gegen den Schmerz ab.

Religiöse Ueberzeugungen und Gefühle, die zuweilen in Enthusiasmus und Schwärmerey ausarten, vermindern die Empfindsamkeit in hohem Grade, zumahl bey Uebeln und Martern, welche man um der Religion willen zu dulden glaubt. Die Geschichte aller Religionen liefert viele Beyspiele, daß Junge und Alte, Männer und Weiber ihrem Tode und ihren Peinigern mit Heiterkeit, so gar mit Freude entgegen eilten — — so viel vermochten bey ihnen religiöse Ueberzeugungen! Die Stärke der Seele und des Körpers hängt auch gewißermassen von der Gewohnheit und der Uebung ab. Wer sich nie bestrebt seine Sinne und Begierden zu beherrschen, wird ihrem Reize niemals gehörig widerstehen können: wer hingegen seine Neigungen und Begierden zu mäßigen weiß, kann viele sinnliche Güter entbehren und die gegenwärtigen Uebel mit Gelassenheit ertragen. Daher kommt die Standhaftigkeit, mit welcher manche Personen des zweyten Geschlechts, das man

doch für das schwächere zu halten pflegt, die fürchterlichsten und schmerzhaftesten Operationen an sich vollziehen laßen.

Doch man halte von dem directen und unmittelbaren Einfluße des Willens auf die sinnlichen Perceptionen was man wolle, der mittelbare und indirecte Einfluß desselben kann nicht geläugnet werden. Die Erfahrung lehrt, daß, wenn wir unsere ganze Aufmerksamkeit gewissen Gegenständen widmen, oder das Gemüth in heftigere Leidenschaften versetzen, auch das Gefühl des körperlichen Schmerzes dadurch gleichsam verdunkelt werde. Es ist beynahe gewiß, daß die Seele nie in einem und demselben Augenblicke wenigstens nicht mit gleicher Klarheit und Deutlichkeit zwey oder mehrere Vorstellungen vorstellen könne. Jeder Moment also, in welchem die Seele von einer schmerzhaften Vorstellung durch eine andere abgezogen wird, veranlaßt eine Pause, einen Stillstand im Leiden, und je interessanter, je anhaltender und lebhafter diese Zwischenvorstellung ist, desto merklicher ist auch der Unterschied der Gefühle.

Es ist eine gemeine Beobachtung, daß sich die Zahnschmerzen oft in dem Augenblick, wenigstens auf einige Zeit vermindern, wenn der Zahnarzt eintritt, oder eine unerwartete und wichtige Nachricht zu unsern Ohren kömmt.

Unter den Leidenschaften findet in Ansehung ihrer Dauer eine wegen ihren Folgen merkwürdige Verschiedenheit statt. Diejenigen, welche von einer längern Dauer sind, bringen gewöhnlich die größten und bleibendsten Wirkungen hervor. Zorn und Schrecken sind heftige, aber nur vorübergehende Leidenschaften, und ziehen insgemein Schwäche und Niedergeschlagenheit nach sich. Wenn die schmerzhaften Empfindungen bey ihrem Entstehen auf eine kurze Zeit nachzulassen scheinen: so sind sie bey der Wiederkehr desto heftiger und empfindlicher. Liebe, Freude und Hoffnung sind Leidenschaften, welche länger anhalten, und ein belebendes und bleibendes Gefühl zurücklaßen, ihre Wirkungen sind also auch desto dauerhafter und erheblicher — Einige Leidenschaften haben einen weitern, andere einen engern Kreis, die leztern reizen gewöhnlich heftiger, und erhöhen das Gefühl des Schmerzes. Die Traurigkeit, die Furcht u. s. w. sind gewißermassen in sich selbst gekehrt, und vergrößern die schmerzhaften Empfindungen — der Zorn macht das Gemüth reizbarer und empfindlicher. Die Liebe und Dankbarkeit heftet das Herz an einzelne Objecte; sind diese groß und edel, so flößen sie das Gefühl des Großen und Erhabenen ein — Die Liebe der Eltern gegen ihre Kinder, bringt die bewunderungswürdigsten Wirkungen hervor; wie leicht verachten erstere alle Gefahren und Schmerzen, um ihre Kinder zu vertheidigen oder zu retten? Was bewirkt nicht oft Vaterlandsliebe, und wie viele Beweise ihrer Wirkungen

liefert nicht die alte Geschichte? Die moralischen Ueberzeugungen und damit verbundenen Gefühle, scheinen ebenfalls den körperlichen Schmerz zu lindern, oder wenigstens erträglicher zu machen. Viele Unschuldige, die sich ihrer Rechtschaffenheit bewußt sind, frohlocken bey dem Tod, und triumphiren über alle die Uebel, welche man ihnen um ihrer schönen Handlungen willen zufügt. — Andere hingegen von dem Bewußtseyn gequält, durch eine unordentliche Lebensart Urheber ihrer Leiden zu seyn, fühlen die Schmerzen ihres Zustandes doppelt.

Versuch

über die

Neigung zum Wunderbaren.

Wenn wir die abentheuerlichen Begebenheiten der Helden und Heldinnen des Phantasiereichen Ariosto, oder die wunderbaren Wirkungen, welche das magische Horn des Elfenkönigs Oberon hervorzubringen, und die blühende Einbildungskraft unsers teutschen Arioſts so mannigfaltig und bezaubernd darzustellen, im Stande war, lesen: so macht, ich weiß nicht, welch geheimer Reiz, diese wunderbare Begebenheiten für uns so anziehend, daß selbst die kälteste Phantasie durch die Vorstellung derselben erwärmt, und die Aufmerksamkeit des zerstreutesten Geistes durch sie gefesselt und festgehalten wird. Ein jeder wird sich noch mit Vergnügen an die Zeiten seiner Kindheit erinnern, wo er, ganz Auge und ganz Ohr, mit unverwandtem Blicke, und der Miene der gespanntesten Erwartung im Gesicht, von den Lippen seiner Amme hieng, wenn sie ihm die wundervollen Mährchen, vom Blaubart, vom Rübezahl, oder vom Knecht Ruprecht erzählte. — Selbst, wenn diese Begebenhei-

ten das Schreckliche mit dem Wunderbaren in sich vereinigen, haben sie einen unnennbaren Reiz für uns, der beynahe in dem Maaße zuzunehmen scheint, als die Begebenheiten erstaunenswürdiger und schrecklicher werden. Die Furchtsamsten Menschen, Weiber und Kinder, hören und glauben gewöhnlich am liebsten Gespenstermährchen. Bey manchen Erzählungen stehen ihnen vor Angst die Haare zu Berge, mit klopfendem Herzen, und vor Furcht ganz in sich selbst geschmiegt, trauen sie sich kaum zu athmen: und doch hören sie mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit, und mit einer Neugierde, die von keiner Angst besiegt werden kann, die fürchterlichsten Geschichten von Gespenstern und Todtenerscheinungen an.

Die Erfahrung lehrt zwar, daß besonders Personen von eingeschränktem Geiste und warmer Phantasie, Leute, wie die Schach Riar und Schach Bahams in den arabischen Erzählungen, die so gerne zwischen Schlaf und Wachen sich von hübschen Sultaninnen die abentheuerlichen Geschichten von verwünschten Prinzen und Prinzessinnen, von redenden Fischen, von Feen, Geistern und Gnomen erzählen lassen, hauptsächlich Liebhaber des Wunderbaren und des Ausserordentlichen sind. Allein, wenn das Vergnügen, das uns die Lectüre solcher Werke welche die Erzählung abentheuerlicher Begebenheiten enthalten, gewährt, nicht ganz auf Rechnung ihrer ästhetischen Vollkommenheit in Rücksicht auf Darstellung, gesezt werden kann: so muß man beken-

nen, daß wir alle insoferne Schach Riar und Schach Baham's sind, inwieferne wir eben diese Neigung zum Wunderbaren, wenn gleich in einem vielleicht geringern Grade, besitzen.

Diese Neigung zu Vorstellungen des Wunderbaren, muß also tiefer, als Erziehung, Beyspiele, und wissenschaftliche Bildung reichen können, in der menschlichen Seele ihren Grund haben: und es lohnte sich vielleicht der Mühe die ersten Quellen derselben aufzusuchen, wenn es auch nur darum geschehen sollte, damit unsre Seelen, die sich denn doch auch so gerne auf den Flügeln der Phantasie dem abentheuerlichen Ariost nachschwingen, nicht ganz in die Klasse jener unätherischen Seelen, welche weiland die Leichname der Schach Riar und Schach Baham schläfrigen Angedenkens belebten, versetzt werden mögen.

Ehe wir uns aber an eine Untersuchung dieser Art wagen, müssen wir unsre Leser ersuchen, daß sie uns vorher einige Erläuterungen über den Begriff des Wunderbaren voranzuschicken erlauben. Die Theologen aber und Metaphysiker dürfen sich nicht bange werden lassen, daß wir hier etwan ihren alten Streit über Möglichkeit und Wirklichkeit der Wunder wieder erneuern wollten. Uns ist unsre Ruhe zu lieb, als daß wir uns auf einen so gefährlichen Kampfplatz und unter Kämpfer wagen sollten, die mit so furchtbaren Waffen versehen sind.

Bey jeder Untersuchung irgend eines Gemüthszustandes, in welchem wir uns befinden, müssen wir von der Beobachtung unser selbst ausgehen. Wenn wir auf das, was in uns während des Zustands der Verwunderung vorgeht, genau Acht geben, so werden wir bemerken, daß bey jeder Verwunderung 1) ein plötzliches Einhalten unserer Vorstellungen, eine plötzliche Hemmung des Laufes unsrer Ideen, und 2) in Rücksicht des Körpers ein verzögerter Umlauf des Bluts statt finde.

Alles Vorstellen und Denken bestehet im Verbinden einzelner Merkmale zu einer höhern Einheit. Wenn ich z. B. die Vorstellung des Cirkels mit der Vorstellung der Solidität verknüpfe, so erzeuge ich dadurch den Begriff von einer Kugel. Die Möglichkeit also Vorstellungen zu erzeugen *) bestehet in der Möglichkeit einzelne Merkmale nach den Formen **) und

*) Damit man den Ausdruck: eine Vorstellung erzeugen nicht mißverstehe, so bemerke ich hier, daß das Erzeugen einer Vorstellung in der positiven Aeusserung der Thätigkeit des vorstellenden Subjects, ohne welche man sich keine Vorstellung denken kann — mithin in dem wirklichen Actus des Verbindens bestehe.

**) Formen und Gesetze unsers Vorstellungsvermögens sind die durch die Natur unsers Geistes vor aller Vorstellung (a priori) bestimmte Art und Weise sich eine Sache vorzustellen. Wir können uns z. B. keinen Körper anders als ausgedehnt d. h. im Raume bestes

Gesetzen des Vorstellungsvermögens zu verbinden: und die Unmöglichkeit gewisse Merkmale zu einer Vorstellung zu vereinigen, zieht die Unmöglichkeit eine gewisse Vorstellung zu erzeugen nach sich. Die Ursachen mithin, warum ich mehrere Merkmale den Gesetzen des Vorstellungsvermögens gemäß nicht verbinden kann, sind auch zugleich Ursache, warum ich gewisse Vorstellungen nicht erzeugen kann. Welches aber sind die Ursachen, deren Dazwischenkunft die Verbindung mehrerer Merkmale zu einer Einheit unmöglich macht? Diese Ursachen sind einerseits durch das Vorhandenseyn eines Stoffs zur Vorstellung, anderseits durch die Formen und Gesetze unsers Vorstellens bestimmt, denen gemäß der gegebene Stoff zum Gegenstand einer Vorstellung erhoben wird. Ich kann nur jene Merkmale in der Vorstellung verbinden, die sich den Gesetzen des Vorstellungsvermögens gemäß verbinden lassen. Alles was den Gesetzen des Vorstellungsvermögens gemäß nicht verbunden werden kann, ist für mich unverbindbar, also auch nicht vorstellbar.

Während des Zustands der Verwunderung, findet ein plötzliches Unterbrechen unsrer Ideen statt. Unsre

hend, vorstellen. Der Raum ist also die Form aller unserer Vorstellungen von Körpern, und mithin die Bedingung, ohne welche wir uns keinen Körper vorstellen können. Das Verhältniß der Caussalität ist ebenfalls kein den Dingen an sich zukommendes Prädicat, sondern eine bloße Form unsers Denkens.

Vorstellungen laufen in einer ununterbrochenen Reihe fort, die nur dann unterbrochen wird, wenn zu den bisherigen Vorstellungen eine neue hinzukömmt, die mit den vorhergehenden, und insbesondre mit Einer nicht unmittelbar verbunden werden kann. Zwey Vorstellungen nähmlich, deren jede aus der, nach den Gesetzen des Vorstellungsvermögens geschehenen Verknüpfung mehrerer Merkmale entsteht, können miteinander verbunden, und mithin als einzelne Merkmale einer neu zu erzeugenden Vorstellung angesehen werden. Wenn nun zu der Reihe unserer Vorstellungen eine neue hinzukömmt, welche an die andern nicht angeknüpft werden kann, so kann die Ursache, daß diese Verbindung nicht vor sich gehet, nur darinn liegen, daß dieselbe nicht den Gesetzen unsers Vorstellungsvermögens gemäß, vor sich gehen kann.

Die Erfahrung besteht in der, den Gesetzen unsers Vorstellens gemäßen Verknüpfung der Wahrnehmungen. Durch diese Gesetze des Vorstellungsvermögens ist also auch zugl ich die Form der Erfahrung bestimmt: und keine Verknüpfung der Wahrnehmungen kann statt finden, die nicht dieser vor aller Erfahrung vorhandenen (a priori bestimmten) Form der Erfahrung, oder welches eben dasselbe ist, den Gesetzen des Vorstellungsvermögens gemäß ist. So oft wir also etwas wahrnehmen, das sich an die übrige Summe unsrer Erfahrungen nicht anschließen läßt, weil es den allgemei-

uen Gesetzen der Erfahrung widerspricht, so findet eine Unterbrechung in der Reihe unserer Wahrnehmungen statt. — Wir wollen nun sehen, ob dies bey dem Zustand der Verwunderung wirklich der Fall sey? Ob diejenige Unterbrechung der Reihe unserer Vorstellungen, die dabey statt findet, auch auf der Unmöglichkeit eine Wahrnehmung an die Reihe der übrigen den Gesetzen der Erfahrung gemäß anzuknüpfen, beruhe?

Derjenige, der zuerst die Wirkung des Knallgolds erfuhr, mußte unstreitig in Verwunderung gerathen? — Warum? — Er hatte die Vorstellung von einer Wirkung, die er an seine übrige Vorstellungen nicht anreihen kounte. Er wußte zwar, was sowohl das Gold, als der Ammoniak, jedes für sich wirken können. Aber mit der Vorstellung, die er bisher von den Eigenschaften eines jeden dieser einzelnen Bestanvtheile des Knallgolds hatte, kann er die Vorstellung von der Wirkung, die sie in Verbindung zusammen ausüben, nicht zusammenreimen. Er findet also eine Wirkung, zu der er vor der Hand keine Ursache sieht. Denn die Eigenschaften des Goldes und des Ammoniaks, welche er kennt, konnten nicht die Ursache dieses Phänomens seyn. — Und was hindert ihn denn diejenigen Eigenschaften des Goldes, welche er kennt, als die Ursache jenes Phänomens anzunehmen? — Unstreitig dasjenige Gesetz unsers Denkens, (welches zugleich ein Gesetz der Erfahrung ist) vermöge dessen wir uns keine Wirkung denken können,

als die, welche mit ihrer Urſache in einem ebenmäſſigen Verhältniſſe ſteht: non eſt in effectu, quod non erat in Cauſa. — Dasjenige Verhältniß der Dinge, dem wir den Nahmen Urſache und Wirkung geben: oder das Verhältniß der Cauſſalität, iſt eine nicht den Dingen an ſich, auſſer unſerer Vorſtellung, inhärirende Eigenſchaft, ſondern eine bloſſe Form unſers Denkens, welche dadurch in unſerm Vorſtellungsvermögen näher beſtimmt iſt, daß wir uns keine Wirkung anders, als in einem ebenmäſſigen Verhältniſſe mit ihrer Urſache denken können. Wenn nun derjenige, der zum erſtenmal das Phänomen mit dem Knallgolde wahrnimmt, daſſelbe aus den, ihm bekannten Eigenſchaften des Goldes und des Ammoniaks, die vorausgeſetztermaſſen den Grund dazu nicht enthalten können, herleiten wollte: ſo müßte er es offenbar gegen das ſo eben angeführte Geſetz unſers Denkens thun. Dies kann er aber vermöge der Natur ſeines Vorſtellungsvermögens nicht. Was muß alſo erfolgen? — Er kann die Vorſtellung von der Wirkung des Knallgolds nicht an die Vorſtellung von den bekannten Eigenſchaften der Beſtandtheile deſſelben anreihen: weil jene Wirkung und dieſe Eigenſchaften nicht als Urſache und Wirkung verbunden werden können. Die Reihe ſeiner Vorſtellungen muß alſo unterbrochen, und der Lauf ſeiner Ideen gehemmt werden: weil da alles Vorſtellen aufhört, wo es nicht den Geſetzen des Vorſtellungsvermögens gemäß vor ſich gehen kann.

Verwunderung also, in wie ferne die Gründe dazu im Vorstellungsvermögen liegen, entsteht aus dem Bewußtseyn des Unvermögens zwey Vorstellungen als Ursache und Wirkung miteinander zu verbinden; oder aus dem Gefühl des Unvermögens zu einer in der Erfahrung gegebenen Wirkung eine hinreichende Ursache ausfindig zu machen. So oft wir uns also über etwas verwundern, findet eine Suspension, eine Pause in unserm Denken statt: und daß dies wirklich der Fall sey, beweisen selbst alle jene Formeln, deren wir uns bedienen, um unsre Verwunderung auszudrücken. „Wie ist das möglich?“ heißt es — „das kann ich nicht begreifen! — ich weiß nicht, was ich denken soll? — hier steht mein Verstand stille! u. s. w.“

Während des Zustands der Verwunderung befindet sich die Seele in einem gewaltsamen Zustande, weil sie in ihrem eigenthümlichen Geschäfte, dem Denken, unterbrochen wird. Dieser gewaltsame Zustand der Seele theilt sich nun vermittelst der innigen Vereinigung, die zwischen ihr und dem Körper statt findet, auch diesem letztern mit, äussert sich durch einen verzögerten Kreislauf des Bluts, und nimmt auf diese Weise durch di. Beywirkung des Körpers die Natur eines Affekts an. Ein plötzliches Erstarren, Verstummen, und andere gewaltsame Symptome, die sich an dem Körper während des Zustands der Verwunderung zeigen, beweisen, wie sehr der Körper auch bey diesem Affekt mit im Spiele sey. —

Aber diese Mitwirkung des Körpers ist durchaus nothwendig, um den Zustand der Verwunderung zu einem Zustand des Affekts zu erheben, da diejenige Veränderung, die während desselben im Vorstellungsvermögen vorgeht, noch nicht hinreichend ist, Verwunderung zu erregen. Es werden uns tausend Wirkungen in der physischen, und in der moralischen Welt gegeben, zu denen wir keine Ursache ausfindig machen können, ohne daß dieses Gefühl des Unvermögens unsers Geistes sich durch irgend eine merkliche Veränderung in unserm Körper, geschweige dann durch jenen leidenschaftlichen Zustand, dessen wir uns während des Verwunderns bewußt werden, ankündigte. — Sollte es wohl auf die Art ankommen, wie die Vorstellung von einer Wirkung, die Verwunderung erregt, in uns veranlaßt wird? So viel lehrt die Erfahrung, daß der Grad der Verwunderung stärker ist, wenn der Eindruck, den irgend eine Wirkung auf uns gemacht hat, entweder durch sich selbst, oder durch die Erweckung gewisser Nebenideen, die stark auf die Seele wirken, heftiger war. — Wir können also, wie mich dünkt, mit Recht die verhältnißmäßige Stärke des Eindrucks als eine zweyte Bedingung zur Verwunderung annehmen. Ist dieser Eindruck zu heftig, so geht die Verwunderung in Erstaunen, in Schrecken, und in andere heftigere Gemüthsbewegungen über: jedesmal aber richtet sich der Grad der Verwunderung nach dem mehr oder minder heftigen Eindruck, den die Sinne erhalten haben.

Da die Stärke des Eindrucks auf die Sinnesorgane zum Theil auch davon abhängt, ob die Sinnesorgane diesen Eindruck schon vorher, und wie oft sie ihn erhalten haben: so müssen alle jene Wirkungen, zu denen wir in der Schnelligkeit der Wahrnehmung keine hinlängliche Ursache finden können, und die wir jetzt zum erstenmal in Erfahrung bringen, eben darum, weil es das erstemal ist, einen stärkern Eindruck auf unsre Sinnesorgane machen, und sich dadurch — man erlaube mir den Ausdruck — zu solchen Wirkungen qualificiren, die den Zustand der Verwunderung hervorzubringen im Stande sind.

Aus diesem Grunde muß

1) jede Wirkung, die wir wahrnehmen, ohne ihre Ursache zu kennen, uns destomehr in Verwunderung setzen, je unerwarteter der Eindruck war, den sie auf unsre Sinne machte, je mehr sie uns überraschte, je weniger wir darauf vorbereitet waren, und mithin je weniger wir unsre Organe durch das Vorgefühl, welches durch die Erwartung erregt wird, für sie gewissermassen schon erschöpft hatten. Ein Donnerschlag während eines fürchterlichen Ungewitters erschreckt uns nicht so sehr, als wenn er bey heiterem Himmel erfolgen würde.

2) Muß jede wunderbare Wirkung uns desto mehr in Verwunderung setzen, je größer, d. h. zusammengesetzter, ausgebreiteter, und folgenreicher dieselbe war.

Der Eindruck, den sie solchergestalt auf uns macht, ist desto mannigfaltiger, und daher in Rücksicht seiner Extension auch stärker.

3) Muß auch jede wunderbare Wirkung, die uns selbst betrift, uns mehr in Verwunderung setzen, als wenn sie einen andern angeht. Eindrücke, die unmittelbar auf unsre eigene Empfindungswerkzeuge geschehen, dringen tiefer ein, als die blosse Vorstellung von Eindrücken, die auf andre geschehen. Selbstliebe ist mächtiger, als das Gefühl der Sympathie. Der elektrische Schlag, den wir selbst empfinden, erschreckt uns mehr, als der Anblick des Schreckens, in welchen andre durch ebendieselbe Empfindung gerathen.

Ueberhaupt aber hängt der Grad der Verwunderung, insoferne er sich nach der Stärke des Eindrucks richtet von allen den Ursachen, welche die Stärke eines solchen Eindrucks vermehren oder vermindern, und von dem Grade ab, in welchem diese wirksam sind. Die körperliche Constitution, der jedesmalige Zustand der Organe, der Grad der Thätigkeit der Einbildungskraft, die Masse der Kenntnisse, die vorhergehenden Vorstellungen, u. s. w. dies alles hat einen entscheidenden Einfluß auf den jedesmaligen Zustand der Verwunderung.

Allein wenn überhaupt, damit der Zustand der Verwunderung hervorgebracht werde, ein verhältnißmä-

ßig stärkerer Eindruck erfordert wird, und wenn nur solche Wirkungen, die einen stärkern Eindruck auf uns machen, Verwunderung erregen können: wie kömmt es, daß eine und ebendieselbe Wirkung, wenn sie öfters wahrgenommen wird, zuletzt — ohne daß wir noch die Ursache, welche sie hervorbrachte, einzusehen im Stande sind, — alle Kraft auf uns zu wirken, und selbst den Nahmen des Wunderbaren verliert? — Auch dies kann man aus der Nothwendigkeit eines stärkern Eindrucks zur Hervorbringung der Verwunderung erklären. Jeder oft wiederholte Eindruck verliert endlich die Kraft, mit welcher er auf uns wirkt; das Organ scheint sich für denselben erschöpft zu haben. Je öfter derselbe wiederholt wird, desto schwächer wird er immer, und also auch unfähiger, Verwunderung hervorzubringen. Das Gefühl des Unvermögens zu einer in der Erfahrung gegebenen Wirkung eine zureichende Ursache ausfindig zu machen, bleibt demohngeachtet immer. Wir finden die Sache zwar noch immer unbegreiflich, aber nicht — wunderbar: denn der geschwächte Eindruck, der zum erstenmal so heftig auf uns wirkte, bringt die Lebensgeister nicht mehr aus ihrem Gleichgewicht, und läßt uns beym Anblick der wunderbarsten Dinge kalt und gleichgültig. —

Aber genug über den Begriff der Verwunderung überhaupt. — Was heißt nun wunderbar? Der Sprachgebrauch, der überhaupt, wenn es um den Auf-

schluß des philosophischen Sinnes irgend eines Worts zu thun ist, uns oft sehr wichtige Dienste leistet, unterscheidet das Wunderbare vom Wunder. Was wunderbar ist, ist darum noch kein Wunder. Wunderbar im eigentlichsten Sinne des Worts heißt, was einem Wunder nahe kömmt, was beynahe ein Wunder genannt werden könnte *); allgemeiner, was Verwunderung erregen kann. — Wir haben gesehen, daß um in uns den Zustand der Verwunderung hervorzubringen, uns eine Wirkung in der Erfahrung gegeben werden müsse, zu welcher wir vor der Hand, und bey der Schnelligkeit und Stärke, mit welcher der Eindruck auf uns geschieht, keine hinreichende Ursache finden können. Jede Begebenheit, deren Vorstellung mit einem starken Eindruck verbunden ist, und deren Ursache wir nicht einzusehen im Stande sind, erregt Verwunderung, und ist mithin wunderbar.

Da dasjenige, was man den gewöhnlichen Lauf der Dinge in der Natur nennt, nichts anders, als die den Gesetzen der Caussalität, insoferne sie Gesetze unsers Denkens sind, angemessene Vorstellung von der Succession der Dinge, mithin lediglich ein Product unserer

*) Die Beywörter der teutschen Sprache, welche sich mit bar endigen, schliessen gewöhnlich den Begriff von einem Können in sich; z. B. sichtbar, hörbar, genießbar, reizbar — was gesehen, gehört, genossen, gereizt werden kann. —

Vernunft ist, die allein Ordnung und Zusammenhang in die Dinge bringen kann: so ergiebt sichs von selbst, daß jede Begebenheit, deren Ursache und Wirkung wir den Gesetzen der Caussalität gemäß nicht verbinden können, also jede wunderbare Begebenheit, nicht nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge ist.

Bey der Wahrnehmung des Wunderbaren gerathen wir in Verwunderung. Dieser Zustand entsteht, wie wir gesehen haben, aus dem Gefühl des Unvermögens unsers Geistes, das sonst gewöhnlich die Quelle des Misvergnügens ist; und dennoch beweisen sowohl die im Anfang dieser Betrachtung angeführten, als tausend andre Beyspiele, daß wir die Vorstellung des Wunderbaren lieben, ob sie gleich unsern Geist einschränkt, den Trieb nach Vorstellungen hemmt, und mithin immer Mißvergnügen erwecken muß. Woher dieser unwiderstehliche Trieb nach Vorstellungen dieser Art? Woher die hinreissende Neigung zum Wunderbaren?

Jeder Zustand der menschlichen Seele ist ein Resultat so vieler, so mannigfaltiger, und oft so heterogener Ursachen, daß es schlechterdings unmöglich ist, eine jede derselben zu entdecken, und den Grad des Antheils, den sie an der Hervorbringung eines solchen Zustands genommen hat, genau und richtig abzuwägen. Die menschlichen Vorstellungen, Gefühle, Empfindungen,

und Leidenschaften fliessen so sehr in einander, wirken so sehr auf und durch einander, daß es dem aufmerksamsten und scharfsinnigsten Beobachter seiner selbst, und anderer ausserordentlich schwer, wo nicht unmöglich fallen muß, zu bestimmen, wie vielen Antheil an dem jedesmaligen Zustand unsers Gemüths diese oder jene Vorstellung, dieser oder jener Zustand des Körpers, diese oder jene Empfindung oder Leidenschaft habe. Es ist leicht, die ursprünglichen Vermögen und Triebfedern unsrer Seele in künstliche Klassen zu ordnen: leicht zu bestimmen, wie dieses oder jenes Vermögen unsrer Seele seine Kraft, diese oder jene Triebfeder unsers Herzens ihre Wirksamkeit vor sich allein betrachtet, äussern könne und müsse. Allein, wenn ist ein Vermögen unsrer Seele so ganz allein thätig, daß die andern alle indeß schlummerten? Wenn wirkt eine Triebfeder auf das Begehrungsvermögen, ohne daß nicht tausend andere, deren Einfluß auf uns wir bald mehr, bald weniger gewahr werden, zu gleicher Zeit mit ihr in einerley oder in umgekehrter Richtung auf uns wirkten? — Diese Betrachtungen, ich gestehe es, sind nichts weniger als aufmunternd für jeden, der sich mit dem schweren Studium des menschlichen Geistes, und des menschlichen Herzens befaßt. Da indessen die Resultate eines solchen Studiums so äusserst interessant und wichtig sind: so müssen die Schwierigkeiten, die mit demselben verbunden sind, uns nicht sowohl abschrecken, als ermuntern un-

fern Fleiß und unsre Aufmerksamkeit bey Untersuchungen dieser Art zu verdoppeln.

Was ich hier über das Entstehen eines Gemüths-zustands überhaupt angemerkt habe: gilt ganz vorzüglich auch von der Neigung zum Wunderbaren. Wie verschieden ist nicht diese Neigung nach Maßgabe der Menschen, in welchen sie thätig ist, nach der Verschiedenheit ihres Geschlechts, ihres Alters, ihrer Kenntnisse, ihrer Vorstellungen, ihres Nervensystems, u. s. w.? Bey einem jedweden erhält sie neue Bestimmungen, und eine ganz eigene Richtung. Sie in einer jeden der Gestalten, welche sie annehmen kann, zu schildern, wäre eine Arbeit, welche die Kräfte eines einzelnen Beobachters weit überstiege. Alles was man thun kann, ist zu untersuchen, in wie weit dieselbe in den allgemeinen Anlagen des menschlichen Geistes ihren Grund habe. Ich will mich daher auch nicht weiter, als in die Untersuchung der allgemeinen Gründe der Neigung zum Wunderbaren einlassen.

Daß die Liebe zu Vorstellungen des Wunderbaren bey allen Menschen anzutreffen sey, ist eine durch unzählige Erfahrungen bestättigte Thatsache. Der allgemeine Grund dazu muß also unstreitig in der Natur und in der Einrichtung des menschlichen Geistes liegen. In der That wird uns auch ein geringer Grad von Nachdenken davon zur Genüge überzeugen.

Alle Triebe und Neigungen des Menschen lassen sich endlich auf einen einzigen allwirksamen, und allumfassenden Trieb, den Trieb nach Vorstellung zurückführen. Was auch das so unersättliche Herz des Menschen begehren mag, das begehrt es nicht um des Gegenstandes willen, sondern wegen der Vorstellung, die der begehrte Gegenstand in ihm erweckt. Der Besitz des kostbarsten Schatzes, des höchsten Gutes ist für den eine Chimäre, der sich dieses Besitzes nicht bewußt ist, der davon keine Vorstellung hat. Der Geitz jagt nicht dem Gelde, sondern der Vorstellung von dem Besitze desselben nach. Der Ehrgeitzige hat seine Neigung befriedigt, wenn auch die Huldigung, die ihm die Welt leistet, nur Schein und Täuschung war. In der That können auch so heterogene Dinge, als die menschliche Seele, und die Gegenstände ausser ihr sind, einander nur durch den Grund der Vorstellung berühren. Wo die Gränzen des Vorstellbaren aufhören, da hören für uns auch die Gränzen alles dessen, was ist oder was seyn kann, auf. *) Wir haben es in der Welt gewiß

*) Ich hoffe nicht, daß sich jemand an dieser Behauptung, die keinesweges die objective Realität der Dinge aufhebt, stossen werde. Da wir die Dinge nur vermittelst der Vorstellungen, die wir davon haben, kennen, und es für uns schlechterdings unmöglich ist zu begreifen, was es mit den Dingen ausser unserer Vorstellung für Bewandniß habe: so ist der Satz, so paradox er klingt, nichts destoweniger wahr, daß die Gränzen des Vorstellbaren, und Erkennbaren für uns zugleich die Gränzen des Möglichen und Wirklichen sind.

fermaſſen nicht mit Dingen, ſondern nur mit den Vorſtellungen der Dinge zu thun: und es kann uns, in Rückſicht auf den Genuß, vollkommen gleichgültig ſeyn, ob wir ein begehrtes Gut erhalten oder nicht, wenn wir nur die Vorſtellung von dem Beſitze deſſelben haben. — Alle unſre Triebe vereinigen ſich alſo in dem allgemeinen Triebe nach Vorſtellung.

Die Natur eines Triebes bringt es mit ſich, daß er immer thätig ſey: und die Thätigkeit unſerer Seele beſteht in dem Triebe nach Vorſtellungen. Dieſer Trieb kann bald mehr, bald weniger befriedigt werden; nachdem wir zu mehr, oder zu weniger Vorſtellungen Stoff erhalten. Die höchſte Befriedigung des Triebes nach Vorſtellungen müßte dann mit der möglichſt größten Anzahl, und dem möglichſt ausgedehnteſten Umfang (Extenſion und Intenſion) der Vorſtellungen in gleichem Verhältniſſe ſtehen: wenn von der andern Seite die Endlichkeit unſers Geiſtes uns nicht auf eine beſtimmte Menge, Extenſion und Intenſion der Vorſtellungen, einſchränkte. Indeß hängt doch der Grad, in welchem der Trieb nach Vorſtellung befriedigt wird, von der Menge dem Umfang und dem Innhalt der Vorſtellungen ab, zu welchen der menſchliche Geiſt wirklich gelangt.

In der Befriedigung des Triebes nach Vorſtellungen liegt der Grund deſſen, was wir Vergnügen

nennen. Allein da der Trieb nach Vorstellungen sich nach dem bestimmten mithin endlichen Vermögen der Seele, aus einem gegebenen Stoff Vorstellungen zu erzeugen, richtet: so wird die Befriedigung des Triebes nach Vorstellung, mithin auch das Vergnügen zugleich von diesem Bestimmt- und Beschränktseyn des Vorstellungsvermögens abhängen, und ein jeder der Seele vorgehaltener Stoff, der sie über ihr Vermögen anstrengt, wird dieselbe nicht mehr befriedigen, sondern — wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf — übersättigen. — Da in der Befriedigung des Triebes nach Vorstellungen der Grund des Vergnügens liegt: so fehlt bey der Nichtbefriedigung desselben der Grund dazu. So oft also der Trieb der Seele nach Vorstellungen weiter reicht, als der ihr vorgehaltene Stoff, oder, so oft die Seele weniger als es dieser Trieb erfordert, angestrengt, so bald sie zu wenig beschäftiget wird: so muß der Trieb nach Vorstellungen unbefriedigt ausgehen, und es ist kein Grund zum Vergnügen da. Das Vergnügen ist also nur mit einem bestimmten Grad der Thätigkeit unsers Vorstellungsvermögens verbunden; es liegt zwischen dem Zuviel und dem Zuwenig des Thätigseyns unsers Geistes mitten innen; es entspringt aus einer starken und doch leichten Beschäftigung unsers Gemüths.

Wenn sich der Trieb nach Vorstellungen hauptsächlich nach einer gewissen Art von Vorstellungen äussert,

so müssen diese Vorstellungen von der Art seyn, daß sie diesen Trieb in einem hohen Grad befriedigen können; denn sonst wäre kein Grund da, warum die Seele gerade, und vorzüglich nach diesen Vorstellungen strebte. — Da nun die gesammte Erfahrung lehrt, daß die Menschen vorzüglich nach der Vorstellung des Wunderbaren streben: so muß die Vorstellung des Wunderbaren von der Beschaffenheit seyn, daß sie die Thätigkeit unsers Geistes stärker als andere Vorstellungen beschäftigen, und den Trieb nach Vorstellung in einem hohen Grad befriedigen kann.

Beym ersten Anblick scheint nichts unbegreiflicher, als: wie die Vorstellung des Wunderbaren, d. i. die Vorstellung von einer Wirkung, zu der man keine Ursache finden kann, den Trieb nach Vorstellung befriedigen, und der Seele irgend eine Beschäftigung verschaffen könne. Man sollte vielmehr, wie aus obiger Deduction des Begriffes der Verwunderung erhellet, vermuthen, daß dieser Zustand bey welchem ein plötzliches Einhalten des Laufes unsrer Ideen statt findet, ein unangenehmer Zustand seyn müsse, weil er den Trieb nach Vorstellungen zu hemmen, und seiner Befriedigung Hindernisse in den Weg zu legen scheint. Allein bey einer nähern Untersuchung der Sache ergiebt sich's denn doch, daß der Zustand der Verwunderung, ohnerachtet der Unterbrechung der Reihe der Vorstellungen, welche er veranlaßt, dennoch den Trieb nach Vorstellungen nicht

unbefriedigt lasse. Daß dieß plötzliche Unterbrechen unserer Ideenreihe den Trieb nach Vorstellungen wirklich hemmt, und in uns das Gefühl der verminderten Thätigkeit, des Unvermögens weckt, — davon wird einen jeden sein eigenes Bewußtseyn am besten überzeugen. Allein die Verwunderung ist ja kein rein-angenehmer Zustand: das Gefühl des Unvermögens erweckt immer Misvergnügen, und die Verwunderung ist daher auch nur ein vermischter Zustand des Gemüths. Dem ohngeachtet bleibt doch der Trieb nach Vorstellung während der Verwunderung nicht unbefriedigt. Es wird uns in der Erfahrung eine Wirkung gegeben, zu der wir vor der Hand keine Ursache kennen. Aber schon die Vorstellung von einer solchen Wirkung muß der Seele Beschäftigung, und dem Triebe nach Vorstellungen Nahrung gewähren. Diese Vorstellung ist neu, entstanden aus andern Combinationen der Begriffe, als wir bisher kannten. Sie weckt plötzlich eine Menge neuer Vorstellungen, veranlaßt andere Ideenassociationen, und eröfnet der Einbildungskraft einen unermeßlichen Spielraum. Kann die Seele da unthätig bleiben, wo sich ihr von allen Seiten so viel Stoff zu neuen Vorstellungen, oder doch zu neuen Verbindungen schon gehabter Vorstellungen darbietet? Selbst dieß Streben zu einer gegebenen Wirkung eine zureichende Ursache ausfindig zu machen, ist mit Anstrengung, und also mit dem Gefühl erhöhter Thätigkeit verbunden. — Laßt den Geist irgend eines verstorbenen Freundes plötz-

lich mitten unter euch erscheinen, ihr werdet erstaunen, ihr werdet nicht begreifen können, wie diese Erscheinung mit euren Begriffen vom Tode und dem Zustand der Abgeschiedenen nach demselben zusammenhänge: dies wird die Folge eurer Vorstellungen auf einen Augenblick unterbrechen: in euch muß das Gefühl des Unvermögens entstehen; — dies ist unangenehm. Gut! Aber diese Vorstellung von einer Erscheinung, wie viel neue Vorstellungen von Geistern, und ihrem Umgange mit Menschen, von geheimen Kräften der sich wieder erneuernden Natur, vom Zustand nach dem Tode, u. s. w. wird sie in eurer Seele veranlassen? Wie geschäftig wird eure Phantasie seyn in einem Augenblicke euch eine Menge von Vorstellungen zuzuführen, die, wenn sie gleich nur dunkel und verworren vor dem Blicke eures Geistes schweben, die Seele dennoch in eine ausserordentliche Thätigkeit versetzen, und den Trieb nach Vorstellungen in einem hohen Grade befriedigen.

Aber diese Thätigkeit, zu welcher die Seele schon durch die blosse Vorstellung von irgend einer wunderbaren Wirkung geweckt wird, wird durch die Art, wie ihr der Stoff zu einer solchen Vorstellung gegeben wird noch mehr erhöht. Ich habe gesagt, daß jeder Gegenstand, wenn er Verwunderung in uns erregen soll, einen starken Eindruck auf uns machen müsse. Aber die Natur aller stärkern, lebhaftern Eindrücke bringt es schon mit sich, daß sie den Geist in einem höhern Grad

beschäftigen, und mithin dem Triebe nach Vorstellungen mehr Nahrung geben, als die schwächern. Alle Vorstellungen also wecken desto mehr die Thätigkeit der Seele, je stärker der Eindruck war, durch den sie hervorgebracht worden sind. Daher lieben wir überhaupt alle Vorstellungen, deren Stoff uns durch einen, bis auf einen gewissen Grad verstärkten Eindruck gegeben worden ist, schon wegen dieses stärkern Eindrucks, der die Seele in eine grössere Spannung versetzt, und ihre Thätigkeit in einem höhern Grade beschäftiget. Aus diesem Grunde läßt sich auch der grosse Hang der Menschen zum sinnlichen Vergnügen, das seinen Grund in der Stärke und Lebhaftigkeit sinnlicher Eindrücke hat, und die Gewalt, mit welcher die Vorstellungen des Grossen, des Erhabenen des und Schönen auf uns wirken, erklären. Auch der Reitz des Wunderbaren endlich, welches zum Theil dadurch die Natur des Wunderbaren erhält, daß der Stoff zur Vorstellung desselben durch einen starken Eindruck gegeben worden ist, liegt in der Natur der Eindrücke, durch welche sich Vorstellungen dieser Art der Seele ankündigen. Die Stärke des Eindrucks, mit welcher die Vorstellung des Wunderbaren auf uns wirkt, mag nun in der Beschaffenheit des Gegenstandes, der diesen Eindruck veranlaßte, in der jedesmahligen Stimmung des Gemüths, in den dadurch Veranlaßten Nebenideen, oder in irgend einem andern Umstande ihren Grund haben: so muß doch das Wunderbare, wenn es uns nicht gleichgültig lassen soll, einen starken Ein-

druck auf uns machen: und die Thätigkeit der Seele mehr, als das Gewöhnliche beschäftigen. sind dieser starke Eindruck ists, der dem Triebe nach Vorstellung so volle Nahrung gewährt.

Wir mögen also den einen Grund zur Hervorbringung des Zustandes der Verwunderung, welcher im Vorstellungsvermögen, oder den andern, welcher in der Stärke des Eindrucks gegründet ist, in Erwägung ziehen, so wird unser Resultat, daß während des Zustandes der Verwunderung der Trieb nach Vorstellung in einem höhern Grade befriedigt werde, immer ein und eben dasselbe bleiben.

Aber eben in dieser stärkern Befriedigung des Triebes nach Vorstellung, in diesem erhöhten Gefühl der Thätigkeit liegt der Grund des Vergnügens, das die Vorstellung des Wunderbaren in uns erweckt. Es ist daher in der Natur unsers Geistes gegründet, daß wir nach Vorstellungen, welche die Seele in eine grössere Thätigkeit versetzen, und mithin den Grund zum Vergnügen enthalten, mehr, als nach andern streben: daß wir Neigung zu Vorstellungen haben, die durch ihre Neuheit sowohl, als durch die Gewalt, mit welcher sie auf die Seele wirken, den Kreis unserer Vorstellungen erweitern, und unserer Phantasie ein feyeres Spiel verschaffen.

Dies wäre also der allgemeinste, aus der Natur des menschlichen Geistes hergeleitete Grund unserer Neigung zum Wunderbaren, aus dem es begreiflich wird, warum der Trieb zu Vorstellungen dieser Art bey allen Menschen ohne Unterschied anzutreffen sey. — Allein wenn es gleich auser allen Zweifel gesetzt werden kann, daß diese in der menschlichen Natur gegründete Neigung ein gemeinschaftliches Erbtheil aller Menschen sey: so muß man doch gestehen, daß sie sowohl dem Grade nach, in welchem sie sich äussert, als in Rücksicht der verschiedenen Arten des Wunderbaren, auf welche sie sich bezieht, bey verschiedenen Menschen verschiedene Bestimmungen erhalte. Es giebt Menschen, bey welchen bald eine ausserordentliche Schwäche, bald eine ausserordentliche Stärke des Geistes diese Neigung zum Wunderbaren bis auf einen sehr geringen Grad der Thätigkeit herabstimmt. Wiederum giebt es andere, die an einer Art des Wunderbaren mehr als an der andern Gefallen finden. — Wodurch wird nun bey verschiedenen Menschen, der Grad, in welchem sich die Neigung zum Wunderbaren äussert, verschiedentlich bestimmt, und welches sind die Gründe, die unsre Neigung vorzüglich auf diese oder auf jene Art des Wunderbaren hinleiten? — Diese beyden Fragen bieten sich itzt noch unsrer Untersuchung dar. —

Wenn wir die Erfahrung zu Rathe ziehen, so finden wir den Satz, daß der Grad, in welchem die

Neigung zum Wunderbaren in der menschlichen Seele herrschend ist, sich hauptsächlich nach der Geistesstärke eines jeden einzelnen richtet, durch tausend Beyspiele bestättiget. — Schwache Köpfe, d. h. Personen, die im Denken ungeübt sind, die nichts aus sich selbst hervorbringen können, keinen Stoff zu Vorstellungen in sich selbst finden, nur von fremden Eindrücken abhängen, die Ideen anderer höchstens zu begreifen, nicht selbst hervorzubringen im Stande sind, solche Köpfe stossen überall auf Wunder, weil sie den Zusammenhang von Ursache und Wirkung, der vor dem schärfern Blicke des geübtern Denkers klar und unverhüllt da liegt, nicht zu fassen im Stande sind. Daher muß das Ungewöhnliche einen desto stärkern Eindruck auf sie machen, je schwerer sie in ihrem ganzen dürftigen Ideenvorrath irgend eine Vorstellung ausfindig machen können, die mit der gegebenen einen gemeinschaftlichen Berührungspunkt hätte, und mit ihr zu einer höhern Einheit verbunden werden könnte. — Aller Stoff zu Vorstellungen wird dem vorstellenden Ich, entweder von außen, durch äussere Eindrücke, oder von innen, theils durch die im Vorstellungsvermögen vor aller Vorstellung (a priori) bestimmten Formen und Gesetze unsers Denkens, theils durch die Möglichkeit aus einem großen im Gedächtnisse niedergelegten Vorrath von Begriffen, vermittelst mannigfaltiger Verbindungen, neue Vorstellungen zu erzeugen, gegeben. Man begreift leicht, daß um Vorstellungen letzterer Art zu erzeugen, eine viel

größere Anstrengung des Geistes erfordert werde, als zur Hervorbringung der Vorstellungen ersterer Art, wo sich die Seele, gleich einem Spiegel, der alle Bilder der Dinge geduldig aufnimmt, bloß leidend verhält. — Es kann entweder schon von der Natur, oder durch Mangel an Uebung vernachläßigte Köpfe geben, bey denen sich der Trieb nach Vorstellungen auf jene erstere Art von Vorstellungen, zu denen der Stoff durch Eindrücke von aussen gegeben wird, vorzugsweise bezieht. Das Wunderbare, dessen Vorstellung durch den äussern Eindruck gegeben wird, muß also auf diese unselbstständige Art von Seelen einen desto stärkern Eindruck machen, je mehr die Möglichkeit der Einsicht des Zusammenhangs zwischen Ursache und Wirkung sowohl von einem grössern Vorrath von Vorstellungen letzterer Art, als auch von der Gewohnheit sie öfter hervorzubringen, einzig und allein abhängt. — Der Mann hingegen, der den Stoff zu seinen Vorstellungen nicht bloß dem Eindrucke, den die äussern Gegenstände auf ihn machen, zu verdanken hat; der die physische und die moralische Natur, nicht blos mit den äussern Sinnen anstaunt, sondern in seinem eigenen Vorstellungsvermögen, in seiner Vernunft die Gesetze, nach welchen diese und jene wirkt, aufsucht; der sich einen Schatz von Vorstellungen und Erfahrungen sammlet, die ihm als Schlüssel zu manchen Aufschlüssen verborgener Dinge dient; der durch stätte Uebung im Denken es so weit bringt, daß keine ungewöhnliche Erscheinung, wenn sie nur die Gränzen seines

Vorstellungsvermögens nicht überschreitet, ihn so überraschen kann, daß er nicht früher oder später sich den Grund davon anzugeben im Stande wäre; ein solcher Mann wird grössere Nahrung des Geistes in dem Anblick der Ordnung und des Regelmässigen, als in der Bemerkung anscheinender Widersprüche, und hervorspringender Anomalien in der Natur finden, und jene bequemere Art durch Vorstellung des Wunderbaren den Trieb nach Vorstellungen zu befriedigen — Kindern und Schwachköpfen überlassen.

Es kann aber auch Köpfe geben, deren Fähigkeiten zwischen sehr engen Gränzen eingeschlossen sind, und auf welche das Wunderbare dennoch keinen merklichen Eindruck macht. Nichts in der Welt ist im Stande gewisse Leute aus ihrer Fassung zu bringen; nichts kann sie aus dem engen Kreise ihrer Vorstellungen heraustreiben; nichts kann die Thätigkeit ihres Geistes wecken; nichts ihre Phantasie in Feuer, ihr Blut in schnellern Umlauf bringen. Für Menschen dieser Art hat selbst das Wunderbare wenig Anziehendes. Man traf Wilde in America an, die beym Anblick der Europäischen Schiffe, ja selbst beym Anblick der Wirkungen der Feuergewehre ganz kalt und gleichgültig blieben. Wie weit die Indolenz der Polarbewohner gehe, ist ohnehin bekannt. Menschen mit einer solchen Lähmung des Geistes behaftet, haben also einen geringern Grad von Neigung zum Wunderbaren; weil überhaupt alle Vermögen ihrer

Seele, und also auch der Trieb nach Vorstellung bey ihnen in einem ausserordentlich geringen Grade thätig ist.

Aber es giebt denn doch auch Beyspiele, daß die Neigung zum Wunderbaren sich nicht immer bloß nach der Stärke oder Schwäche des Geistes richte. Sie nimmt oft auch vorzügliche Köpfe ein. Die Schilderung des Wunderbaren, die den Werken der größten Dichter soviel Interesse giebt, ist nicht immer die Folge einer kaltblütigen Berechnung dessen, was auf das Gemüth des Lesers den stärksten Eindruck machen könne. Der Dichter dichtet mit eben so vielem Vergnügen das Wunderbare, als seine Leser dasselbe lesen. Ein geheimer magischer Zug macht, daß beyde gerne in den Gefilden der Feen und Geisterwelt umherwandeln. Worin liegt der Grund von dieser Erscheinung?

Unstreitig spielt die Phantasie bey der Neigung zum Wunderbaren ihre eigenthümlichste Rolle. Was der lebhafte Eindruck, den das Wunderbare auf uns machte, begann, das vollendet die Zauberkraft der Phantasie. Stets geschäftig Vorstellungen an Vorstellungen nach den Gesetzen ihres Eigensinns anzureihen, findet sie allda desto mehr Beschäftigung, wo für den kalten überlegenden Verstand wenig oder gar nichts zu thun ist. Und wo findet sie wohl ein weiteres Feld ihre Thätigkeit zu äussern, als in der Zusammenstellung wunderbarer Gegenstände und Begebenheiten. Sie hat

die Welt durch diese ihr eigenthümliche Vorliebe zum Wunderbaren, mit Göttern und Götterſöhnen, mit Nymphen, Faunen, Geiſtern, Sylphen, Gnomen und Feen bevölkert. Sie iſt die Schöpferin aller Mythologien, und alle jene wunderbare Geſtalten, die uns die Dichter unter dem Nahmen der Pegaſus, der Minotaurus, der Sphinxe, der Scyllen, u. ſ. w. beſchreiben, ſind durch den Schlag ihrer Zauberruthe entſtanden. Alle Geſpenſter, und das ganze Heer jener beſtandloſen Truggeſtalten, das auf Kirchhöfen und in alten verfallenen Schlöſſern umherſchleicht, hat nur ihr ſein Daſeyn zu verdanken. Von ihrer Lebhaftigkeit und von dem Grade, in welchem ſie bey verſchiedenen Menſchen thätig iſt, hängt alſo auch der Grad der Neigung zum Wunderbaren ab. Perſonen von lebhafter Einbildungskraft lieben daher mehr, als andre, das Wunderbare. Ihre Phantaſie iſt ſtets geſchäftig Vorſtellungen, die der Verſtand nicht zu verbinden weis, in ihrer Manier, und wenn auch ein Deus ex Machina der Mittelbegriff ſeyn ſollte, zu verbinden.

Die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft beſteht in der Leichtigkeit den Geſetzen der Ideenaſſociation gemäß neue Reihen von Vorſtellungen zu erzeugen. Sie ſetzt alſo die Fähigkeit voraus, von den Eindrücken, welche die äuſſern Gegenſtände auf uns machen, leicht und deſto ſtärker afficirt zu werden, je heftiger dieſe Eindrücke waren. Ein ſtarker Eindruck veranlaßt ohnehin eine

Menge Vorstellungen: und eine lebhafte Phantasie wird sich desto thätiger äussern müssen, je stärker der Eindruck war, durch welchen der Stoff zur Vorstellung von irgend einem Gegenstand gegeben worden ist. Aber je thätiger sich die Einbildungskraft zu äussern pflegt, desto grösser muß der Trieb nach Thätigkeit, desto vollkommner jede Vorstellung seyn, die diesen Trieb stärker befriediget. Da nun die Vorstellung des Wunderbaren der Thätigkeit der Einbildungskraft einen so weiten Spielraum eröfnet: so scheint keine andere Vorstellung so ganz dazu gemacht zu seyn, um von der Phantasie in Schutz genommen zu werden, als die Vorstellung des Wunderbaren.

Je ungleicher das Verhältniß der Phantasie zu den übrigen Vermögen unsers Geistes, und insbesondere zur Vernunft ist, desto mehr kann diese Neigung zum Wunderbaren herrschend werden. Daher bemerken wir daß vorzüglich Kinder und überhaupt Personen, bey welchen noch die Sinnlichkeit mehr als die Vernunft herrschend ist, der Vorstellung des Wunderbaren nachjagen. So lange noch die Vernunft unter der Vormundschaft der Einbildungskraft steht, so lange äussert auch die Neigung zum Wunderbaren ihren Einfluß auf Religion, auf Sitten, auf wissenschaftliche Kenntnisse, ja selbst auf die politische Verfassung eines Volkes. Es waren die Zeiten der Kindheit des menschlichen Geistes, in welchen die Mythen aller Nationen — diese Convolute

grotesker, abentheuerlicher, wunderbarer Begebenheiten, gestempelt mit dem Geiste und dem Charakter eines jeden einzelnen Volkes, entstanden. In dem Maaße, in welchem die Vernunft die Oberhand gewann, verloren Sinnlichkeit und Phantasie immer mehr von dem entscheidenden Einflusse, den sie auf alles das, was Menschen empfanden, dachten, und thaten, äusserten, und wirkten nun, in ihren eigenthümlichen Wirkungskreis zurückgewiesen, nur unter der Oberherrschaft der Vernunft. Von diesem Augenblicke an wurde auch die Neigung zum Wunderbaren — dieser armselige Behelf einer erwachten Wißbegierde — geringer, weil die Menschen nun auf einem viel sichern Wege zur Befriedigung des Triebes nach Vorstellungen gelangen, und sich manche Erscheinungen in der physischen Natur, deren Gründe sie bisher in einem Wunder aufsuchten, auf eine vernünftige Weise erklären konnten.

Aus allem diesen erhellet nun, daß der Grad der Neigung zum Wunderbaren größtentheils von der Lebhaftigkeit der Phantasie abhängt: daß die Liebe zu Vorstellungen dieser Art mit dem Grade, in welchem sich die Einbildungskraft mehr oder minder thätig erweist, steigt oder fällt: und daß endlich aller Glaube an angebliche Wunder in dem Masse abnehmen muß, in welchem die Vernunft über die Einbildungskraft die Oberherrschaft gewinnt.

Die zweyte Frage, welche wir uns zu erörtern vorgenommen haben, betrifft die Vorliebe verschiedener Menschen für diese oder jene Art des Wunderbaren. Man trifft häufig Menschen an, welche in der Mathematik, Naturlehre, Chemie und andern Wissenschaften, die uns die Erscheinungen in der physischen Welt erklären, nicht geringe Kenntnisse besitzen, und doch mit der Anhänglichkeit eines Schwärmers an allem, was einem religiösen Wunder ähnlich sieht, hängen. Dies setzt offenbar eine Vorliebe zu Vorstellungen dieser Art des Wunderbaren voraus. Woher diese Erscheinung?

Man kann alle Arten des Wunderbaren in zwey Klassen eintheilen, deren eine das Wunderbare, welches man als wirklich existirend voraussetzt, die andere das poetische Wunderbare in sich begreift. Die erstere Art begreift, nachdem man entweder unmittelbar die Gottheit, oder gewisse geheime Kräfte in der Natur, als die nächste Ursache gewisser ausserordentlicher Wirkungen und Begebenheit ansieht, wieder zwey Unterarten in sich, deren eine man das übernatürliche oder das religiöse Wunderbare, die andere das physisch-Wunderbare, oder das Wunderbare der Natur nennen kann.

Was nun zuvörderst das religiöse Wunderbare, und die vorzügliche Neigung zu dieser Art von Vorstellungen ausserordentlicher Wirkungen betrifft, so wirken

hier auſſer den allgemeinen Gründen, welche in uns die Neigung zum Wunderbaren überhaupt erwecken, noch so viele andere Nebengründe, welche die Liebe zum Wunderbaren gerade nach diesem Gegenstande hinlenken, und zwar auf eine so verschiedene und mannigfaltige Weise, daß es beynahe unmöglich wäre, sie alle einzeln her zu zählen. Der allgemeinste Grund der Neigung zum religiösen Wunderbaren liegt wohl in dem grossen Interesse, das die Menschen an allen denjenigen Gegenständen nehmen, die auch nur den entferntesten Bezug auf Religion und religiöse Begriffe haben. Eine jede Idee, die sich auf die Gottheit bezieht, ist im Stande, durch die Grösse ihres Umfangs die ganze Seele des Menschen auszufüllen. Der Mensch kann sich nichts erhabeners, nichts grössers als die Gottheit denken, und wenn es irgend eine Vorstellung giebt, die unsern Geist in einem hohen Grade beschäftigen kann, so ist es die Vorstellung von einem unendlichen Wesen. Kann daher irgend ein Gedanke anziehender seyn, als der Gedanke von einer unmittelbaren Wirkung, von der unmittelbaren Gegenwart dieses unendlichen Wesens? — Einen unmerklichen Antheil an der Neigung zum religiösen Wunderbaren mag wohl auch unser Stolz haben. Es schmeichelt unsrer Eigenliebe, entweder die veranlassende Ursache, oder der Zeuge einer Wirkung zu seyn, die nur der Finger der Gottheit verrichten konnte. Wir dünken uns grösser und erhabener bey dem Gedanken, daß Gott um der Menschen willen Wunder thue: wir glauben dadurch

gleichsam eines nähern Umgangs mit ihm gewürdigt zu werden. Je tiefer sich die Gottheit zu dem Sterblichen herabläßt, desto höher glaubt er sich zu ihr empor zu schwingen. — Die Hoffnung endlich wichtiger Aufschlüsse über Dinge, welche die Gränzen des menschlichen Wissens überschreiten, spielt als Triebfeder der Neigung zum religiösen Wunderbaren keine geringe Rolle. Der menschliche Geist, es mag nun als ein Kennzeichen seiner Schwäche, die von der Verkennung seiner Kräfte herrührt, oder als ein Beweis seiner höhern Bestimmung, die in einem ewigen Fortschritt zu grösserer Geistesvollkommenheit besteht, angesehen werden, wagt sich so gerne über die Gränzen des Erkennbaren und Denkbaren heraus, traut so leicht einem jeden verführischen Lichte, das ihm auf diesem dunklen Wege entgegen schimmert, daß er sich am Ende in den Gefilden des Uebersinnlichen und Uebernatürlichen gänzlich verliert, und keinen Ausgang aus den Labyrinthen einer zwecklosen Spekulation mehr zu finden vermag. Diesen Ausschweifungen des seine eigene Kräfte verkennenden menschlichen Geistes, dieser Neigung zum Uebersinnlichen haben alle mystischen Systeme, und alle schwärmerischen Einbildungen, von angeblichen übernatürlichen Einwirkungen entweder der Gottheit selbst, oder anderer, ihr untergeordneter höherer Geister auf die Menschen ihren Ursprung zu verdanken. Von dieser Geisteskrankheit waren alle angebliche Wunderthäter, wenn sie keine vorsetzliche Betrüger waren, von Apollonius von Thyana

an bis auf Gaßnern behaftet; und der auferordentliche Zulauf, den Leute dieser Art unter den Menschen fanden, gründet sich hauptsächlich auf dieses blinde Streben nach höhern Kenntnissen von Dingen, die auser den Gränzen des menschlichen Fassungsvermögens liegen. —

Gleichwie aber diese falsche Richtung, die der menschliche Geist nimmt, offenbar zum Aberglauben führt, so machte im Gegentheil der Aberglaube, wenn er — vielleicht auch aus andern Gründen — herrschend geworden war, daß dieser Wahn von angeblichen übernatürlichen Wirkungen der Gottheit allgemeiner und ausgebreiteter wurde. Daher finden wir auch die Neigung zum Wunderbaren niemals stärker, als in den Zeiten des tiefsten Aberglaubens; besonders wenn gewisse Menschen ihr Interesse dabey fanden, diese Neigung anzufachen und zu unterhalten. Die Zeiten der größten Ignoranz sind gewöhnlich auch die Zeiten des gröbsten Aberglaubens. Wenn der Geist leer an richtigen Kenntnissen ist, so hängt sich das Herz leicht an jede Chimäre. Es wird gleich einem Schiffe, das sein Steuerruder verloren hat, wo es Bedürfniß oder Leidenschaft hintreibt, bald da, bald dorthin verschlagen. Die Natur des Aberglaubens bringt es mit sich, alles ohne vorhergegangene Prüfung, auf das blosse Wort irgend eines anmaßlichen Repräsentanten der Gottheit, anzunehmen. Je weiter aber dieser Glaube, der mit so vieler Bequemlichkeit verknüpft ist, (weil er alle eigene Thätig-

keit des Geistes wo nicht gänzlich unterdrückt, dennoch als gottlos und sündlich verdammt), sich erstreckt, desto höher steigt auch die Neigung der Menschen zum Wunderbaren, am meisten aber zum religiösen Wunderbaren, weil dieses seiner Natur nach die Seele am meisten beschäftiget, und dem nie zu unterdrückenden Triebe nach Vorstellung vollkommene Befriedigung gewährt. Die Zeiten des Mittelalters sind reich an Beweisen, wie sehr auch die vortreflichste Religion durch Menschenhände verunstaltet werden könne; und die judicia Dei, die Sucht Legenden zu schreiben und zu lesen, die Liebe zu Gespenster- und Geistergeschichten, die Hexenprocesse, die Teufelsbeschwörungen u. s. w. wird die Geschichte in ihren Jahrbüchern als demüthigende Beyspiele der Schwäche des menschlichen Geistes, und der Ausartung der in unserer Natur gegründeten Neigung zum Wunderbaren noch lange verewigen.

Aber die Zeiten der Unwissenheit und des Aberglaubens sind nicht nur der Neigung zum religiösen Wunderbaren allein, sondern auch der Neigung zum Wunderbaren der Natur und überhaupt der Neigung zu jeder Art des Wunderbaren günstig. Das Anziehende des physisch-Wunderbaren, d. h. solcher Wirkungen, die man nicht der unmittelbaren Dazwischenkunft der Gottheit, oder irgend eines höhern Geistes, sondern den geheimen Kräften der Natur, die nur einigen auserwählter Günstlingen des Schicksals be-

kannt sind, zuschreibt, hat auch seinen Grund in der durch die Natur unsers Geistes bestimmten, allgemeinen Neigung zum Wunderbaren überhaupt. Aber folgende Gründe lenken diese im allgemeinen bestimmte Neigung hauptsächlich auf das Wunderbare in der Natur.

Um sich die meisten und auffallendsten Erscheinungen in der Natur zu erklären, gehört ausser einem scharfen und fleissigen Beobachtungsgeiste auch ein grosser Vorrath von Erfahrungen und Vorkenntnissen, die theils die Bekanntschaft mit den allgemeinen Gesetzen der Natur, theils eine Fertigkeit diese allgemeinen Gesetze auf besondere Fälle in der Erfahrung anzuwenden, betreffen. Nun kann sich der Fall ereignen, daß Jemand zwar mit diesem Beobachtungsgeiste, der das Phänomen richtig faßt, nicht aber mit allen jenen Vorkenntnissen, die zur Erklärung eines solchen richtig beobachteten Phänomens erforderlich sind, ausgerüstet sey. Ist also dies Phänomen von der Art, daß es eine ausserordentliche Wirkung durch einen starken Eindruck den Sinnen vorhält, so wird es den Beobachter in Verwunderung setzen; der, weil er sich dasselbe nicht aus den ihm bekanten Ursachen erklären kann, auf allerhand geheime Kräfte und Eigenschaften der Dinge, die eine solche Erscheinung etwa hervorbringen konnten, rathen, und wenn sich ihm mehrere solche Erscheinungen darbieten werden, dadurch eine Vorliebe zur Vorstellung derselben bekommen

muß, die in dem Grade zunehmen wird, als sein Geist mehr Geschmack an Beschäftigungen dieser Art finden wird. Die wiederhohlte Bemerkung also ausserordentlicher Erscheinungen in der Natur, und das Unvermögen sie aus bekannten Ursachen zu erklären, ist der allgemeinste Grund der Neigung zum Wunderbaren der Natur. — Daher wird diese Neigung vorzüglich in solchen Zeiten herrschend seyn, wo zwar der Beobachtungsgeist rege wird, aber eine gänzliche Unbekanntschaft mit den allgemeinen Naturgesetzen, und der Mangel an hinlänglichen Erfahrungen es unmöglich machen, die beobachteten Erscheinungen sich auf eine befriedigende Art zu erklären. Die Vernunft will immer die Ursachen aller Phänomene aufsuchen; weil sie dieselben aber nicht im Gebiete ihrer wirklichen Erfahrungen finden kann, so sucht sie dieselben im Gebiete möglicher Erfahrungen, oder gar jenseits den Gränzen der sinnlichen Natur auf. Nie sah die Welt so viele Alchymisten und Theosophen, nie stund Hermes Trismegistus in einem grössern Ansehen, nie war die Raserey, das Geheimniß des Steines der Weisen zu entdecken, so weit gediehen, als zu den Zeiten des weltberühmten Theophrastus Bombastus Paracelsus. Aber dies waren gerade die Zeiten der wiederauflebenden Wissenschaften, und des wiedererwachten Studiums der Natur, wo man zwar eine Menge Beobachtungen anstellte, ohne sich doch die meisten der beobachteten Phänomene aus physischen Gründen noch erklären zu können. — Ist der Verstand ein-

mal in diese Verlegenheit gerathen, so wird die Phantasie in dem Augenblick, als jener sich aus dem Labyrinthe, in welchem er sich verirrt hat, nicht herauszufinden vermag, sich geschäftig zeigen, das zu ergründen, was der Verstand zu ergründen nicht im Stande war. Sie wird in der Zusammenstellung gewisser magischer Figuren oder Zahlen, in der Hersagung gewisser Formeln, und in tausend andern Abgeschmacktheiten den Grund jener ewig schönen, nur durch sich selbst bestehenden Harmonie der Natur aufsuchen. Unvermerkt gesellen sich dann Eigenliebe und Eigennutz dazu. Die Welt hat eine grosse Meinung von jenem, der die geheimen Kräfte der Natur kennt, dem diese grosse Werkmeisterin einen Blick hinter den geheiligten Schleyer, der ihre geheimen Schönheiten bedeckt, zu thun erlaubte. Was steht einem solchen beglückten Günstling nicht zu Gebote! Er besitzt den Schlüssel zu den geheimen Schätzen der Natur: er kann aus ihrer Fülle Reichthum, Schönheit und ewige Jugend nehmen. Wie müssen solche Vorstellungen die Phantasie erhitzen? wie müssen sie den Ehrgeiz und den Neid andrer reizen? wie wird sich nicht ein jeder bestreben zu dem Besitze so wichtiger Geheimnisse zu gelangen? — So leitet demnach die Unkunde der eigenthümlichen Kräfte der Natur unsere feurige Einbildungskraft, die Eigenliebe und Eigennutz unsern Verstand immer auf Abwege; so können selbst die unschuldigsten Neigungen unter solcher Leitung eine schiefe Richtung bekommen.

Aber selbst Männer, die ihr ganzes Leben hindurch sich mit dem Studium der Natur beschäftiget haben, die die ausgebreitesten Kenntnisse in jedem Fache der Naturwissenschaften besassen, die mit dem anhaltendesten Fleisse Systeme, welche sie für eben so fest und ewig, als die Natur selbst hielten, erbaut haben, können plötzlich von dieser Neigung zum Wunderbaren befallen werden. Man hat Beyspiele, daß Leute, die es ausserordentlich weit in der Physik und den damit verwandten Wissenschaften gebracht haben, durch irgend ein unvermuthetes ausserordentliches Phänomen, das einen starken Eindruck auf sie gemacht hat, und das sie sich aus ihren Systemen durchaus nicht erklären konnten, — an ihren bisherigen Grundsätzen völlig irre, und aus vernünftigen Naturforschern Theosophen und Alchymisten wurden. Je grösser nämlich ihre Ueberzeugung von der Richtigkeit und Consequenz ihres Systems war; je weniger sie vermutheten auf eine Erscheinung zu stossen, die einen Beweis, wo nicht für die offenbare Unrichtigkeit, doch zum wenigsten für die Unzulänglichkeit dieses Systems enthalten könnte: desto mehr mußten sie von einer solchen, durch einen heftigen Eindruck auf die Sinne gegebenen Erscheinung überrascht werden. Köpfe dieser Art gerathen dann eben wegen ihrer allzugrossen Consequenz von einem Aeussersten auf das andere, und es geht ihnen, wie manchen Theologen, welche — wenn plötzlich irgend eine Idee, die mit ihrem bisherigen System im Widerspruch steht, oder dasselbe völlig

aufhebt, sich ihrer ganzen Seele bemächtiget hat, — aus den rüstigsten und orthodoxesten Glaubenshelden erklärte Skeptiker und Ungläubige werden.

Die Neigung zum Physisch-Wunderbaren ist nicht selten mit der Neigung zum religiösen Wunderbaren verbunden. Die Natur beyder ist zu sehr mit einander verwandt, als daß nicht eine die andere nach sich ziehen sollte. Beyde eröffnen dem Geiste Aussichten ins Unendliche; beyde schaffen eine neue Welt um ihn herum, in deren Betrachtung die ausschweifendste Phantasie nicht ermüdet. Die meisten Alchymisten sind zugleich Geisterseher, Schatzgräber, Teufelsbanner, u. d. gl. — Schwedenborg war ein guter Chemiker, aber seine Phantasie, die vermuthlich weiter reichte, als seine Vernunft, war mit den natürlichen Aufschlüssen, welche uns die Chemie und Physik über die Erscheinungen in der Natur geben, nicht zufrieden, und suchte dasjenige im Umgange mit höhern Geistern zu erlernen, was ihn Erfahrung und Beobachtung, seiner Meinung nach, nicht lehren konnten.

Die zweyte von den beyden oben festgesetzten Klassen des Wunderbaren begriff das poetische Wunderbare in sich. Von der Neigung zu dieser Art des Wunderbaren und den Gründen, welche sie hervorbringen, habe ich nichts anders zu sagen, als das, was ich schon von der Neigung zum Wunderbaren überhaupt, und von der Neigung zum religiösen und

physischen Wunderbaren insbesondere gesagt habe. Das poetische Wunderbare wirkt nach eben den Gesetzen auf uns, nach welchen das durch eine wirkliche Erfahrung gegebene Wunderbare auf uns wirkt. Alles mithin, was von diesem gilt, das gilt auch von jenem; nur daß die ästhetische Darstellung auch das ihrige dazu beyträgt, unsre Neigung zum poetischen Wunderbaren zu vermehren. Das Wunderbare, welches seinem Charakter und seiner eigenthümlichen Natur nach soviel Anziehendes hat, erhält durch das magische Licht, das die Dichtkunst um dasselbe verbreitet, einen noch höhern Reiz für uns. Wie sehr interessirt uns die Lektüre des barokkesten Ammenmährchens, wenn es uns ein Hamilton, ein Crebillon oder ein Wieland erzählt *). Daß

*) Lafontaine sagt:

Si Peau d'Ane m'étoit contée,
J'y prendrois un plaisir extréme.

Und Wieland bestätigt diese kurze Eloge, die der französische Dichter der Neigung zum poetischen Wunderbaren macht, in der Vorrede zu seinem Dschinnistan: „Es wä„re, sagt er, eine sehr unnöthige Schamhaftigkeit, wenn „wir uns der Liebhaberey zu Geister- und Feen-Mähr„chen schämen wollten, da sie etwas so Allgemeines un„ter den Menschen ist, daß die Wenigen, die man allen„falls für Ausnahmen gelten lassen kann, eben so selten „sind, als Personen, die keine Rose riechen können, oder „keine Sackpfeife hören, ohne Wasser zu machen. — Un„ter allen Schriftstellern hat der Fabeln- und Mährchen„dichter den weitesten Kreis. Alle Alter, Geschlechter „und Stände, junge und alte, hohe und niedrige, gelehr-

aber auch die Neigung zum poetischen Wunderbaren zuweilen eine falsche Richtung nehmen, und in Don Quixotterie ausarten könne, davon hat uns der geniereiche Cervantes von Saavedra zum wenigsten die psychologische Möglichkeit auf eine Art dargethan, die ihm und der spanischen Literatur um so mehr Ehre bringen wird, da alle neuern Versuche dieser Art so weit hinter diesem Originalwerk zurückgeblieben sind.

Ehe wir uns von unsern Lesern trennen, erlaube man uns noch einige Bemerkungen — über die Zeiten, die der Neigung zum Wunderbaren vorzüglich günstig sind, — beyzufügen. So lange die Menschen noch auf der niedrigsten Stufe geistiger Cultur stehen, bemerkt man an ihnen eben keine sonderliche Neigung zum Wunderbaren. Denjenigen nimmt nichts Wunder, dem al-

„ te und ungelehrte, beschäftigte und müßige Personen,
„ versammlen sich um den Erzähler wunderbarer Begeben-
„ heiten, und hören mit Vergnügen, was sie unglaublich
„ finden. — Es scheint seltsam, daß zwey so widersprechende Neigungen, als der Hang zum Wunderbaren,
„ und die Liebe zum Wahren dem Menschen gleich natürlich, gleich wesentlich seyn sollen; und doch ist es nicht
„ anders. In das Wie und Warum wollen wir uns
„ jetzt nicht einlassen: genug daß es so ist, und daß die
„ Mährchen von der wunderbaren Gattung, wenn sie gut
„ erzählt werden, diese beyden Neigungen zugleich vergnügen, und eben darin der Grund des sonderbaren Reizes liegt, den sie für alle Arten von Zuhörer oder Leser
„ haben.“

les ein Wunder ist. Aber so wie sich ihre Begriffe von Natur, besonders aber ihre religiösen Begriffe zu entfalten beginnen, erwacht auch in ihnen Wiß- und Neubegierde, und mit dieser die Neigung zum Wunderbaren. In dieser Epoche, wo die Vernunft zwar thätig zu werden beginnt, noch immer aber im Dienste der Sinnlichkeit steht, hängt der Mensch meist von seiner Phantasie ab, die, um dem Unvermögen des Verstandes abzuhelfen, seine Urtheile anticipirt, und Ursache und Wirkung nach ihren Gesetzen verknüpft. Unfähig also noch, sich den Zusammenhang der Dinge aus Vernunftgründen zu erklären, und von der einen Seite von Wiß- und Neubegierde angetrieben, von der andern Seite durch die Täuschungen der Phantasie irre geführt, schafft sich der menschliche Geist — wenn ich mich so ausdrücken darf — ein eigenes System der Natur, vermöge dessen unsichtbare Geister, die er zum Range der Götter erhebt, und geheime verborgene Kräfte, die grossen Triebfedern aller unerklärbaren Erscheinungen auf dem unübersehbaren Felde der Erfahrung sind. — Es ist eine Bemerkung, welche durch die gesammte Geschichte bestättiget wird, daß die Menschen desto mehr an der Neigung zum Wunderbaren hängen, je sinnlicher ihre Religionsbegriffe sind. Mit der Sinnlichkeit religiöser Begriffe aber ist der Aberglaube so unzertrennlich verbunden, daß man auch den zweyten Satz als vollkommen wahr annehmen kann, daß nämlich die Neigung zum Wunderbaren desto herrschender wird, je abergläu-

bischer die Menschen sind. Da aber der Aberglaube mit politischem und religiösem Despotismus von jeher gleichen Schritt gehalten hat, so scheint auch dieser auf die Denkart der Menschen keinen geringen Einfluß gehabt, und überhaupt sehr kräftig zu jener Niedergeschlagenheit und gänzlichen Abspannung des Geistes, in der wir die Menschheit zu verschiedenen Zeiten versunken sahen, und die von jeher mit allerhand abergläubischen Meinungen von wunderbaren Begebenheiten verbunden war, mitgewirkt zu haben.

Dies war der Fall in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt. Die Geschichtschreiber, welche die Begebenheiten jener Zeiten aufgezeichnet haben, geben uns ein trauriges Bild von der Lage, in welcher sich damals die Menschheit befand. Das Schicksal einer halben Welt hieng von dem Winke der schrecklichsten Ungeheuer ab, und der Druck des uneingeschränktesten Despotismus schien die Menschheit zermalmen zu wollen. Dies, und der allgemeine Sittenverfall — wovon noch die Frage ist, ob er zum Despotismus, oder der Despotismus zu ihm führe, — brachte jene allgemeine Lähmung des Geistes hervor, mit der wir ein ausgeartetes Menschengeschlecht viele Jahrhunderte hindurch behaftet sehen. Die christliche Religion war der einzige Trost, welcher die Menschheit gewissermassen vor Verzweiflung schützte. Man warf sich also in ihre

Arme, und vergaß über den Aussichten, die sie in ein zukünftiges Leben eröffnete, sein gegenwärtiges Elend. Allein bey dieser gänzlichen Unthätigkeit und Schwäche aller Geisteskräfte mußte diese vortrefliche Religion schon in jenen frühern Zeiten durch Aberglauben und Menschensatzungen entstellt und entheiligt werden. — Jene Unmündigkeit des Geistes erweckte die kindische Begierde nach irgend einem geistigen Spielwerk, und man fand es in den Schulen der Neuplatoniker. Die neuplatonische Philosophie, — wenn man jenen Ausgeburten einer kränkelnden Vernunft den Nahmen einer Philosophie beylegen soll, — wiegte also den menschlichen Geist vollends in jenen tödtlichen Schlummer ein, aus welchem er kaum nach einem Jahrtausend wieder erwachte.

Wenn wir alle diese Umstände zusammen nehmen, so wird es uns nicht mehr befremden, woher die ungeheure Menge von Wunderthätern, an deren Spitze wir den Apollonius von Thyana erblicken, in den ersten Jahrhunderten nach der Entstehung der christlichen Religion herkam. Selbst in Rom wimmelte alles von Adepten und Schülern des Hermes, und der Hang zum Wunderbaren war so allgemein, als er kaum in den finstern Zeiten des Mittelalters gewesen ist. — Das Eindringen der Barbaren erstickte endlich auch die letzten Funken geistiger Cultur in dem westlichen Theile des

römischen Reichs, ohne jenem allgemeinen Elend, unter dessen Last ein grosser Theil der Menschheit seufzte, im geringsten abzuhelfen. Unwissenheit und Aberglaube nahmen überhand, und mit ihnen der Glaube an Hexen, Geister, Gespenster, u. s. w. Die fadeste aller Künste, die Astrologie kam wieder in Schwung, und jeder Hof hatte seinen Hof-Astrologen, so wie nachmals seinen Hofnarren und seinen Hofpoeten. Man beschwor Geister, man grub Schätze, und an keine Hexen und Gespenster zu glauben, war Heterodoxie. Selten fand sich ein Mann, der durch einen kühnen Blick in das grosse Buch der Natur, oder durch irgend einen freymüthigen Gedanken sich ausgezeichnet, und seinen Zeitgenossen die Binde von den Augen herabzunehmen gewagt hätte: lauter Duns-Scote, die in der Armuth ihres Geistes nichts wichtigeres zu untersuchen hatten, als die Frage: wie viel Engel auf einer Nadelspitze tanzen können? Kein Wunder also, daß eine kindische Neigung zu allem, was einem Mirakel ähnlich sah, so sehr die Köpfe der Menschen verrückte, daß man selbst Rechtsfälle in den sogenannten judiciis Dei durch Mirakel entschied. Aus diesen Beyspielen erhellet also, daß besonders die Zeiten einer gänzlichen Schlaffheit und Entkräftung des Geistes, die Zeiten der Unwissenheit und des Aberglaubens der Neigung zum Wunderbaren vorzüglich günstig sind.

Aber wie sollen wir uns das seltsame Phänomen, das uns der Anblick der in den letztern Jahren in Teutschland so herrschend gewordenen Modelektüre der Ritter = und Geistergeschichten giebt, diesen Grundsätzen gemäß erklären? Unwissenheit und Aberglaube können kaum die Ursache davon seyn, da wir in einem Jahrhunderte leben, das sich selbst den stolzen Nahmen des Philosophischen gegeben hat, und dem man eher den Vorwurf des Unglaubens, als des Aberglaubens machen dürfte. Aber sollte demohngeachtet diese herrschendgewordene Modelektüre — der offenbar eine geheime Neigung zum Wunderbaren zum Grunde liegt, — nicht mit der Neigung zum Wunderbaren aller Zeiten eine höhere gemeinschaftliche Quelle haben? — Schwachheit des Geistes, die, wie wir gesehen haben, eine der allgemeinsten Quellen der Neigung zum Wunderbaren ist, geht nicht immer in Unwissenheit und Aberglauben über; sie kann auch einen Geist der Frivolität und der Kleinheit hervorbringen, der — unfähig sich zu irgend einem Grade geistiger oder moralischer Grösse zu erheben, — immer am Boden kleben bleibt, und nur mit kindischen Spielen beschäftiget seyn will. Ob dies mit unserm aufgeklärten Jahrhundert wirklich der Fall sey, und ob der grosse Hang zur Sinnlichkeit als die Ursache davon angesehen werden könne, überlasse ich denen zur Entschei-

dung, die mit dem herrschenden Ton in den feinern Cirkeln, und mit den Grundsätzen der sogenannten grossen Welt näher bekannt sind. Wohin das aber führen, und was es im Ganzen für die Menschheit für Folgen haben werde, kann — da die Gabe der Weissagung heut zu Tage schwerlich jemand mehr besitzt. — nur die Zukunft entscheiden.

Ueber

den Schlaf und das Träumen.

Eine der merkwürdigsten und zugleich der räthselhaftesten Erscheinungen bey dem Menschen ist der Schlaf und das Träumen, sammt allen den auffallenden Umständen und Phänomenen, welche mit denselben in Verbindung stehen. — Eine mathematische Gränzlinie zwischen diesen Zuständen zu ziehen ist kaum möglich, da das Wachen, der Schlaf, das Träumen und Wiederaufwachen, allmählig in einander fließen, und so zu sagen, eine Kreislinie ausmachen, die bey dem Phänomene aufhört, von welchem sie ausgegangen ist. Außer dem sind die dabey vorkommenden Erscheinungen zu mannigfaltig, und zu sehr in einander verflochten, als daß man eine in jeder Rücksicht befriedigende Theorie des Schlafes und der Träume liefern könnte. Beobachtungen sind in dieser Untersuchung die sichersten Führer; das Bewußtseyn aber, welches als der Grund aller Beobachtung betrachtet werden muß, ist während des tiefen Schlafes äusserst dunkel: ja wir haben in diesem Zustande so wenig Gründe für seine Wirksamkeit, daß man, ohne etwas ungereimtes zu behaupten, den

gänzlichen Mangel desselben annehmen könnte. Wie ist es aber möglich in einem bewußtseynlosen Zustande Beobachtungen anzustellen? Und gesetzt auch, das Bewußtseyn daure zuweilen während des Schlafes fort, wie kann die Seele, die von ihrem Standpunkte gleichsam weggerückt und der Ebbe und Fluth phantastischer Illusionen preisgegeben, eine andere Personalität, einen andern Raum, eine andere Zeit annimmt, und in anderen Welten zu schweben scheint, — wie kann die Seele in einem solchen Zustande Beobachtungen anstellen, welche die angestrengteste Concentration ihrer Kräfte auf einen einzigen Punkt, und die Fähigkeit alles Fremdartige in den Begriffen genau von einander abzusondern, schlechterdings voraussetzen? Die Ideenassociation schafft eine neue Welt um uns her; tausend neue Vorstellungen umgaukeln die zerstreute Seele, welche sich bey der Unfähigkeit, alle diese Begriffe zu ordnen und zu verbinden, aus diesem Labyrinthe phantastischer Vorstellungen unmöglich herausfinden kann. Es ist daher in jeder Rücksicht schwer, in dem Zustande des Schlafes und Träumens sich selbst zu beobachten: noch schwerer aber, aus den wenigen Beobachtungen, welche man anstellen kann, sichere und unbezweifelte Wahrheiten zu folgern.

Der mannigfaltigen Schwierigkeiten ohnerachtet, welche bey dieser Untersuchung mit jedem Schritte eintreten, will ich versuchen, einige der vorzüglichern Resultate über den Schlaf und das Träumen, mit Benu-

tzung dessen, was mir von den bisherigen Erörterungen dieses Gegenstands bekannt worden ist, zusammenzustellen.

Ehe ich mich aber in diese Materie tiefer einlaße, schicke ich einige allgemeine Beobachtungen über das Bewußtseyn voraus, worauf man hierbey vorzügliche Rücksicht nehmen muß. Weitläuftiger Untersuchungen glaube ich um so eher entbehren zu können, da Herr Rath Reinhold in seiner Theorie des Vorstellungsvermögens, und den sehr schätzbaren Beyträgen zur Berichtigung der bisherigen Mißverständnisse der Philosophie, diese Materie mit so vielem Scharfsinne abhandelt, daß ich meine Leser getrost auf dieselbe verweisen kann.

Es ist eine Thatsache, welche jedermann einleuchtet, der über das Vorstellungsvermögen gehörig nachgedacht hat, daß die Beziehung einer Vorstellung auf das Vorstellende *) (das Subject) und auf das Vor-

*) Jede Vorstellung setzt ein vorstellendes Subject, welchem das Vorstellungsvermögen zukömmt, und etwas in und durch die Vorstellung Vorgestelltes (ein Object) voraus — In jeder Vorstellung muß also unterschieden werden, was dem Subjecte, und was dem Objecte angehört. Dasjenige, was in der Vorstellung dem Gegenstande einzig und allein zu verdanken ist, und wodurch dieselbe auf ihn bezogen werden kann, nennt man den Stoff einer Vorstellung, — dasjenige aber, was von Seiten des Gemüths hinzu-

gestellte (das Object) bey jedem Bewußtseyn statt finde. Allein nicht immer sind wir uns dieser abgesonderten Handlung des Gemüths bewußt, nicht immer stellen wir uns dieselbe, das heißt, das wirkliche Beziehen, in einer besondern Vorstellung vor: worinn unter andern der Grund so vieler bewußtseynloser Vorstellungen, für und wider welche bis jetzt so heftig gestritten wurde, zu liegen scheint. — Weil nun das Bewußtseyn ein Beziehen der Vorstellung auf Object und Subject in sich schließt: so findet dasselbe nicht Statt, wo überhaupt Mangel der Vorstellungen vorhanden ist, entweder weil der Stoff wegen gewißer Krankheiten der Organisation nicht geliefert, folglich das Erzeugen derselben unmöglich gemacht wird; oder weil die Erneuerung bereits gehabter Vorstellungen gehemmt ist. Dieser Fall tritt öfters ein, z. B. bey Ohnmachten, Betäubungen, Lähmungen der Nerven, bey der Starrsucht, im Schlafe u. s. w.

kommen muß, damit aus dem bloßen Stoffe eine Vorstellung werde, heißt die Form einer Vorstellung — Beydes zusammengenommen ist der eigentliche Grund des Bewußtseyns überhaupt, oder der Beziehung einer Vorstellung auf Object und Subject. Der Stoff wird gegeben, die Form muß hervorgebracht werden — Jenes setzt ein Vermögen die Eindrücke zu empfangen, (die Receptivität,) dieses ein thätiges Vermögen (die Spontanität) voraus. Das Vermögen durch die Art und Weise, wie wir afficirt werden, zu Vorstellungen zu gelangen, nennt Kant die Sinnlichkeit — Siehe Herrn Reinhold's angeführte Schriften.

Das Bewußtseyn erhält besondere Benennungen, je nachdem wir das Vorstellende, Vorgestellte, oder die Vorstellung bey dem Beziehen zum Hauptgesichtspunkte machen. — — Bewußtseyn des Gegenstandes findet statt, wenn die Vorstellung durch ihren Stoff auf das Vorgestellte oder den Gegenstand bezogen wird. Dieser tritt in ein helleres Licht, indem dabey sowohl das Vorstellende, als die Vorstellung in den Schatten zurückgesetzt wird. Je schwächer das leidende Vermögen gereitzt, je schneller und vielfältiger der Stoff der Receptivität gegeben wird; desto dunkler ist das Bewußtseyn des Gegenstandes. Bey heftigen Gefühlen, betäubenden Schmerzen hat man selten von den Gegenständen klares Bewußtseyn.

Bey Vorstellungen, worinn der Stoff der Sinnlichkeit durch das unmittelbare Afficirtseyn gegeben wird, (bey sogenannten Anschauungen) stellen wir uns die Gegenstände, auf welche sich die Vorstellungen unmittelbar beziehen, als im Raum oder in der Zeit gegenwärtig vor. Die Gegenstände aber, auf welche sich Vorstellungen des Gedächtnißes und der Phantasie beziehen, kommen im gesunden Zustande in unserm Bewußtseyn als abwesend vor. Haben sie aber die Stärke und Lebhaftigkeit der sinnlichen Anschauungen erreicht, oder werden sie durch die sinnlichen Vorstellungen nicht im Gleichgewicht gehalten: so gelten sie für wirkliche Anschauungen gegenwärtiger Gegenstände; wie

dies bey Träumen, Visionen, und bey den so genannten fixen Ideen der Fall ist. Das Bewußtseyn des Gegenstandes wird sodann falsch und trüglich. —

Bey dem Bewußtseyn der Vorstellung wird dieselbe in Rücksicht auf das in ihr enthaltene und synthetisch verbundene Mannigfaltige in einer besondern Vorstellung, und als eine Veränderung des Gemüths vorgestellt. Diese Art des Bewußtseyns hat in Ansehung der Klarheit und Deutlichkeit, wie alle übrige, ihre Grade. Bey heftigen sinnlichen Eindrücken, bey tiefem Nachdenken, und bey Zerstreuungen scheint dasselbe dunkel zu seyn.

Wird die Vorstellung auf das vorstellende Subject, auf das Ich bezogen und dasselbe zugleich vorgestellt: so heißt dieses Bewußtseyn insbesondere das Selbstbewußtseyn. Stellt man sich das Vorstellende, als von der Vorstellung und dem Gegenstande unterschieden, und für sich bestehend vor: so heißt das Selbstbewußtseyn klar; dunkel hingegen, wenn man zwar die Vorstellung auf das Vorstellende beziehet, sich aber dessen, als von der Vorstellung unterschieden, nicht bewußt ist.

Ist bey dem Beziehen des (reellen oder eingebildeten) Objects auf das Subject, die Vorstellung des ersten lebhafter, als die Vorstellung des letztern: so

wird das Bewußtseyn des Subjects verdunkelt, und nach langer und anhaltender Beschäftigung mit dem Objecte manche Bestimmung desselben mit dem Vorstellenden verbunden und als Bestimmung des Subjectes angesehen. So kömmt es, daß mancher sich einbildet, ein Sperling, Haas, oder was immer für ein abentheuerliches Wesen zu seyn. Aehnliche Fälle ereignen sich in Träumen, wovon unten mehreres gesagt wird.

Ist man sich der bloßen Vorstellung in einem hohen Grade der Lebhaftigkeit bewußt, und übertrifft diese die Lebhaftigkeit der Vorstellung von dem Object und Subject: so geräth man öfters in den Zustand des Entzückens oder Außersichseyns. Alsdann werden die schwächern Eindrücke auf die Sinne nicht wahrgenommen, das Vorstellungsvermögen ist mit den herrschenden Vorstellungen überladen, und die ganze Aufmerksamkeit auf einen einzigen Punct concentrirt, um welchen sich die Seele beständig herum zu drehen scheint.

Das Selbstbewußtseyn wird während des tiefen Schlafes und in allen den Zuständen zum Theil oder ganz verdunkelt, wo die Sinnesorgane, und die zu den Empfindungen unentbehrliche Nerven zerstört, oder doch so sehr geschwächt sind, daß kein Stoff zu Vorstellungen gegeben, folglich weder die Receptivität afficirt, noch das thätige Vermögen (die Spontaneität) zur Activität aufgefordert werden kann. Dahin gehören die

Ohnmachten, die Starrsucht (Catalepsis), Betäubungen aller Art u. s. w.

Einige unterscheiden mit Kant das reine Selbstbewußtseyn von dem empirischen. Die vor aller Erfahrung in unserm Gemüthe bestimmte Vorstellung des Ichs, auf welche alle Vorstellungen, Veränderungen, und Zustände bezogen werden, nennt Kant das reine Selbstbewußtseyn. — Das Vermögen unserer Seele, die gesammten Vorstellungen unter der einzigen sich immer gleichen und unwandelbaren Vorstellung — Ich denke, zusammen zu begreifen, heißt in der Kantischen Sprache die ursprüngliche Apperception. (Kr. d. r. V. §. 16.). Das Vermögen der Seele, die sinnlichen Vorstellungen nach den Gesetzen der Association zu ordnen, und das Mannigfaltige in einer empirischen Anschauung zusammen zu setzen, wird die Synthesis der Apprehension genannt, und diese ist im Grunde nichts anders, als das empirische Bewußtseyn, die Wahrnehmung. (Kr. d. r. V. S. 160.) „Das empirische Bewußtseyn, welches „ die verschiedenen Vorstellungen begleitet, ist an sich „ zerstreuet, und ohne Beziehung auf die Identität „ des Subjects. Diese Beziehung ist nur dadurch „ möglich, daß ich eine Vorstellung zu der andern hin„ zusetze, und mir der Verbindung (Synthesis) derselben bewußt bin (S. 133)"

Das empirische Bewußtseyn ist dasjenige, welches sich bey uns am frühesten äußert: so wie die Thierheit sich früher wirksam zeigt, als der Verstand. — Wir haben unsere Muttersprache gelernt, ohne zu wissen, wie? Aber das Wort Ich war eines der letzten, welches wir verstehen lernten. Von der Zeit an als wir zum Begriffe desselben gelangten, ließ die reine Apperception den ersten Funken ihrer Thätigkeit blicken, und das Licht nahm in unserer Seele stuffenweise zu. (Man kann täglich die Beobachtung machen, daß Kinder, ehe sie den Ausdruck Ich denke begreifen, von sich als einer dritten Person reden.) So lange wir das Wort Ich nicht verstunden, konnten wir freylich viele Dinge von einander unterscheiden, und mancherley schwätzen, was nach den Gesetzen der Association einen zufälligen Zusammenhang hatte. Wir unterschieden schon das Bekannte vom Unbekannten: hatten auch bereits eine Idee von dem, was unser und nicht unser ist. Dies alles setzt zwar das empirische Bewußtseyn voraus, Identität desselben aber hatte bey diesen Vorstellungen nicht statt. Wir haben von allen den Dingen, welche damals unsere Sinne und Phantasie beschäftigten, itzt keine Erinnerungsvorstellungen; und der Grund davon scheint unter andern darinn zu liegen, daß die einige selbstständige Vorstellung: Ich denke, jene Vorstellungen noch nicht begleitet hatte. Unser Selbst war also damals so vielfärbig, als wir verschiedene Vorstellungen hatten, und das Gedächtniß

thierisch, nicht rational. Nach und nach gesellten sich zu jener einfachen Vorstellung des Ichs neue, theils bleibende, theils vorübergehende und zufällige Bestimmungen, zuweilen auch Zeit- und Raumverhältniße hinzu.

Die allgemeine Form der äußern Anschauungen ist der Raum, die allgemeine Form der innern die Zeit. — Der besondere empirische Raum, oder der Ort, welchen jemand einnimmt, ist das Verhältniß, in dem er zu dem äußern unbegränzten Total-Raum, und den außer ihm, im Raum vorhandenen Gegenständen stehet. Man hat nur dann eine deutliche Vorstellung von dem Ort, wo man ist, wenn man sich seiner Coexistenz mit den übrigen Gegenständen im Raum deutlich bewußt ist. Der bestimmte Zeitpunkt oder das Wann ist das Verhältniß der gegenwärtigen Zeit zu der vorhergehenden und nachfolgenden, setzt also die Einbildungskraft und Urtheilskraft voraus. Ist sich nun der Mensch seiner als eines in Zeit und Raum bestimmten Ichs bewußt; denkt er sich seine individuellen Eigenschaften, Grundsätze, Maximen, seinen ehemaligen Zustand, und die Verbindung desselben mit dem gegenwärtigen in einem einzigen Bewußtseyn: so hat er das Bewußtseyn der Persönlichkeit. Daß diesem Bewußtseyn der Persönlichkeit aber das klare Bewußtseyn des Objects, Subjects, und der Vorstellung, von welcher wir schon oben sprachen, zum Grunde liege, und jenes sich auf diese drey Arten zurückführen laße, wird

jedermann einleuchten, der den genannten Begriff gehörig gefaßt und genau zergliedert hat. — Das Bewußtseyn der Persönlichkeit ist richtig, wenn wir uns in demjenigen Theile des Raums, in demjenigen Momente der Zeit, und in den übrigen Umständen und Verhältnißen wirklich befinden, in welchen wir uns als existirend vorstellen: Ferner, wenn uns diejenigen Grundsätze, Maximen, Neigungen und Eigenschaften in der That zukommen, welche wir für die unsrigen halten, und in der synthetischen Einheit des Bewußtseyns mit unserm Ich verbinden. Die Richtigkeit des Bewußtseyns der Persönlichkeit setzt demnach voraus: 1) Die Richtigkeit der Empfindungsvorstellungen, deren Stoff uns entweder durch den äußern oder durch den innern Sinn gegeben wird. 2) Die Richtigkeit des Gedächtnißes, welches unsere ehemaligen Maximen, Grundsätze und Eigenschaften vergegenwärtiget. 3) Die Beziehung derselben auf das beharrliche Ich, und ihre Verbindung in einem Bewußtseyn — Ist das Verhältniß der in dieser synthetischen Einheit des Bewußtseyns zusammengedrängten Vorstellungen unrichtig, sind die Vorstellungen der Imagination lebhafter und stärker, als diejenigen, zu welchen der Stoff unmittelbar durch das Afficirtseyn gegeben wird: so kann daraus leicht ein unrichtiges Bewußtseyn der Persönlichkeit entstehen. Im letzten Falle halten wir uns für dasjenige, worein die Zauberkraft der Phantasie uns verwandelt, — glauben Fürsten und Könige zu seyn, und handeln als sol-

che, so bald sich diese Vorstellungen unserer Seele ganz bemächtigen, ohne die Widersprüche zu bemerken, welche zwischen der wirklichen Lage der Dinge und unsern Einbildungen statt finden. Alles, wodurch das Empfindungsvermögen geschwächt, und den Vorstellungen der Einbildungskraft eine zu große Lebhaftigkeit gegeben wird, veranlaßt das unrichtige Bewußtseyn der Persönlichkeit. Beyspiele davon liefern Enthusiasten, Schwärmer, Visionairs und Wahnsinnige. Vorzüglich aber während des Träumens werden wir beynahe in jeder neuen Reihe von Ideenassociationen zu etwas andern gemacht, und ändern nur allzuoft sogar die Individualität anderer Gegenstände. Beym Erwachen und nach Ohnmachten pflegt uns das Bewußtseyn der Persönlichkeit oft zu verlassen.

Das bisherige vorangeschickt, wenden wir uns insbesondere zur Betrachtung des Schlafes und der Träume. So lange der Mensch wacht, hat er einen mehr oder weniger freyen Gebrauch der Bewegungswerkzeuge, Sinnesorgane und übrigen Gliedmaßen, er empfängt Eindrücke von außen und von innen, bestimmt sich zu willkührlichen Handlungen, welche mit Bewußtseyn begleitet werden, und macht Erfahrungen, aus deren Aneinanderknüpfung ein Ganzes entsteht. Die Länge der Periode, in welcher die belebte menschliche Maschine mit ihrer ganzen Thätigkeit würksam ist, hängt theils von der ursprünglichen Beschaffenheit und Stärke der Leibeskräfte, theils von andern unten anzuführen-

den Umständen ab, welche auf die Spannung der Nerven, Reizbarkeit der Muskeln u. s. w. einen mittelbaren oder unmittelbaren Einfluß haben. — Sind die Kräfte einmal abgenutzt, und die Lebensgeister erschöpft: so erfolgt in dem ganzen Körper eine Trägheit und Müdigkeit. Die Empfänglichkeit der Sinnesorgane für die Eindrücke nimmt ab; die Thätigkeit der Seele wird stuffenweise vermindert, das Bewußtseyn verdunkelt sich — man schlummert ein. Hierauf erfolgt der tiefe Schlaf, in welchem außer den willkührlichen Verrichtungen des Körpers das Vorstellungsvermögen, und überhaupt alle Seelenkräfte zu ruhen scheinen.

Man hat lange darüber gestritten, ob die Seele einige bewußtseynlose Vorstellungen im Schlafe habe; oder ob die Thätigkeit derselben mit den willkührlichen Handlungen des Körpers aufhöre? Die Leibnitzianer bejaheten das erstere, und folgerten aus dem Begriffe einer thätigen Kraft, daß unser Gemüth auch im Schlafe Vorstellungen hervorbringe. „Eine Kraft, sagen sie, sey „ ohne Thätigkeit, welche ihr Wesen ausmache, nicht denkbar. Da nun die Thätigkeit der Seele im Vorstellen bestehe, und auch im Schlafe als eine vorstellende Kraft fortdaure; so müsse sie auch im Schlafe Vorstellungen erzeugen. Weil wir uns aber ihrer, so weit es die Erfahrung lehrt, nicht bewußt sind; so folge daraus, daß wir im Schlafe bewußtseynlose Vorstellungen haben. " Sie fügten noch hinzu, der Mensch erinnere sich oft unmittelbar nach dem Aufwachen derjenigen Vorstellungen, welche er vor dem Einschlafen gehabt habe.

Nun seyen nur zwey Fälle möglich, entweder wären die Vorstellungen im Schlafe ganz verschwunden, und dann ließe sich die plötzliche Erinnerung beym Aufwachen nicht erklären; oder sie müßten während des Schlafs im Gemüthe, als bewußtseynlose Vorstellungen vorhanden gewesen seyn. Ueberdies beruffen sie sich auf die ununterbrochene Einwirkung des Körpers auf die Seele, welche sie auch im Schlafe als fortdauernd annehmen. Die Seele müße bey jedem Eindruck, der durch den Körper auf sie gemacht werde, zurückwirken (reagiren). Da diese Reaktion ohne Vorstellung nicht möglich sey: so müße es bey den unzählbaren Eindrücken, welche während des Schlafs auf den Körper gemacht, und der Seele mitgetheilt werden, unendlich viele Reaktionen, folglich auch unendlich viele bewußtseynlose Vorstellungen geben.

Diese sämmtlichen Beweise für das Daseyn bewußtseynloser Vorstellungen im Schlafe sind keineswegs so entscheidend, als man es dem ersten Anschein nach glauben sollte. Sie setzen insgesammt die Möglichkeit, ja zum Theile die Wirklichkeit bewußtseynloser Vorstellungen voraus, welche zu bezweifeln man viele Gründe hat. Was insbesondere den ersten hier angeführten Beweiß anbelangt, welcher von dem Begriff einer thätigen Vorstellungskraft hergenommen wurde, so beruffe ich mich, um nicht weitläuftig zu werden, auf dasjenige, was bereits Hr. Rath Reinhold in der Theorie des Vorst. Vermög. S. 328. u. folg. den Leibnitzianern mit vieler Gründlichkeit und Deutlichkeit ent-

gegenstellt. Die Hauptstärke des zweyten Beweises beruhet auf der Schwierigkeit, welche mit der Auflösung des Problems: „Wie gehet es zu, daß wir uns derjenigen Vorstellungen, welche vor dem Schlafe oder noch früher vorhanden waren, beym Aufwachen auf einmal erinnern?“ verbunden ist. Alle mir bekannten Auflösungen dieser Frage haben ihre besondere Schwierigkeiten und Mängel, können also, da sie selbst unzureichend sind, zum Beweise andere Sätze und zur Begründung neuer Hypothesen keineswegs gebraucht werden. Nimmt man z. B. an, daß die Vorstellungen (also Form und Stoff der Vorstellung) im Gemüthe, wie künstliche Präparate ohne Bewußtseyn vorhanden sind, so entstehet die Frage: wie können diese als Vorstellungen im Gemüthe schweben, ohne etwas vorzustellen? Und bejahet man das letzte, so frägt sich: wie ist eine Vorstellung möglich, die weder auf Object, noch Subject bezogen wird, oder mit andern Worten, wie ist eine Vorstellung ohne Bewußtseyn möglich? Ueberdieß muß man wohl bedenken, daß das Bewußtseyn unendlich viele Grade der Klarheit habe, bis es von der höchsten Stuffe der Deutlichkeit zur Null übergehet. Auf den dritten Beweiß ließe sich folgendes antworten. Die Eindrücke, welche von Außen oder von Innen auf die Sinnesorgane gemacht werden, liefern zwar der Receptivität den Stoff zu Vorstellungen, sind aber selbst keine Vorstellungen. — Wie man die vorausgesetzte Reaktion der Seele bey den Eindrücken eine Vorstellung

uennen könne, ist nicht auseinander gesetzt worden. — Nicht alles, was im Gemüthe vorgeht, nicht jede Veränderung desselben ist eine Vorstellung, so wenig als die Reaktion, auf die man sich hier hauptsächlich beziehet. — Die oben angeführten Beweise sind also keine Beweise des Daseyns bewußtseynloser Vorstellungen im Traume, und dienen höchstens dazu, die Möglichkeit solcher Vorstellungen begreiflich zu machen, welche von keinem klaren Bewußtseyn begleitet werden. —

Doch dieses mag jetzt genug seyn. Wir wenden uns zur Auseinandersetzung derjenigen Ursachen, welche den Schlaf entweder mittelbar oder unmittelbar bewirken, wobey wir die Beobachtungen und Erfahrungen der Physiologen zu Rathe ziehen müssen. Alles, was den Körper überhaupt ermattet, die Nerven, Muskeln, Empfindungsorgane schwächt, die Thätigkeit des Gehirns hindert oder erschwert, und die Lebensgeister erschöpfet, rechnen die Physiologen unter die entfernteren und prädisponirenden Ursachen des Schlafes. —

I. Da jede mühsame, anhaltende und mit Anstrengung verbundene Arbeit die Leibeskräfte erschöpft, die Erschlaffung der Muskeln und übrigen Gefäße befördert, und in den Sinnesorganen eine Art von Stumpfheit hervorbringt; so wird dieselbe mit Recht für eine der vorzüglichsten Ursachen des Schlafes gehalten. Je schwächer die körperliche Beschaffenheit, und je zarter

das Nervensystem eines Menschen ist; desto schneller überfällt ihn beym Arbeiten die Müdigkeit und Schlafsucht. Der Genuß stärkender Speisen und Getränke, welche die Reizbarkeit der Muskeln, und die Empfindsamkeit der Nerven auf einige Augenblicke vermehren, scheint zwar in etwas die verlohrnen Lebensgeister zu ersetzen, und den Muskeln neue Thätigkeit und Spannkraft zu verschaffen; allein der öftere Gebrauch desselben Mittels, stumpft die Nerven ab, veranlaßt Lähmungen, Blödsinnigkeit, Schlaflosigkeit, Manie, und fügt der Maschine des menschlichen Körpers beträchtlichen Schaden zu. Uebermäßige Anstrengung des Geistes und anhaltende Beschäftigung mit Ideen, welche für uns ein lebhaftes Interesse haben, oder die Seele mit neuen Vorstellungen und Besorgnissen erfüllen, verhindert den Schlaf, indem sie die Nerven in eine unnatürliche Thätigkeit und Spannung versetzt. — Allein auch diese hat ihren bestimmten Grad.

II. Unter die entfernten Ursachen des Schlafes gehört die Wärme, welche nach der Meinung vieler Physiologen die Gefäße ausdehnt, die Muskeln erschlafft, die natürliche Transpiration vermehrt, und die Verflüchtigung derjenigen Säfte des menschlichen Körpers mit Wahrscheinlichkeit bewirkt, welche in hinlänglicher Menge vorhanden seyn müssen, wenn die gehörige Wirksamkeit der Nerven und Muskeln ungehindert fortdauren soll. Bey zunehmender Wärme entsteht

Mattigkeit, Sehnsucht nach Ruhe, Unthätigkeit, und endlich der Schlaf.

III. Die Extremen entgegengesetzter Ursachen haben oft einerley Wirkungen zur Folge. Das ist wenigstens der Fall bey dem höchsten Grade der Kälte in Bezug auf den Schlaf. Die letztere ziehet die Gefäße zusammen, hindert den natürlichen Umlauf der Säfte, und vermindert vielleicht auch die Flüßigkeit derselben. Die Folge der äußersten Kälte ist der Verlust der Empfindlichkeit, eine Mattigkeit in allen Gliedern, und unwiderstehliche Schlafsucht, welche gewöhnlich in Tod übergehet. Hawkesworth Th. II. S. 47.

IV. Man hat beobachtet, daß eine grosse Vollblütigkeit, und überhaupt alles, was den Kreislauf des Geblüts hindert, und die Hirnmaße mit Heftigkeit drückt, als die Ursache eines unnatürlichen Schlafs anzusehen sey. Es sind auffallende Beyspiele von Leuten vorhanden, welche von einer plötzlichen Schlafsucht befallen wurden, wenn sich entweder ausgetretenes Blut, oder irgend eine andere Feuchtigkeit im Kopfe angehäuft, und das Gehirn gepreßt hat. Ich kannte einen Mann, dem ein Stück von einem Flintenlauf beym Zerspringen in die Hirnschale geschlagen wurde. So oft der Wundarzt das zum Theil entblößte Gehirn bey der Säuberung der Wunde andrückte, überfiel den Patienten au-

genblicklich ein heftiger Schlaf, welcher mit Verdunkelung des Selbstbewußtseyns verbunden war.

V. Jede heftige Erschütterung des Gehirns veranlaßt und befördert den Schlaf, wobey das Alter und die Beschaffenheit des Körpers, insbesondere des Nervensystems, einigen Unterschied macht. Viele Reisende schlafen beym Fahren sehr geschwind ein; die kleinen Kinder bringt man allenthalben durch das Wiegen zum Schlafen; ob aber ein solcher durch die Erschütterung des Gehirns bewirkter Schlaf den Kindern vortheilhaft sey, mögen diejenigen entscheiden, welche diesen Gegenstand in mediciniſcher Rücksicht betrachtet haben. —

VI. Jede Behandlung der Nerven, bey welcher sie anfänglich sanft gekitzelt, und dann durch den aufs höchste gestiegenen Reiz abgestumpft werden, kann als die Ursache eines unnatürlichen Schlafes betrachtet werden. Zu Manipulationen dieser Art gehört das berüchtigte Magnetisiren, Kitzel jeder Art, aufs höchste gestiegener Schmerz u. s. w. Beym letztern ist oft der Schlaf mit Ohnmachten verbunden.

VII. Die Ueberladung des Magens mit Speisen *), der Gebrauch geistiger betäubender Getränke z. B. des Weins, Opiums, und der Genuß betäuben-

*) Dan. Langhaus de cauſis ortæ a paſtu ſomnolentiæ. Göttingæ. 1747.

der Gerüche bewirkt eine anhaltende Schläfrigkeit, — allein auf den durch diese Mittel erkünstelten Schlaf folgt zuweilen eine außerordentliche Mattigkeit, vermehrte Reizbarkeit, Kopfwehe, Blödigkeit u. d. m.

VIII. Der häufige Verlust des Bluts und anderer edlern Säfte hat beynahe immer Entkräftung, Mattigkeit und Schlafsucht zur Folge. Daß dabey auch die Aeußerungen des Gemüths außerordentlich leiden, zeigt schon die tägliche Erfahrung.

IX. Anhaltendes Nachdenken über Sachen, welche Anstrengung erfordern, keine Mannigfaltigkeit darbieten, und die Sinne wenig oder gar nicht beschäftigen, greift den Geist und Körper heftig an, stumpft die Nerven ab, verzehrt die Lebensgeister, bringt in die Länge Betäubungen hervor, prädisponirt zum Schlafe, und bewirkt zuweilen eine totale, oder partielle Lähmung, auf welche nicht selten der Tod folgt. — Gegenstände hingegen, welche leichte und doch starke Beschäftigung gewähren, die Aufmerksamkeit nicht auf einen einzigen Punct concentriren, der Seele viel Mannigfaltiges darbieten, und die Einbildungskraft auf eine angenehme Art belustigen, ermüden uns äußerst wenig. Sie scheinen vielmehr das durch mathematische und philosophische Speculationen ermüdete Gemüth zu erfrischen, und aufs neue zu beleben.

Wie sehr die stille Geschäftslosigkeit, Dunkelheit, und einförmige Beschäftigung der Sinne, das sanfte Gemurmel der Bäche, das Säuseln des Windes, das Plätschern des Regens, und die dumpfe Musik den Schlaf bey zarten und empfindungsvollen Personen befördern, ist schon aus Dichtern bekannt. — Diese Eindrücke scheinen die Sinne allmählig in Ruhe zu wiegen, indem sie die Seele nicht genug beschäftigen; das Bewußtseyn verdunkelt sich, die Sinnesorgane werden geschlossen, und so erfolgt auf diese allgemeine Stille und Erschlaffung der sanfteste Schlaf, welchen die süsseste Wohlbehaglichkeit begleitet, und dessen Unterbrechung immer mit einem unangenehmen Gefühle verbunden ist. Der natürliche Schlaf erfrischt die Kräfte, ersetzt die verlohrnen Lebensgeister, giebt den Nerven die vorige Spannung, den Sinnesorganen die vorige Geschwindigkeit, dem Gemüthe neue Energie, und ist den lebenden Wesen zu ihrer Erhaltung unumgänglich nothwendig.

Die Dauer des Schlafs ist verschieden, je nachdem die Müdigkeit und physische Leibesconstitution der Schlafenden verschieden ist. Je fester und ruhiger man schläft, je weniger man darinn unterbrochen wird, desto kürzer kömmt dem Schlafenden die Zeit vor. Da er sich keiner Succession von Vorstellungen und Wahrnehmungen, nach welcher alle Dauer gemessen wird, in diesem Zustande bewußt ist: so fehlet ihm auch der gewöhnliche Maßstab, die verflossene Zeit und Dauer des Schlafes

zu bestimmen *). Es wäre gar wohl möglich, daß uns verschlafene Jahrhunderte wie einige Augenblicke vorkommen könnten. Kämen wir im tiefen Schlafe auf die Welt, und würden wir viele tausend Jahre in diesem Zustande beharren, ohne zu träumen und zu erwachen, so wäre diese ganze Dauer für uns verloren, weil kein Bewußtseyn derselben statt fände.

Aus dem Schlafe erwacht man entweder unmittelbar, oder gehet in den Zustand des Träumens über. Jenes bewirken so wohl äußere als innere Reize, nämlich der Drang des Geblüts gegen das Gehirn, starke Eindrücke auf die Sinnesorgane, heftiger Schmerz, Kitzel u. s. w. **). Dieses ist die Wirkung einer lebhaften Einbildungskraft, welche die ehemaligen Vorstellungen, nach dem sich der Körper einigermassen erhohlt hat, einzeln hervorruft, dieselben theils nach den Gesetzen der Association, theils zufälligerweise verbindet, und sie uns als wirkliche Wahrnehmungen, und reelle Anschauungen in der größten Klarheit aufstellt; aber hievon unten weitläuftiger. Man glaubt mit Grund

*) Siehe Locke's Works Vol. I. S. 96.

**) Merkwürdig ist die Beobachtung, daß viele Leute, welche sich beym Niederlegen vornehmen, in einer bestimmten Stunde aufzustehen, beynahe auf die Minute erwachen. Dieß rührt theils von einer immerwährenden Unruhe des Geistes, und der hiermit verbundenen Ideenassociation, theils von der Gewohnheit her.

annehmen zu müssen, daß das Träumen keineswegs eine allgemeine und nothwendige Folge des Schlafes sey, da es so viele Personen von einer äußerst lebhaften Einbildungskraft giebt, welche nie träumen. Locke spricht in seinen Werken edit. XI. Lond. 1777. Vol. I. S. 48. von einem jungen Manne, der bis in das 25igste Jahr seines Alters niemals geträumt hatte, und erst nach einem hitzigen Fieber diese Erscheinung wahrnahm. Eben dies behauptet man von Gottl. Ephr. Lessing. Götting. Magaz. 1781. 1. St. Bey neugebohrnen Kindern merkt man vor dem dritten Monate ihres Alters keine Spur von Träumen.

Die Ursachen der Träume werden insgesammt in physische und geistige eingetheilt. Jene liegen in der Beschaffenheit, dem jedesmaligen Zustande des Körpers und seinen Veränderungen; diese sind in dem Vorstellenden Selbst, und in der bestimmten Art und Weise der Thätigkeit seiner verschiedenen Vermögen zu suchen.

Zu den äußern physischen Ursachen der Träume rechnet man alle äußern Reize der Sinne, die bald schwächer, bald stärker, bald vorübergehend, bald anhaltend sind, und in dieser Hinsicht die Traumvorstellungen verschiedentlich modificiren und verändern. Auf die Sinnesorgane geschehen während des Schlafs verschiedene Eindrücke. Diese veranlassen bestimmte Vorstellungen

und Empfindungen, welche selten auf den Gegenstand, woher sie kommen, bezogen werden. Die thätige Einbildungskraft bemächtigt sich derselben, und verbindet sie theils nach dem Gesetze der Causalität, theils nach dem Gesetze der Gleichzeitigkeit und Aehnlichkeit mit dem bereits vorhandenen Vorrathe ihrer Vorstellungen. Die auf solche Art in Bewegung gesetzte Phantasie spinnt nun, um mich so auszudrücken, den Faden weiter aus, und bringt allmählig ein wunderbares und buntscheckichtes Gedankengewebe hervor, welches zwar zuweilen manche Lücken hat, oft aber sehr zusammenhängend ist. Wird die Sinnlichkeit während dieses Geschäftes von Außen oder von Innen aufs neue afficirt, so werden die dadurch entstandenen Vorstellungen an die vorigen Reihen angeknüpft, ohne daß die Seele dabey das Passende oder Nichtpassende bemerkte. So ist zum Beyspiel ein einziges Wort, welches der Schlafende aussprechen hört, im Stande ganze Gedankenreihen und stundenlange Träume zu veranlassen. — Ein einziger sanfter Stich eines Strohhalmes bringt den träumenden Helden auf ein Schlachtfeld, wo er es mit ganzen Armeen aufzunehmen hat. — Der brausende Wind, welcher in die Schlafkammer des Seemannes dringt, versetzt ihn auf das stürmische Meer; er siehet die Meerswogen in die Höhe steigen, und erblickt Trümmer der Schiffe, welche der Sturm zerschmettert. Die Lage des Körpers im Schlafe, und die zufällige Veränderung derselben veranlaßt oft die wunderbarsten Träume, deren Ursprung sich nur

hierdurch erklären läßt. Der Kopf gleitet plötzlich vom Polster herab, und siehe da, man glaubt von einer Höhe in den Abgrund zu stürzen ꝛc.

Unter den innern physischen Ursachen versteht man diejenigen Veränderungen, welche in dem Innern der menschlichen Maschine vor sich gehen. Die Beobachtungen lehren, daß jede heftige Bewegung der Säfte im menschlichen Körper, jede Anhäuffuung derselben in irgend einem Theile, jeder starke Reiz, jede unnatürliche Spannung der Gefäße, und jeder innere Schmerz mannigfaltige Träume veranlassen. — Die Anhäuffung des Geblüts in der Brusthöhle, und die daraus entstehende Beklemmung erweckt Träume von Alpendrücken, von schweren Masten u. d. gl. Diejenigen, welche in der Fieberhitze liegen, träumen meist von Feuersbrünsten; die Hungrigen oder Durstigen sehen wohl bedeckte Tische, und von Wein triefende Pokale. — Unverdaulichkeit, Blähungen, Schärfe im Unterleibe, mit einem Worte, die innern Krankheiten aller Art sind oft die Ursache der bizarresten Träume. —

Die geistigen Ursachen der Träume lassen sich füglich auf das Bestreben der Einbildungskraft neue Bilder und neue Verbindungen der Vorstellungen hervorzubringen, zurückführen. Das Hauptgeschäfte der Einbildungskraft bey den Träumen ist die Verbindung (Synthesis) des Mannigfaltigen der Vorstellungen nach

den empirischen Gesetzen, vorzüglich nach dem Gesetze der Association. Je mehr die Sinne ruhen, je weniger und schwächer das Gemüth von Außen afficirt wird, desto freyer ist der Spielraum der Einbildungskraft. Je größer der Vorrath von Vorstellungen, je lebhafter und reizbarer das Nervensystem ist; desto auffallender ist das Spiel der Phantasie in Verbindungen, und desto schneller im Gange. Daher kömmt es, daß die Einbildungskraft bey jungen Personen, besonders des andern Geschlechts, reizbarer und thätiger ist als bey bejahrten Männern und Greisen, und jeden Augenblick neue Plane und Chimären erzeugt. Je geläufiger uns gewisse Vorstellungen sind, je genauer die Lokal- und Zeitverbindung ist, in welcher sie mit einander stehen, desto leichter fallen sie uns mit ihrem Gefolge ein, so bald eine derselben auf irgend eine Art und Weise in uns erweckt wird. Die nämliche schöpferische Einbildungskraft, welche im wachenden Zustande so viele Chimären ausbrütet, so viele Plane und Luftgebäude entwirft und zusammensetzt, gewinnt im Traume eine desto unumschränktere Macht, weil die Vernunft und die Urtheilskraft selten ihre Zaubereyen stört, und die wirklichen Anschauungen den Dichtungen nicht das Gleichgewicht halten. Die wenigen Eindrücke von außen oder von innen, welche einige sinnliche Vorstellungen veranlassen könnten, müssen sich an die übrigen Traumvorstellungen anschließen. Wenn uns manchmal Vorstellungen der Einbildungskraft im Wachen überraschen, und wir ihre Werke

eine Zeitlang für wirklich und reell halten; so strömen jeden Augenblick neue Eindrücke, neue Empfindungen, neue Anschauungen herbey, welche jene im Gleichgewichte halten, und uns bey der mindesten Reflexion von ihrer Richtigkeit augenscheinlich überzeugen. — Allein im Traume, wo uns dieses Hülfsmittel fehlt, gewinnen die Vorstellungen der Phantasie die Oberhand, sie werden lebhafter, als diejenigen, welche wir zuweilen durch die Sinne empfangen, wozu die physische Beschaffenheit des Gehirns und überhaupt des ganzen Nervensystems in diesem Zustande vieles beytragen mag. Unsere meisten Träume sind Wiederhohlungen oder Fortsetzungen derjenigen Vorstellungen, welche uns gestern oder nicht lange vorher beschäftiget haben; besonders werden diejenigen hervorgezogen, welche wir durch das Gesicht oder das Gehör erhalten, und die uns vorzüglich interessant sind. Die meisten Träume gleichen unausgeführten Gemählden, wo ein Bild an das andere gränzt, und mehrere Gegenstände durch einander geworfen werden.

Einige zeigen ungemein viele Ordnung, und die einzelnen Vorstellungen sind auf das genaueste und richtigste mit einander verbunden. Man hat Beyspiele von Männern, welche über wissenschaftliche Gegenstände vor dem Schlafengehen nachdachten, im Traume ihre Meditationen fortsetzten, und endlich auf Resultate und Entdeckungen geriethen, welche sie wachend lange und ver-

geblich gesucht hatten. Dem Hrn. R. Reinhold fiel die Deduction der Categorien mit aller Klarheit und Deutlichkeit im Traume ein. (Siehe dessen Beyträge zur Hebung der Mißverständniße S. 316.) Ein anderer dachte beym Schlafengehen über ein Problem der höhern Mathematik nach, und fand die Auflösung, welche er im Traume gefunden hatte, als er erwachte, ganz befriedigend. Der nämliche machte ehedem im Traume viele lateinische Sinngedichte und Elegien, wobey oft mehrere Pentameters, nie aber mehrere Hexameters nach einander vorkamen. Aus diesen Beyspielen erhellet, daß es Träume giebt, woran der Verstand, die Vernunft und die Urtheilskraft einen großen Antheil nehmen. Die meisten sind aber das Product der Ideenassociationen, des Nervenspiels und der Einbildungskraft. Personen, die sich täglich mit bestimmten Geschäften abgeben, an bestimmte Ideenassociationen gewöhnt sind, und von bestimmten Meinungen beherrscht werden, haben der Regel nach solche Träume, welche mit dem Gegenstande ihrer täglichen Vorstellungen und Neigungen in Beziehung stehen. Es läßt sich daher von der Einförmigkeit und Beschaffenheit der Träume auf die Art und Stärke der Leidenschaften, auf die Grundsätze und Maximen, auf die Lieblingsneigungen und Beschäftigungen, und auf das Temperament des Träumenden der Schluß machen.

In den meisten Träumen, besonders in denjenigen, welche bey dem Uebergang vom tiefen Schlafe zum Träumen entstehen, herrscht eine auffallende Unordnung und Ungereimtheit, wovon der Grund theils in dem Zustande des Körpers, und insbesondere des Gehirnes, theils in der sich selbst überlassenen Association der Vorstellungen zu liegen scheint. Die ungereimtesten Combinationen und widersinnigsten Reihen von Vorstellungen erscheinen unter der Gestalt eines harmonischen Ganzen. Das Selbstbewußtseyn, besonders das sogenannte Bewußtseyn der Persönlichkeit (wie schon oben bemerkt wurde) bekömmt alle Augenblicke neue Formen, neue Bestimmungen. Nach der Verschiedenheit der Rollen, welche einem angewiesen werden, dünkt man sich, so oder anders beschaffen zu seyn. Die zaubernde Einbildungskraft macht uns bald jünger bald älter, bald ärmer bald reicher, bald größer bald kleiner, bald schöner bald häßlicher ꝛc. Wir fliegen wie die Vögel, sind in einem Augenblicke an mehreren entfernten Orten gegenwärtig, ohne die Unmöglichkeit dieser schnellen Veränderung des Orts im mindesten einzusehen. Die Vorstellungen, welche zufälligerweise während des Träumens erweckt werden, vereinigen sich in unserer Persönlichkeit. Im Gegentheil trennt oft die Einbildungskraft wirkliche Beschaffenheiten und Eigenschaften, und heftet sie anderen Personen oder Gegenständen an. Sie läßt uns anders urtheilen, wollen und handeln, als wir im Wachen zu thun pflegen.

Die Moralität wird uns manchmahl gleichgültig, wir begehen träumend solche Handlungen mit Klatblütigkeit, vor denen wir wachend zurückbeben würden. Hierüber lassen sich folgende Bemerkungen machen.

Man ist sich der Moralität oder Unmoralität seiner Handlungen nur dann bewußt, wenn man sich des Sittengesetzes, welches den Willen zu handeln bestimmen soll, und des Verhältnißes seiner Denk- und Handlungsart zu demselben deutlich bewußt ist. Wo klare Vorstellungen des Sittengesetzes, und das Bewußtseyn der Uebereinstimmung unserer Maximen mit denselben fehlt: da ist auch kein Bewußtseyn der Moralität überhaupt möglich. Da nun in Träumen die praktische Vernunft als das Vermögen der moralischen Gesetze schweigt, die Reminiscenz der ehemaligen Grundsätze meistens unrichtig, und die Urtheilskraft, in so ferne sie sich durch die Subsumtion der Handlungen unter das Sittengesetz äußert, gewöhnlich unthätig bleibt: so läßt sich daraus einigermaßen begreiflich machen, warum wir während des Träumens gegen diese moralischen Ueberzeugungen, welche wir wachend haben, sprechen und handeln. Wie kömmt es aber, daß auch das moralische Gefühl über die im Traume vorgenommenen Handlungen nichts entscheidet? Das moralische Gefühl, als ein solches, urtheilt niemals, indem Urtheilen das Geschäfte des Verstandes, keineswegs aber der Gefühle ist, und richtet sich nach unsern jedesmaligen Einsichten und Ueberzeugungen von der

Moralität oder Unmoralität überhaupt. Da nun der vorhergehenden Erörterung gemäß, das klare Bewußtseyn dieser Ueberzeugungen im Schlafe selten gegenwärtig ist: so kann sich auch das moralische Gefühl beym Mangel des erstern nicht offenbahren.

Eines der sonderbarsten Phänomene ist, daß wir oft gewiße Dinge nicht zu wißen glauben, die uns doch bekannt sind. Wir bestreben uns auf vorgelegte Fragen zu antworten, aber dieses gelingt nicht; wir empfangen fremden Unterricht darüber, legen die Antworten in den Mund eines andern, streiten mit ihm, werden zuweilen überwunden, und der Unwissenheit überwiesen. Ein auffallendes Beyspiel dieser Art findet man im Moritzischen Magazin zur Erfahrungsseel. IV. B. II. St. s. 89. wo folgender Traum des Hrn. van Goens erzählt wird. Hier sind seine Worte: „ Es träumte „ mir einstmahls, daß ich mich in der lateinischen „ Klasse befand, daß der Lehrer eine Frage über den „ Sinn einer lateinischen Phrasis aufwarf, und daß „ ich gerade der erste in der Reihe war und den Vor„ satz bey mir empfand, diesen Platz wo möglich zu „ behaupten. Da mir aber nun die Frage wirklich „ vorgelegt wurde, blieb ich stumm, und zerbrach mir „ den Kopf, um die Antwort darauf zu finden. Ich „ sahe denjenigen, der nach mir saß, Zeichen der Un„ geduld von sich zu geben, um befragt zu werden „ — ein Beweiß, daß er die Antwort wußte. — Der „ Gedanke, an diesen meine Stelle abtreten zu müssen,

„ setzte mich beynahe in eine Art von Wuth; aber ich „ suchte vergebens in meinem Kopfe nach; und konnte „ den Sinn der Phrasis auf keine Weise herausbrin- „ gen. Der Lehrer ermüdete endlich, und sagte zu „ dem Folgenden: Nun ist es an dir. Und dieser „ Schüler setzte sogleich den Sinn der Phrases aus- „ einander, und diese Auseinandersetzung war so ein- „ fach, daß ich gar nicht begreifen konnte, wie ich „ nicht darauf habe verfallen können.“ Die Einbil- dungskraft mahlte dem Hrn. v. Goens eine Scene vor, die in der Schule gewöhnlich, und ihm sehr bekannt war. Er befand sich in einer Klaße, wo die Schüler nach der Güte der Antworten den Platz ein- nahmen. Man legt ihm eine Phrase vor, deren Sinn er nicht sogleich errathen kann; er wird ängstlich, und besorgt, sein Nachbar werde ihn durch die Beant- wortung derselben um den ersten Platz bringen. Viel- leicht fiel ihm der Sinn der Phrase in dem Augenblicke bey, da sein Nachbar der Ideenassociation gemäß, re- den wollte, und nun hörte er die Auseinandersetzung aus seinem Munde. Einen ähnlichen Fall erzählt Bos- wel (in seiner Schrift The Life of Johnson) von Johnson, und sagt, dieser habe manchmal im Traume mit einem andern einen Wettstreit über witzige Einfälle gehabt, und es habe ihn verdroßen, wenn es ihm vorkam, der Gegner besäße mehr Witz, als er, und gleichwohl war der Witz des Streiters und Gegners der seinig:. Das Sonderbare dieser beyden Fälle glau-

Be ich also begreiflich zu machen. Legt uns die Einbildungskraft im Traume Fragen vor, auf deren Beantwortung wir nicht sogleich gefaßt sind, und werden bey einer solchen Traumscene in die Reihe der associrten Vorstellungen andere Personen mit verwebt, so legen wir die Antwort, welche uns später beyfiel, jenen in den Mund, und das Bewußtseyn unserer Persönlichkeit ist auf einmal gestört. — Die dergleichen Fälle begleitenden Umstände gesellen sich hinzu, und die Einbildungskraft macht ein Ganzes daraus.

Diese verändert nicht bloß unsere Individualität, sondern auch die Individualität aller übrigen Gegenstände. Sie vereinigt zum Beyspiel mehrere Städte zu einer einzigen, leihet den Thieren die Sprache, und schmilzt mehrere Personen, die vermöge der Ideenassociation an einem Orte erscheinen, in eine einzige zusammen, u. s. w. Die Menschen behalten jedoch gewöhnlich ihre Individualität in Rücksicht der äussern Gestalt. Nur selten mahlt uns die Einbildungskraft dieselben mit einem Pferdekopf oder mit Elephantenzähnen vor. Der Grund davon scheint darinn zu liegen, daß der Eindruck, welchen die menschliche Gestalt auf uns macht, der tiefste, gewöhnlichste, geläufigste und bleibendste ist. Ueber dies erscheint uns der Mensch mehr als andere Gegenstände, (Häuser, Städte, Straßen) unter der Gestalt eines unzertrennlichen Ganzen. So bald nun die Vorstellung desselben

in uns erweckt wird, stellt uns die Einbildungskraft das Ganze dar, wie wir uns dasselbe im wachenden Zustande gewöhnlich vorzustellen pflegen.

Die Träume haben verschiedene Lebhaftigkeit und Deutlichkeit. Dieser Umstand hängt theils von dem Interesse, welches wir an den Traumvorstellungen nehmen, theils von der augenblicklichen Beschaffenheit des Gehirns ab, dessen Schwingungen vermuthlich einen beträchtlichen Antheil an allen diesen Phänomenen haben.

Viele Träume, zumahl solche, welche dem Erwachen zunächst vorgehen, erreichen manchmal einen solchen Grad von Deutlichkeit und Lebhaftigkeit, daß man sie für würkliche Empfindungen und reelle Anschauungen hält, und glaubt, man habe schon damals gewacht, als die Traumvorstellung in uns entstand. Man hört oft deutlich seinen Nahmen rufen, man sieht seine abwesenden Freunde u. d. g. Wer zum Aberglauben geneigt ist, hält dergleichen Erscheinungen für Ermahnungen, oder Vorbedeutungen, indessen sie alle nichts anders als lebhafte im halbwachenden Zustande ausgebrütete Träume sind. Die meisten Visionen, und manche Geistererscheinungen laßen sich vielleicht auf diese Quelle zurückführen. —

Da die Traumvorstellungen mit der größten Schnelligkeit aufeinander folgen, und die Seele nicht so lange beschäftigen, daß sie sich dem Gedächtniße tief genug ein-

prägen könnten, so weiß man sich ihrer beym Erwachen nur selten zu erinnern. Personen, wrlche auf die Träume viel halten, und ihre Vorbedeutungen ängstlich studiren, wissen die Träume pünktlich und umständlich zu erzählen.

Um das Vergessen der Träume zu erklären, sind einige der Meinung, daß das Gehirn beym Erwachen in einen andern Zustand trete, und daß durch diese Rückkehr des natürlichen Zustandes der Gehirnfibern, jene Traumvorstellungen verschwinden, die als Wirkungen der nun verschwundenen Schwingungen des Gehirns anzusehen wären. Um diese Meinung zu bestätigen, führen sie an, der Mensch könne sich beym Erwachen seiner Träume am besten erinnern, wenn er in der nämlichen Lage bleibet, worinn er geträumet hatte; denn dadurch würden die vorhergehenden Schwingungen des Gehirns am wenigsten gestört. So wie man aber die Augen aufmache, strömten die neuen Eindrücke dem Gehirne zu, und verlöschten die nächstvorhergehenden Traumvorstellungen entweder zum Theil oder ganz.

Die Wirkungen der Traumvorstellungen sind mannigfaltig, und oft in Ansehung der Lebhaftigkeit sehr verschieden. Sie können uns in alle die Affekten, Leidenschaften und Zustände versetzen, welche im Wachen auf Empfindungen und reelle Vorstellungen zu erfolgen pflegen. Wir lachen oft im Traume vor Freude, wir

weinen vor Traurigkeit, und vor Sehnsucht seufzen; wir singen, sprechen, beantworten vorgelegte Fragen, fahren vor Schrecken zusammen *) u. s. w. Die heftigsten Wirkungen der Traumvorstellungen zeigen sich hauptsächlich an denjenigen Theilen des Körpers, auf welche sie sich zunächst und am unmittelbarsten beziehen. — Der Hungrige oder Durstige wird sich des angenehmsten Gefühles in seinem Gaumen bewußt, wenn es ihm vom Genuße der Speisen und Getränke träumt. Wer sich mit seinem Gegner im Traume herumschlägt, erhebt seine Hände, und ficht mit denselben herum. Oft bringt die Einbildungskraft während des Träumens augenblickliche Erschütterungen hervor, die sie im wachenden Zustande schwerlich bewirkt haben würde. — Zu lebhafte Traumvorstellungen, sie mögen von angenehmer oder unangenehmer Art seyn, bringen uns plötzlich zum Erwachen. Eine der merkwürdigsten Erscheinungen und Aeusserungen des Traumes ist das sogenannte Schlaf- oder Nachtwandeln. — Weil aber diese Materie eine umständliche Erörternng erfordert, so wird man derselben zu seiner Zeit eine eigene Abhandlung widmen.

*) Lory (de melancholia et morbis melancholicis. Tom, II. Lut. Paris 1765. S. 75.) erwähnt eines Mädchens, welches wahnsinnig wurde, nachdem es ihm geträumt hatte, es sey in der Hölle und werde von Teufeln gepeinigt. Wachend war dasselbe von der Nichtigkeit dieses Traums überzeugt, dem ohngeachtet verfiel es in der Einsamkeit bey dem geringsten Geräusche in die heftigsten Convulsionen.

Viele Anthropologen haben die Frage aufgeworfen, ob sich etwas gewißes vom Nutzen und Endzwecke der Träume sagen ließe? Einige glaubten die objective Zweckmäßigkeit derselben beweisen zu können; andere begnügten sich mit der Aufzählung des Nutzens, den uns die Traumvorstellungen, so weit uns die Erfahrung darüber belehrt, gewähren. Die Vortheile der Träume können theils den Körper, theils die Seele betreffen. Da während des Schlafs die meisten Kräfte des menschlichen Körpers, und die zur willkührlichen Bewegung der Maschine dienenden Organe beynahe ganz ruhen, und selbst die thierischen Verrichtungen einen langsamen Gang nehmen: so scheint der vornehmste Nutzen der Träume in physiologischer Rücksicht darinn zu bestehen, daß die Traumvorstellungen, insbesondere die lebhafteren, die halb todten Organe erwecken, die Absonderung der Säfte, welche mit der Gesundheit der Maschine zusammenhänget, befördern, den Kreißlauf derselben beschleunigen, mit einem Worte die thierische Maschine von einem gänzlichen Stillstand, an welchen der tiefe Schlaf gränzt, bewahren. *) — Einer der beträchtlichsten Vortheile der Träume, welcher sich auf den Körper und die Seele erstreckt, mag wohl folgender seyn. Es ist bekannt, daß Leute, welche sich anhaltend mit den nämlichen Gegenständen beschäftigen, und von unangenehmen Vorstellungen, die so wohl den Körper als die Seele ermüden,

*) Kants Kritik der Urtheilskraft. S. 298.

täglich beunruhigt werden, öfterer Zerstreuungen und abwechselnder Geschäfte bedürfen, wenn ihre Kräfte nicht ganz erliegen sollen. Da nun die wenigsten, zumal solche, welche mit Unglück kämpfen, dieses Heilmittel wider die gänzliche Entkräftung brauchen können; so scheint ihnen das Träumen, wenn es mit angenehmen Vorstellungen begleitet wird, zur Erneuerung und Erhohlung ihrer Kräfte zu verhelfen. — Weil ferner aus der Erfahrung erhellet, daß den meisten Krankheiten, deren Stoff sich allmählig im Körper sammelt und entwickelt, schwere, unangenehme, mit besondern Modificationen verbundene Träume, welche ihren Grund eben in der kränklichen Beschaffenheit des Körpers haben, vorhergehen; so könnte man Träume dieser Art, als Zeichen unseres jedesmaligen Gesundheitszustandes betrachten, um durch dieselben auf die nähere Untersuchung der Beschaffenheit unsers Körpers geführt zu werden. — Vielleicht dürfte man hierdurch vielen schweren Krankheiten vorbeugen. Unter die psychologischen Vortheile der Träume rechnen einige: 1) das Vergnügen, welches manche Träume in uns veranlassen. 2) Die fortdaurende Uebung der Seele im Fühlen, Denken, Urtheilen ꝛc. 3) Die Vorbereitung des Gemüths zu allen möglichen Scenen und Ereignissen im wirklichen Leben. *)

Nun noch zum Beschluß etwas von der Bedeutung und Vorhersagung der Träume. Die Traumdeu-

*) Mauchart Repertorium für die Psychol. ꝛc. ꝛc. III. B. S. 298.

terey war von jeher bey alten abergläubischen Völkern eine beliebte Beschäftigung. Man richtete sich bey den wichtigsten Unternehmungen nach den Träumen, und verehrte die Personen, welche von der Deutung derselben Profession machten. — Einige Träume hielt man für göttliche Offenbarungen, und befolgte ihren vermeintlichen Sinn auf das pünctlichste, in welchem Falle sie freylich manchmal in Erfüllung giengen. Heut zu Tage erzählt man sich eine Menge Träume, in welchen die Begebenheiten, die sich nachher ereigneten, wie man sagt, umständlich angegeben wurden, und behauptet gerade zu, die Seele müsse ein besonderes Vermögen haben, das Zukünftige im Traume voraus zu sehen. Ohne mich hier in eine weitläuftige Untersuchung über die Vorhersehungsgabe der menschlichen Seele einzulassen, erinnere ich folgendes: 1) Die meisten dieser seynsollenden Vorhersehungsträume sind erst hinterher erzählt worden, nachdem die Begebenheit, welche im Traume dargestellt wurde, bereits vorgefallen war, und die einmal rege gemachte Neigung zum Wunderbaren verführt uns leicht, die nämlichen Umstände in der Traumscene zu finden, welche bey der Begebenheit vorkommen. 2) Viele Träume mögen zufälliger Weise eingetroffen seyn. Vergleicht man wenigstens die Anzahl der nicht erfüllten Träume mit der Anzahl derjenigen, welche der Sage nach in Erfüllung giengen, so wird die Behauptung, daß es vorhersagende, oder prophetische Träume gebe, sehr zweifelhaft. 3) Es ist unerklärbar, wie

sich die Vorhersehungsgabe der Seele in einem so vorzüglichen Grade äußern sollte, da wir im wachenden Zustande nichts von ihr wissen, und sie da am häufigsten vermissen, wo sie am nöthigsten wäre. Diese himmlische Gabe wäre auch (um mich der teleologischen Gegengründe zu bedienen) wenn sie sich blos in Traumvorstellungen und den sogenannten Ahndungen thätig erweisen sollte, sehr unzweckmäßig angebracht. Was diejenige Art der Traumdeuterey anbelangt, da man die Traumvorstellungen von zukünftigen Begebenheiten allegorisch auslegt, z. B. das Feuer, welches in einem Traume vorkommt, für den Vorboten von Verdruß und Zwistigkeiten hält; so ist diese Erklärungsart ungegründet, lächerlich und unstatthaft. — Auch hier wird man bemerken, daß die Anzahl der auf diese Art erklärten Träume, welche zufälligerweise in Erfüllung gehen, unendlich gering sey, folglich nie als ein Beweis aus der Induction für die Erfüllung der allegorisch erklärten Träume gelten könne.

Von der besten

Methode

die Taubstummen zu unterrichten.

Allen bisherigen Erfahrungen gemäß, scheint die Taubheit die häufigste, und beynahe die einzige Ursache der Stummheit zu seyn. Könnte man ein sicheres Mittel ausfindig machen, den Stummen das Gehör zu verschaffen, und sie für die articulirten Töne empfänglich zu machen; so würden sie durch die Nachahmung redender Menschen, und öftere Wiederholung der articulirten Töne zur Sprache gelangen.

Allein wir haben wenige Beyspiele aufzuweisen, daß die Taubgebohrnen, oder solche, welche das Gehör in der ersten Kindheit verlohren, durch medicinische Mittel, oder andere zufällige Ursachen den Gebrauch des Organs in dem Grade wieder erlangt hätten, daß sie der Sprache und des Unterrichts mittelst articulirter Töne wären fähig gemacht worden. —

Schon frühe dachten viele tiefsinnige Männer nach, wie man diesem Mangel abhelfen, den Taubstummen zu irgend einer Erkenntniß verhelfen, und sie dadurch zu nützlichen Gliedern der Gesellschaft, für welche sie sonst verlohren wären, machen könnte. — —

Die Kunst die Taubstummen zu unterrichten ist keineswegs neu. In dem XVI. Jahrhunderte schrieb Paul Bonnet, Constable bey dem Könige von Arragonien, eine ausführliche Abhandlung über diesen Gegenstand. Die Schrift führt den Titel: Reduction de las letras, y arte para enseñar a ablar los mudos. Madrid 1620. in 4to mit einem Kupfer, worauf das Alphabeth abgebildet ist. — Bonnet lehrt die Taubstummen die Tonsprache, gründet darauf die Schriftsprache, und erklärt durch Gebehrden und Abbildungen die Bedeutungen der Wörter.

Der Abbe de l'Epée und Heinicke haben aller Wahrscheinlichkeit nach, ihre Lehrmethode von ihm entlehnt; dieser, die Tonsprache, worauf Er so wie Bonnet die Schriftsprache gründet; jener, die Gebehrden und das Handalphabeth, wodurch er den Taubstummen die Bedeutung der Schrift erklärt, und ihnen die Anleitung giebt, ihre Vorstellungen und Gefühle unmittelbar mit den Schriftzügen zu verbinden, so daß sie bey dem Anblick derselben die dadurch bezeichnete Sachen denken lernen. Auf diese Art will er durch die Schrift den

Mangel der Tonsprache ersetzen. Allein die Gebehrdenzeichen sind ohne untergelegte Tonsprache weder zur schriftlichen Begriffentwickelung hinlänglich, noch für das gesellschaftliche Leben vortheilhaft; denn die Begriffe, welche der Taubstumme durch einen solchen einseitigen Unterricht erlangt, sind schwankend und von keiner Dauer. Sie verschwinden bald wieder, weil er außer den Gebehrden nichts hat, woran er sie heften könnte, und wodurch er in den Stand gesetzt würde, sie ordentlich an einander zu reihen und zu verbinden. Eben so wenig kann er seine Gedanken durch die Schriftzeichen fest halten, und sie vor der Vergeßlichkeit verwahren. Denn die Schrift gründet sich auf articulirte Töne, ist nur auf dem Papiere denkbar, und eine Reihe gedruckter oder geschriebener Wörter kann, ohne untergelegte Articulation, in der Abwesenheit nicht gedacht werden. Auch kann den Hörenden die Schriftsprache des Taubstummen wenig nutzen, weil er zur Erklärung derselben noch der Gebehrdenzeichen bedarf, die nur er und seine Lehrer verstehen.

Hieraus erhellet die Nothwendigkeit, den Unterricht der Taubstummen in der Schriftsprache auf die Tonsprache zu gründen, und die Gebehrdenzeichen nur als ein untergeordnetes Mittel zur Begriffentwicklung und Anerkennung der Bedeutung der Wörter zu gebrauchen.

Diese Verfahrungsart zeichnet die Natur der Taubstummen selbst vor. Jede heftige Empfindung der Freude und des Schmerzens, ja so gar Vorstellungen drucken sie nicht blos durch Gebehrden, sondern mit unarticulirten Tönen aus. Da nun der Gehörssinn ihnen fehlt, so können diese unarticulirten Laute nicht anders als durch ein vermittelst der Tonschwingungen in den Sprachorganen erzeugtes Gefühl hervorgebracht werden. Bey dem tönenden Ausdrucke einer Empfindung oder einer Vorstellung entsteht in ihren Sprachwerkzeugen eine Erschütterung, die sich zitternd dem Gehirne mittheilt, obgleich das äußere Ohr zum Hören unbrauchbar ist.

Dieses durch die Tonschwingungen erzeugte Gefühl in den Sprachorganen der Taubstummen muß bey dem Unterrichte in der Tonsprache zum Grunde gelegt werden. Und wenn ein Lehrer für Taubstumme die Tonsprache gründlich kennt, die zur Hervorbringung eines jeden Lautes erforderliche Organen, ihre Lage und Bewegung dem taubstummen Zöglinge fühlbar zu machen weiß, und ihm die Articulations-Formen zur Anschauung und Nachahmung darstellen kann; so ist es leicht, diese Tonschwingungen in den Sprachorganen und das dadurch erzeugte Gefühl an die Stelle des Gehörs zu setzen, und den Taubstummen anzuweisen, wie er die Articulations-Formen nach seinen Empfindungen in den Sprachorganen mit seinen Begriffen und Vorstellungshandlungen verknüpfen soll. Durch die articulirte Spra-

che werden die Taubstummen entstummt; ihre Begriffe entwickeln sich immer mehr und mehr; sie fangen an, in Tönen zu denken, und so entsteht durch Uebung im Sprechen und Lesen nach und nach eine regelmäßige articulirte Denkart, die sie zeitlebens behalten. Sie bringen es endlich dahin, daß sie andern Menschen ihre Gedanken und Empfindungen mündlich mittheilen können.

Im k. k. Taubstummen-Institute zu Wien werden die taubstummen Zöglinge nach dieser Lehrart mit dem besten Erfolge unterrichtet. Mehrere Zöglinge können deutlich und mit Fertigkeit sprechen und lesen. Der Director dieser menschenfreundlichen Anstalt arbeitet an einer ausführlichen Beschreibung der Methode, Taubstumme im Sprechen zu unterrichten, zu deren baldiger öffentlichen Bekanntmachung grosse Hoffnung ist.

Anthropologisch-psychologische Thatsachen.

I. Beyträge zur Naturgeschichte des Menschen.

I. Auszug eines Schreibens aus Siebenbürgen über einen ohnweit Kronstadt in einem Walde gefundenen wilden Menschen.

Hier haben Sie die Nachricht von dem Wilden, der vor einigen Jahren in einem Walde auf der siebenbürgisch-wallachischen Gränze gefunden, und nach Kronstadt gebracht wurde, woselbst er im Jahre 1784. noch am Leben war. Auf welche Weise dieser Arme in den Wald gerathen, ob er in der Jugend seinen Aeltern entlaufen, oder von einer unglücklichen Mutter im Walde selbst geboren wurde, darüber konnte ich nichts erfahren. Man muß daher das Factum, wie es ist, in der traurigen Gallerie der Gemählde dieser Art aufbewahren.

Der unglückliche Mensch war männlichen Geschlechts, und von mittelmäßiger Größe. Er hatte einen äußerst verwilderten Blick. Seine Augen lagen tief in dem Kopfe, und rollten in wilder Bewegung umher. Die Stirne war stark einwärts gebogen, und die Haare von aschgraulicher Farbe, in die Stirne herunter gewachsen, kurz und struppigt. Er hatte starke Augenbraunen, welche weit über die Augen hervorragten, und eine kleine, plattgedruckte Nase. Der Hals schien aufgedunsen, und in der Gegend der Luftröhre kropfartig dick. Der Mund, den er beständig halb offen hielt, und durch welchen er schnaufend den Athem einzog, stund etwas hervor. Die Zunge war beynahe unbeweglich, und die Backen mehr eingefallen, als voll, und wie das übrige Gesicht, mit einer gelblicht schmutzigen Haut überzogen. Man fühlte es beym ersten Anblick dieses Gesichtes, aus welchem Wildheit und thierisches Wesen hervorleuchtete, daß es keinem vernünftigen Geschöpfe angehöre; ein neuer Beweis für die Bemerkung, welche man auch in Tollhäusern bestättigt findet, daß jenes eigenthümliche Gepräge, welches die Vernunft der menschlichen Bildung aufdrückt, bey allen denjenigen Personen mehr oder weniger vermißt werde, welchen der Vernunftgebrauch in höherem oder geringerem Grade versagt ist. Der übrige Körper des Wilden, besonders der Rücken und die Brust waren stark behaart; die Muskeln an Arm und Beinen stärker und sichtbarer, als bey gewöhnlichen Menschen;

die Hände callös (welches vermuthlich von dem verschiedenen Gebrauche derselben herrührte) und die Haut durchgängig so schmutzig gelb und dick, wie am Gesichte. An den Fingern hatte er sehr lange Nägel und an den Ellenbogen und Knien dichte, knotenartige Verhärtungen. Die Fußzehen waren länger, als bey gewöhnlichen Menschen. Er gieng zwar aufrecht, aber etwas schwerfällig: es schien, als ob er sich von einem Fuße auf den andern würfe. Kopf und Brust trug er vorwärts, welches, wie ich vermuthe, daher zu erklären ist, weil er im Walde sich auf allen Vieren fortzubewegen gewohnt war. Er gieng baarfuß, und konnte schlechterdings keine Schuhe an den Füßen leiden. Die Sprache, selbst jede Spur eines articulirten Tones, mangelte ihm ganz. Was er hören ließ, war ein unverständliches Gebrumme, welches sich dann äusserte, wenn ihn sein Begleiter vor sich her trieb; und dieses Gebrumme gieng in ein Geheul über, wenn er eines Waldes, oder eines Baumes ansichtig wurde. Er schien dadurch seine Begierde nach seinem gewohnten Aufenthalt ausdrücken zu wollen; denn als er einmal auf meinem Zimmer war, wo man die Aussicht nach einem Berge hat, der mit mehreren Baumgärten bepflanzt ist, fieng er bey dem Anblick der Bäume jämmerlich an zu heulen. — Von Vernunft waren wenige Spuren bey ihm anzutreffen. Er bezeigte für keine Sache Aufmerksamkeit. Man mochte ihm zeigen, was man wollte, so wurde man mit einem gleichgültigen

Blicke abgefertigt. Weder ein menschliches Wort, noch was immer für eine Miene oder Gebehrde war ihm verständlich. Man konnte lachen, oder sich zornig stellen, er blieb unbewegt, und verrieth auch nicht die mindeste Fertigkeit, wie dergleichen doch an mehreren wild gefundenen Menschen, besonders an dem Mädchen, von welchem Condamine in seiner Histoire d'une jeune fille lauvage Nachricht giebt, beobachtet wurden. Selbst die bey den wildesten Völkern, und schon an kleinen Kindern sichtbare Neigung nach Gegenständen, welche in die Sinne fallen, war an ihm nicht bemerkbar. Er strebte, als ich ihn das erstemal sah, durchaus nach keinem Eigenthum. Wahrscheinlich war die völlige Ungewohnheit seines neuen Zustandes, und die Sehnsucht nach seinem vorigen Aufenthalt, die er bey dem Anblick eines Gartens, oder eines Waldes so sichtbar zeigte, Schuld daran. Daher erkläre ich es auch, warum er anfänglich bey dem Anblick eines Weibes nicht die geringste Regung bezeigte. *) Als ich ihn aber nach Verlauf von drey Jahren wieder sah, hatte seine Apathie in diesem Puncte aufgehört. So-

*) Der wilde Peter, welcher im Jahr 1724. bey Hameln gefangen worden ist, und im J. 1785. starb, bezeigte durchgehends einen Widerwillen gegen das andere Geschlecht, und die Frauenzimmer, welche sich ihm näherten, stieß er mit Händen und Füssen von sich weg. Siehe das Magazin für das neueste aus der Naturgeschichte und Physik. IV. B. III. St. S. 96.

bald er ein Frauenzimmer bemerkte, brach er in ein heftiges Freudengeschrey aus, und suchte seine rege gewordene Begierde auch durch Gebehrden auszudrücken. So wenig Neigung er aber, als ich ihn das erstemal sah, für etwas hatte, so wenig Abneigung bemerkte man an ihm gegen etwas, solche Empfindungen ausgenommen, die er bereits gehabt hatte. Bey keiner Sache, welche andern Menschen Furcht einflößt, ahndete er eine Gefahr. Nur, wenn er einen widrigen Eindruck erhalten hatte, bezeigte er Abneigung gegen die Sache, welche ihm die unangenehme Empfindung verursachte. Mit einer Stecknadel, die man ihm in die Haut stieß, konnte er zum Laufen gebracht werden: aber ein bloßer Degen, den man auf seine Brust, oder über seinen Kopf hielt, jagte ihm keine Furcht ein. Uebrigens bemerkte ich an ihm keine Menschenscheue, welche man sonst an Personen seiner Art wahrnimmt. Bey dem Anblick mehrerer Menschen, blieb er eben so unempfindlich, als ob er allein wäre. Kein Ton eines musikalischen Instruments rührte ihn: nur beym Trommelschlag schien er furchtsam zu werden, und suchte sich zu entfernen. — Leidenschaften äußerte er, ausser der Sehnsucht nach seinem vorigen Aufenthalte keine, und diese wurde zulezt durch die Gewohnheit vermindert. Doch zeigte er Zorn und Unwillen, wenn er Hunger und Durst fühlte, und würde in diesem Falle wohl selbst einen Menschen angepackt haben, so wenig er sonst ihnen, oder irgend einem an-

dern Thiere gefährlich war. — Auſſer der urſprünglichen Menſchengeſtalt, welche übrigens in dieſem Zuſtande der Verwilderung einen demüthigenden Anblick gewährte, und auſſer dem aufrechten Gange vermißte man an ihm alle jene charakteriſtiſchen Züge, wodurch ſich der Menſch vor den übrigen Thieren auszeichnet: vielmehr war es eine erbarmungswürdige Scene, dieſes unbehülfliche Geſchöpf zu ſehen, wie es vor ſeinem Treiber brummend und wild herumblickend einher wankte, und mit ſtumpfer Unempfindlichkeit gegen alles, was ihm vorkam, ſich nach dem Aufenthalt der Raubthiere ſehnte. Um dieſem heftigen Triebe Einhalt zu thun, wurde er anfänglich, ſobald er vor die Stadtthore kam, und ſich den Gärten, die er für Wälder hielt, näherte, mit Stricken gebunden, und von mehreren Perſonen begleitet, weil er ſich ſonſt mit Gewalt losgeriſſen hätte, und ſeinem vorigen Aufenthalte im Walde zugelaufen wäre. Seine Speiſen waren anfänglich nichts, als allerhand Baumblätter, Gras, Wurzeln, und rohes Fleiſch. Erſt nach und nach gewöhnte er ſich an gekochte Speiſen, und nach der Ausſage desjenigen, bey welchem er wohnte, ſoll ein ganzes halbes Jahr verfloßen ſeyn, bis er gekochte Speiſen eßen lernte: dann milderte ſich aber die thieriſche Wildheit merklich. —

Das Alter deſſelben vermag ich nicht mit Gewißheit anzugeben: dem äußern Anſehen nach mochte er drey-

bis fünf und zwanzig Jahre haben. Die Sprache erlernte er vermuthlich niemals. Als ich ihn nach drey Jahren wieder sah, fand ich ihn noch immer sprachlos, obgleich in vielen Stücken merklich verändert. Seine Miene verrieth noch immer etwas thierisches, war aber ungleich sanfter geworden. Sein Blick hatte die vorige Wildheit verlohren; sein Gang war fester und ordentlicher. Die Begierde nach Speise, welche er nun von allen Gattungen, besonders Hülsenfrüchte liebte, gab er durch unverständliche Töne zu verstehen, und bezeigte eine sichtbare Zufriedenheit, wenn man ihm etwas zu Eßen brachte, bediente sich auch wohl des Löffels. Selbst an den Gebrauch der Schuhe, und der übrigen Kleider hatte er sich gewöhnen gelernt: war aber unbekümmert, wenn sie auch noch so sehr zerrissen waren. Nach und nach fand er auch seine Wohnung ohne Führer; das einzige Geschäfte, wozu man ihn brauchen konnte, bestand darinn, daß er einen Krug, den man ihm in die Hand gab, bey dem Brunnen mit Wasser anfüllte, und wieder nach Hause brachte. Dies war der einzige Dienst, welchen er seinem Ernährer zu leisten vermochte. Uebrigens wußte er für seine Nahrung auch dadurch zu sorgen, daß er die Häuser fleißig besuchte, wo man ihm etwas zu eßen gegeben hatte. — Der Trieb der Nachahmung zeigte sich auch in vielen Stücken; doch machte nichts einen bleibenden Eindruck auf ihn, und hatte er auch eine Sache mehrmals nachgeahmt, so vergaß er sie doch bald wieder, wenn man die Gewohnheit aus-

nimmt, welche mit seinen natürlichen Bedürfnißen, dem Eßen, Trinken, Schlaf u. s. w. in einem nähern Zusammenhange standen. Durch diese geleitet fand er des Abends sein Lager, und des Mittags die Häuser, wo er Nahrung zu erwarten hatte. Den Werth des Geldes lernte er nie kennen. Er nahm es zwar an, aber in der Absicht, um damit zu spielen, und machte sich auch nichts daraus, wenn er es wieder verlor. Ueberhaupt glich er in allen Stücken einem Kinde, dessen Fähigkeiten sich zu entwickeln beginnen, nur mit dem Unterschiede, daß er — der Sprache unfähig — keine Fortschritte in dieser Entwicklung machen konnte, sondern stets auf derselben niederen Stufe stehen blieb. Auch darinn hatte er mit einem Kinde Aehnlichkeit, daß er alles, was man ihm zeigte, begaffte, aber mit kalter Gedankenlosigkeit, seinen Blick von demjenigen, was er begafft hatte, auf etwas Neues hinwandte. Wenn man ihm einen Spiegel vorhielt, suchte er das Bild, welches er sah, hinter dem Spiegel auf; war aber ganz gleichgültig, wenn er dasselbe nicht mehr fand, und den Spiegel aus dem Auge verlor. Der Ton musikalischer Instrumente schien ihn jetzt zwar etwas zu rühren: aber es war eine flüchtige Rührung, die keinen Eindruck hinterließ. Als ich ihn in meinem Zimmer vor das Klavier führte, hörte er die Töne mit einem scheinbaren Vergnügen an, traute sich aber nicht eine Taste anzurühren, und bezeigte eine große Furcht, als ich ihn dazü zwingen wollte. Seit dem Jahr 1784

in welchem ich Kronstadt verließ, hatte ich keine Gelegenheit weitere Nachrichten von demselben einzuziehen.

II. Auszug eines Schreibens aus Zips in Ungarn vom 11. Oct. 1793, eine ähnliche Geschichte eines halb-verwilderten Menschen betreffend.

Ich theile Ihnen mit Vergnügen dasjenige mit, was mir von der Geschichte des nunmehr in meinem Hause wohnenden halbwilden Menschen Tomko bekannt ist, und was ich täglich von ihm selbst beobachte. — Ich fand ihn in dem Bade zu Reischenbach im Zipser Komitat an der Gallizischen Gränze. Er war den Leuten in der dortigen Gegend nicht unbekannt. Den Sommer über wohnte er im Walde, in den daselbst befindlichen Meyereyen und nährte sich von Wurzeln und von rohem Fleisch. Des Winters hielt er sich meistens in den Dörfern auf, wo ein Stall, ein Schupfen, und zuweilen die Hütte eines barmherzigen Bauers seine Herberge war. Als ich ihn zum erstenmahle sah, war ein langes Hemd seine einzige Kleidung. Die ganze Figur dieses Unglücklichen ist sonderbar Er hat einen ziemlich großen Kopf, eine weite, zurückgedrückte Stirne, starkes krauses Haar, kleine, tief liegende, funkelnde Augen, eine breite platte Nase, einen weiten Mund, in welchem gleichwohl eine äußerst lange Zunge kaum Platz zu haben scheint, einen rothen Bart, eine weib-

lich gebildete Bruſt, einen herabhangenden Bauch, und ſehr übel geformte Beine. Die Farbe ſeines Geſichts und ſeines ganzen Körpers iſt braun. Jetzt mag er ohngefähr 30 Jahre alt ſeyn: aber ſeine ſchwache Konſtitution, und ſeine ſchlechte Lunge verſprechen ihm kein langes Leben. Bey der erſten Bekanntſchaft umgaben ſeinen Hals ein Duzend Kröpfe, die ſich nach der Zeit verloren. Er konnte nichts ſprechen, als die Sylbe Ham, wobey er wie die Hunde, wenn ſie nach etwas ſchnappen, eine Bewegung mit dem Kopfe vorwärts machte. Durch dieſe Gebehrde drückte er ſeinen Hunger aus. Er aß und trank zu jeder Zeit alles, was man ihm darreichte, verzehrte ſogar die rohen Eingeweide der Thiere, die man aus der Küche warf, und trank Urin, wenn er welchen in die Hände bekam. — In dieſem verwilderten Zuſtand äußerte er Merkmahle eines guten Herzens, und neigte ſich tief, wenn man ihm etwas zu eßen gab, welches beßer ſchmeckte, als ſeine gewöhnliche Koſt. Neckten ihn die Kinder, ſo ſchrie er, verfolgte ſie, hob Steine auf, um nach ihnen zu werfen: that es aber niemals, ſondern vertauſchte dieſelben mit einem Erdſchollen, den er ſeinem Verfolger nachſchleuderte. So lange die Badezeit dauerte, fand er ſich fleißig bey mir ein. Als ich Anſtalten zur Abreiſe traf, war er gegenwärtig, ſetzte ſich in einen Winkel und fieng an zu weinen. Ich beſchloß ihn daher mitzunehmen, und ſuchte ihm mein Vorhaben durch Mienen begreiflich zu machen. Ob er mich verſtand, weiß

ich nicht. Er ließ sich geduldig auf den Wagen packen: begann aber, als derselbe fortfuhr, jämmerlich zu heulen und zu schreien, und konnte erst nach vieler Mühe besänftiget werden. — Seit dieser Zeit ist er immer in meinem Hause, wo er sich durch ein gutmüthiges Betragen, die Neigung aller Personen erworben hat. Es war mir interessant den stuffenweisen Ganz seiner Ausbildung zu beobachten. Sein Zustand war nichts weniger als Narrheit oder Wahnsinn, sondern aus Vernachläßigung entstandene Wildheit. Es scheint auch, daß er einstens unter Menschen gelebt habe. Das Vergnügen beym Empfang einer Gabe, und die Gefühle von Dankbarkeiten, welche man an ihm bemerkte, verriethen dieses deutlich. Erst fieng er an die Gebehrden anderer, dann die Sprache zu verstehen: endlich lernte er selbst slowakisch sprechen, oder bildete sich vielmehr eine eigene Sprache, die er zum Theil noch jetzt beybehält. So nennt er das Brennen, ein Sausen, jeden der einen Zopf trägt, einen Soldaten, und den Schnee Simon und Judas, weil es um diese Zeit bey uns gewöhnlich zu schneyen anfängt. — Er konnte nie zählen lernen, und hat auch keinen Begriff von irgend einer Zahl, ob er gleich weis, wenn ihm eines von den Kälbern, die er hütet, abgeht. Alles, was Zahl ist, benennt er mit eins, fünf, oder acht. Des Religionsunterrichtes wurde er nie fähig gefunden, nicht einmahl ein Gebet konnte er auswendig lernen. Doch besucht er fleißig die katholische Kirche, besprengt

sich nach dem Beyspiel anderer mit Weihwasser, und weis auch zum voraus, wenn der Sonntag kommen soll. — Sucht man ihm etwas beyzubringen, was er schwer begreift, so wird er ungeduldig, zerstreut, und läuft davon. Eine Mütze oder eine Tasche, die er umhängen kann, machen ihm außerordentliche Freude. Aus jedem Stück Tuch, welches er bekömmt, macht er sich Mützen und Taschen, und hat deren zuweilen drey bis vier übereinander auf dem Kopfe, und an der Seite. — Sein Geschäfte ist, Briefe und Zeitungen, von der Post abzuhohlen, Holz zu tragen, und das Vieh zu hüten. Er ist sehr eifrig und pünctlich in diesen kleinen Arbeiten, zeigt überhaupt eine große Treue und Anhänglichkeit gegen seine Wohlthäter. Mich nennt er seinen Trost. — Wenn er in Zorn geräth, verändert sich seine Physiognomie; der Körper bekömmt konvulsivische Bewegungen: er fängt ein gräßliches Geschrey an, und wiederholt immer eben dieselben Schimpfworte. Doch schadet er niemanden, und macht er auch Miene diejenigen anzufallen, welche ihn gereizt haben, so drückt er die Augen zu, und streckt die Zunge heraus. Sein Gesicht verändert sich, nach dem jedesmaligen Gemüthszustand, in welchem er sich befindet: und jede Leidenschaft, Zorn, Freude, Traurigkeit, Furcht, Besorgniß u. s. w. drücken sich kenntlich darauf ab. Die Freyheit liebt er außerordentlich: Feßeln sind für ihn die fürchterlichste Strafe. Er geräth in Wuth, sobald er solche erblickt: und hat man ihn gefeßelt, so ist er

der verzagteste Mensch. Er scheint keine Anfechtungen der Wollust zu haben, ob sich gleich die Mannbarkeit bey ihm äußert. Als er einst auf dem Felde die Schafe hütete, wollte ihn eine Magd verführen. Er erzählte es nachmals mit vielem Eckel und Widerwillen. Seine Sprache ist gebrochen, stotternd, und selbst denjenigen, die beständig um ihn sind, nicht immer verständlich. Wein und Brandwein trinkt er nicht, seitdem er sich berauscht hatte, und darauf krank geworden war. An Waschen und Reinlichkeit ist er durchaus nicht zu gewöhnen, doch leidet er kein Ungeziefer. Man läßt ihn allenthalben frey umher gehen: zu Mittagszeit findet er sich gewöhnlich im Speisezimmer ein, wo er seinen Platz am Ofen nimmt. Er versteht alles, so gar was deutsch gesprochen wird, mischt sich in das Gespräch, und giebt oft die paßendsten Antworten. Gegen viele Menschen bezeigt er Antipathie. Andere liebt er beym ersten Anblick. Die erste geht so weit, daß er gewissen Menschen auf der Strasse ausweicht, und zuweilen durch den ziemlich tiefen Fluß Poprad geht, nur um manchen Personen nicht zu begegnen. — Uebrigens scheint dieser Mensch vollkommen glücklich zu seyn, in wie ferne nämlich das Glück von sinnlicher Behaglichkeit abhängt. Rousseau sollte ihn gesehen und beobachtet haben! Wie beneidungswerth hätte uns seine feurige Phantasie das Schicksal dieses Zöglings der Natur geschildert! —

II. Einfluß der Musik auf die Nerven und Gemüthsstimmung.

1.

Ein alter Mann in * * lag an der Entkräftung seines Körpers darnieder. Da er ein leidenschaftlicher Liebhaber der Musik war: so schaften ihm seine Freunde durch ein Concert, welches sie auf seinen Zimmer gaben, die beste und angenehmste Unterhaltung. Eines Tages, als sie sich in dieser Absicht bey ihm versammelt hatten, gerieth er auf den Einfall, ihnen mit dem Triangel zu accompagniren. Er sprang aus dem Bette und schlug an sein Lieblingsinstrument mit einer zunehmenden Geschwindigkeit. Endlich, da seine Entzückung den stärksten Grad erreicht und das Nervensystem desselben gleichsam die höchste Spannung erhalten hatte, fiel er nieder und starb.

2.

Wunderbare Wirkung der Harmonika.

Man weiß, daß die durchdringenden Töne der Harmonika nervenschwache Personen stark angreifen. Aber selbst Personen von einem festern Nervensysteme, werden dadurch sehr erschüttert. Ein junger Mann von einer

starken körperlichen Constitution, der eben keine allzureitzbare Nerven hatte, fiel in Ohnmachten, als er zum erstenmahl die Harmonika hörte. Unter den Zuhörern waren mehrere Personen und selbst Frauenzimmer von äusserst reitzbaren Nerven, auf welche die Töne des Instruments keinen so gewaltsamen Eindruck machten. In welchem Verhältnisse stunden dieselben zu den Nerven dieses Mannes, und warum brachten Eindrücke anderer Art in ihm keine so heftige Wirkung hervor?

III. Einige sonderbare anthropologische Erscheinungen.

1.

Durch eine Kopfwunde gehobene Dummheit.

Ein junger Mensch, von Natur dumm und einfältig, schlug sich vor einigen Jahren die Hirnschale ein. Die beygebrachte Wunde hatte auf die Seelenfähigkeiten desselben einen merkwürdigen Einfluß. Nach der Genesung wurde er lebhafter, witziger und scharfsinniger, und seine gesammten Geisteskräfte schienen an Vollkommenheit zuzunehmen.

Einen diesem in etwas ähnlichen Fall erzählt Olof Acrell in den chirurgischen Vorfällen, Band I.

der deutschen Uebersetzung. S. 7. „Ein Dienstbursche, 14 Jahr alt, war durch ein Windspiel am Kopfe so beschädigt, daß mehrere Stücke der Hirnschale losgebrochen waren. — Innerhalb 16 Wochen war er ganz hergestellt. Aber eine wider seine Gewohnheit entstandene Neigung zum Stehlen war die Folge der Zerrüttung des Gehirns. Er wurde wegen mehrerer dergleichen Vergehungen ins Gefängniß gebracht, auf die gewiß denselben gemäße körperlichen Strafen gefolgt wären, woferne ich nicht auf die Aufforderung des Swarhofgerichts, die Gelegenheit erhalten hätte, ihn für blödsinnig zu erklären." (Halleri phys. Tom. IV. p, 294.)

2.

Durch einen Säbelhieb geheiltes Stottern.

Ein Officier, dessen Nahmen ich verschweige, stotterte in einem solchen Grade, daß er beynahe keine vernehmliche Sylbe aussprechen konnte. In dem letzten Türkenkriege erhielt er einen Säbelhieb, welcher den Hals, zum Theil auch das Kinn traff. Man heilte die Wunde, und von der Zeit an spricht er fliessend und deutlich, ohne anzustossen.

3.

Das Vermögen bey der Lähmung der Zunge, einige Worte aussprechen zu können.

Ein Mann in einen Alter von dreyßig und etlichen Jahren, ist seit geraumer Zeit an der Zunge gelähmt, vermag aber das slawische Wort Susa (Susanna) vollkommen deutlich aussprechen. —

Ein anderer erschrack bey der Entstehung einer heftigen Feuersbrunst und konnte von der Zeit an keine andere Worte aussprechen, als Bosche (Gott) und Jeschisch (Jesus). Vermuthlich sagte er dieselben in dem Augenblicke, da ihn der Schlag an der Zunge lähmte, und behielt daher auch in der Folge das Vermögen diese Worte auszusprechen. Die Ursache dieser Erscheinung liegt keineswegs in der Seele allein, wie der Umstand beweist, daß dergleichen Leute vieles verstehen, was sie nicht auszusprechen vermögen.

IV. Charakteristiken.

Charakteristik eines unruhigen Sonderlings.

1.

N. ist dreyßig Jahr alt, spricht deutsch, ungrisch, slawisch und lateinisch, und hat die sonderbare Sitte,

sich an keinem Ort lange aufhalten zu können. Er liebte dieses unstätte Herumirren bereits als Knabe, da er sich auf Schulen die ersten Kenntniße erwarb. Es ist beynahe keine Lehranstalt in Ungarn, die er nicht besucht hätte. So lange man ihn als einen Gast behandelt und bewirthet, spricht er ganz vernünftig; so bald er aber ermahnt wird, an einem Ort länger zu verweilen; so wird er fast rasend, und verflucht seine Feinde, die ihn an seinem Glücke hindern wollen. Auf seinen Reisen sucht er überall Beförderung; kaum hat er aber irgend ein Aemtchen erhalten, so denkt er schon an eine Veränderung, sucht sich von der Stelle, welche er bekleidet, loszumachen, und geht weiter. Seit dem Jahre 1785 war er Schullehrer in Mähren, Böhmen und Ungarn, Privatlehrer in Siebenbürgen, Canzelliſt und Comitatshayduk. Es muß ihm aber jede Lage misfallen, weil er sich bey der Uebernahme eines jeden Amts an einem bestimmten Orte aufhalten muß. Seine beständige und herrschende Neigung ist das Herumreisen. Ein Aufenthalt von 3 Tagen an einem Orte ist für ihn eine Ewigkeit. Der Trieb nach neuen Vorstellungen und neuen Ortsverhältnißen scheint bey ihm ganz ausgeartet zu seyn; wie dies der Fall bey jedem Triebe seyn kann. Unregelmäßige Beschäftigung und Zerstreuungssucht kann zur Begründung einer solchen Neigung vieles beytragen. Auf seinen Reisen schleppt er immer seine Schulbücher und Hefte mit. Seine gewöhnliche Marschroute ist folgende: Er geht aus dem Thurotzer Comitat, wo seine

Mutter wohnt, in die Trenschiner, Arver, Liptauer, und Zipser Gespannschaften, und wieder nach Hause, sezt dann seine Reise in den Trentschiner, Neutrauer und Preßburger Gespannschaften weiter fort, irrt jenseits der Donau herum, und kehrt wieder zurück. Fragt man ihn, wo er hin reise, so giebt er zur Antwort, er suche eine Condition. Er klagt nie über Mattigkeit von den vielen Reisen. Bey Unterredungen über die Religion spricht er am liebsten von den Eigenschaften Gottes. — Er trinkt gerne erhitzende Getränke, welche seine Phantasie noch mehr in eine unregelmäßige Thätigkeit versetzen mögen.

2.

Charakteristik eines geitzigen Mannes.

Georg P*** ein unbemittelter Edelmann scharrte sich allmählig durch den Wucher beträchtliche Reichthümer zusammen. Er lebte blos von seinen Schuldnern, die er fleißig zu besuchen pflegte, um bey ihnen zu eßen und zu trinken. Seinen Kindern versagte er beynahe alle Unterstützung, und bewirkte durch diese Kargheit, daß sie ihn öfters bestahlen. Nachdem er diese Entdeckung zufälliger Weise gemacht hatte, warf er den unversöhnlichsten Haß auf sie, und verabscheute insbesondere seinen Eidam, welcher den Kindern den Diebstahl erleichtert hatte. Bald darauf verfiel er in ein hitziges Fieber, welches ihm auch das Leben raubte. In dieser

Krankheit konnte man ihn kaum bereden, einen Seelsorger zu sich kommen zu lassen, weil er nicht glauben wollte, daß er sterben würde. Die Erfahrung lehrt, daß die Geitzigen am unwilligsten die Welt verlassen. — Der Seelsorger hatte vorläufig von dem Grolle, den der Alte gegen seine Kinder hegte, einen Wink erhalten, und fragte den Kranken, ob er seinen Beleidigern ihre Beleidigungen verzeihen wolle? Er bejahte diese Frage im allgemeinen; als sich aber der Seelsorger ins Detail einließ, und die Frage insbesondere auf die Kinder und den Eidam anwendete, schrie er ganz wüthend; Nein! diesen kann ich nicht vergeben. — So weit gieng der Haß wegen des entwendeten Geldes! Der Seelsorger war bey dieser Aeußerung nicht wenig betroffen. Er ließ den aufgebrachten Kranken eine Zeitlang in Ruhe, bis sich sein durch die Erinnerung an das entwandte Geld gereizter Zorn in etwas gelegt hatte. Nach einer Pause fragte er ihn: Sie müßen von ihren Kindern sehr beleidigt worden seyn, daß sie ihnen ihre Vergehungen nicht vergeben wollen. Ja wohl, antwortete der Geitzige, und das kann ich ihnen nicht vergessen! — Aber doch verzeihen? — In Ewigkeit nicht: und doch wollen Sie Verzeihung Ihrer Sünden von Gott erhalten? Der Seelsorger sezte noch manche andere Vorstellungen hinzu, und brachte den Geitzigen zum Stillschweigen. Da er aber bemerkte, daß weder religiöse Ermahnungen noch die Schrecken des nahen Todes bey demselben etwas aus-

zurichten vermochten, so suchte er ihm von Seiten seiner

Habsucht beyzukommen, um ihn auf diese Art zur Aussöhnung mit seinen Kindern zu bewegen, und erreichte auch wirklich seinen Endzweck. Er veranstaltete insgeheim, daß die Kinder herbey kamen, und ihren beleidigten Vater um Vergebung bathen. Wie sie der Alte erblickte, fuhr er sie mit den Worten an: Wollt ihr mir auch noch die lezte Stunde meines Lebens verbittern? Umsonst umfaßten sie seine Knie, umsonst küßten sie seine Hände, er blieb unerbittlich. — Der kluge Seelsorger bediente sich nun des ausgedachten Mittels. Er ergriff die Parthey des Vaters gegen die Kinder; stellte ihnen in seiner Gegenwart das Schändliche ihrer Handlung vor, und erklärte, daß der Vater vollkommen Recht habe, wenn er seinen Kindern die Sünden unbedingt nicht vergeben wolle. Ein Dieb müße den Schaden ersetzen und die Schuld bezahlen, wenn er die Vergebung seiner Verbrechen zu erhalten wünsche. Wenn sie also ihren Vater bestohlen hätten, so sey es billig, daß sie ihm das Gestohlene zurückbrächten oder ersetzten, und dann erst dürften sie auf die Verzeihung ihrer Vergehungen Ansprüche machen. Der Vorschlag gefiel dem Alten ungemein, man brachte ihm das gestohlne Geld zurück, wodurch seine Seele beruhigt wurde. Er söhnte sich, nachdem man seine Habsucht befriediget hatte, mit seinen Kindern aus, und starb den andern Tag darauf.

V. Beyträge zur Pathematologie.

1.

Der Tod als eine Folge der Traurigkeit.

Zu E . . in Ungarn starb ein zweyjähriges Kind, welches von seiner Mutter auf das zärtlichste geliebt wurde. Man ließ sie anfänglich nicht zu demselben, weil man um ihre Gesundheit besorgt war. Als sie aber, da das Kind begraben werden sollte, vor Traurigkeit beynahe außer sich war, erlaubte man ihr dasselbe zum leztenmahle zu sehen. Dies geschahe. Sie sahe die Leiche an, fiel zusammen und starb. Man erzählt, daß ihr das Herz geborsten seye. Da ich aber keine sichere Nachrichten habe, daß sie secirt wurde; so kann ich diesen Umstand nicht verbürgen.

2.

Der Tod als eine Folge der Freude.

Ein reiches Frauenzimmer in A . . verlor vor einigen Jahren ein Kästchen mit einer beträchtlichen Menge von Schmuck und andern Pretiosen, und war über diesen Verlust beynahe untröstlich. Das Kästchen wurde nach einiger Zeit gefunden, und der Besitzerin zurückgebracht. Sie gerieth darüber in Entzücken und starb eines plötzlichen Todes.

3.

Die Hundswuth als eine muthmaßliche Wirkung des Schreckens. *)

Am ersten Jäner 1793. gieng ein Weib in Ungarn bey einer Mühle vorbey, und wurde von einem Hunde in den untern Schenkel gebißen. Da man das Thier für wüthend hielt, so verlangte die Verwundete einen Wundarzt, welcher die Wunde scarificirte, eitern ließ, und der Patientin nach der bekannten Vorschrift den Maywurm gab. — Es zeigten sich keine Symptome der Wuth, die Wunde heilte wieder zu, und die Kranke blieb gegen drey Monathe gesund.

Am vierzehnten April gieng sie abermals bey der nämlichen Mühle vorbey, und wurde von mehreren Hunden unter einem entsetzlichen Gebelle, jedoch ohne beschädigt zu werden, angefallen. Sie erschrack darüber, kehrte voll Angst nach Hause zurück, und behielt diese Bestürzung noch an dem folgenden Tage.

Am sechszehnten April konnte sie schon kein Wasser mehr trinken, und es stellte sich im Munde, Halse und auf

*) Obgleich dieser Fall mehr in medicinischer, als anthropologischer Rücksicht beherziget zu werden verdient, so glaubte ich doch denselben hier eine schickliche Stelle anzuweisen.

D. H.

der Brust eine Trockenheit ein. Als sie der Arzt am zweyten Tag darauf besuchte, war sie noch bey Sinnen, und klagte über unaussprechlichen Durst und Brennen im Halse. Er ließ ihr das Wasser in einen blechernen Gefäße darreichen. Auf einmahl ward sie unruhig, ihre Brust gerieth in convulsivische Bewegungen, und da man ihr das Wasser, welches sie nicht sehen konnte, nahe zum Mund brachte, warf sie sich im Bette herum, und schlug mit den Händen um sich. Der Arzt behandelte sie nach den bewährtesten Methoden, allein sie starb an zwanzigsten April.

Dieser Fall scheint bemerkenswerth zu seyn, indem die Ursache der Krankheit bey den angeführten Umständen räthselhaft ist. — Die Patientin wurde nach dem Biß methodisch behandelt, und blieb $3\frac{1}{4}$ Monathe gesund. Vielleicht wurde das Gift durch die gebrauchten Mittel nicht ganz aus dem Körper getilgt, und wirkte demnach langsam fort. Vielleicht war das Gift örtlich, eine Zeitlang unwirksam und wurde erst durch den heftigen Schrecken in Wirksamkeit gesezt. —

Es ließe sich noch der Fall denken, daß der Affect für sich allein, ohne ein im Körper verborgenes Gift anzunehmen, die schreckliche Krankheit veranlaßt habe. Die Wasserscheu ist wie bekannt eine Nervenkrankheit, sie entstehet bisweilen in dem menschlichen Körper, ohne daß das specifische Gift eines tollen

Thiers demselben mitgetheilt werde. So erscheint sie hin und wieder, als ein Symptom im hitzigen Fieber. In unsern Falle mag der starke Eindruck auf die Nerven und auf die Einbildungskraft, nebst der Furcht vor dem schrecklichen Uebel, in dem Augenblicke als die Person gebißen wurde, in dem Körper eine Disposition zu der Krankheit veranlaßt haben. Gesezt aber, das Gift wäre in dem Körper verborgen geblieben, so ist es immer merkwürdig, daß die fürchterliche Aeußerung desselben, durch den heftigen Schrecken veranlaßt wurde.

4.

Jähzornigkeit, als die Folge eines Krankheitsstoffes im Körper.

Es lebte vor einigen Jahren in Oravitza ein Mann, bey welchen sich scharfe gallichte Materie in dem Unterleibe periodisch sammelte. So oft dieser Umstand bey ihm eintraff, ward er äußerst jähzornig, und gerieth wegen jeder Kleinigkeit in die heftigste Wuth. Während dieses Zornparoxismus trieb er beynahe alles aus dem Hause, und wäre im Stande gewesen jedem das Leben zu nehmen, der sich seinem Willen widersezt hätte. Hierauf erfolgte gewöhnlich ein Durchfall, wodurch er von der gallichten Krankheitsmaterie entledigt wurde. So wie das geschah, hörte jene unbän-

dige Jähzornigkeit auf, und er ward der sanfteste Mann von der Welt. So wie aber der Stoff seine Eingeweide aufs neue erfüllte, kamen die vorigen Zufälle wieder; bis die Natur das Uebel auf die besagte Art hob. —

Die mediciniſche Erfahrung lehrt, daß auch diejenigen Perſonen, welche an der Verſtopfung der goldenen Ader leiden, zum Zorn ſehr aufgelegt ſind; von dieſer Diſpoſition zur Jähzornigkeit aber befreyet werden, wenn dieſe zu fließen anfängt.

VI. Beyträge zur Anthropologiſchen Krankheits- und Heilkunde.

Beyſpiele von einigen Krankheiten der Einbildungskraft und ihrer Heilart.

1.

Ein junger Menſch erzählte mir folgenden Zuſtand, den ich Ihnen mittheile, wie er aus ſeiner Feder kömmt. Ich pflege gewöhnlich tief in die Nacht zu leſen. Ohngefähr vor einem halben Jahre, als ich zu Bette gieng, hatte ich die Empfindung, daß der Scheitel meines Kopfes in eine ungeheuere Größe ausgedehnt wurde. Es ſchien als ob mein Denken nicht da, wo es Statt hat, ſondern weit hinaus in den oberſten

Theil dieses dunkeln Raumes versezt wäre. Ob ich mir nun gleich des Gegentheils bewußt war, so konnte ich mich nicht enthalten, den Kopf mit beyden Händen umzufassen; so lebhaft war die Empfindung der Monstrosität, und der Ortveränderung meines Denkens. Der Zustand selbst war widrig, und mit einer geringen Neigung zum Erbrechen verbunden. Nachdem er etwa eine Viertelstunde unter allen Lagen des Körpers, welche ich im Bette genommen hatte, angehalten, und mir endlich unerträglich geworden war, verließ ich das Bette. Ich wusch mir die Stirne mit kalten Wasser, ohne sie abzutrocknen, und zog zu wiederholtenmahlen Wasser in die Nase hinauf. Nach wenigen Minuten verschwand das Spiel der Phantasie samt der Neigung zum Erbrechen. Diese dreymahl und immer um dieselbe Zeit, nach dem Nachtlesen wiederkehrende Empfindung machte mich auf die gelegenheitliche Ursache aufmerksam. Ich glaube sie in dem übermäßigen Genuße des Schnupftobaks, während des Nachtlesens entdeckt zu haben. Denn seit dem ich Abends denselben ganz bey Seite setze, hat sich diese widrige Empfindung nicht mehr eingefunden, ob ich gleich des Nachts noch immer die nämlichen oder Bücher ähnlichen Inhalts zu lesen pflege.

Dieser meiner eigenen Erfahrung zu Folge bin ich überzeugt, daß viele Menschen ihren Zustand wirklich so empfinden, wie sie ihn auszudrücken pflegen. Ich

kannte einen gelehrten Abbe, welcher eine Empfindung, die er im Kopfe zu haben vorgab, nicht anders begreiflich machen konnte, als durch die Vorstellung eines Fasses, welches sich immerwährend auf einer Treppe hinauf und herunter wälze. So versichert mich auch ein wahrheitsliebender Mann, der seit vielen Jahren ein Märtyrer der Gicht ist, daß ihm zuweilen seine Füsse schwindeln, oder wie er sich noch anders auszudrücken pflegt, daß der Schwindel seine Füsse befalle. Ein Zustand, der allemahl mit gichtischen Kopfschmerzen in der Stirngegend vergesellschaftet ist. Er empfindet einen Wirbel in seinen Füssen, und indem er während dieser Empfindung im Gehen begriffen ist, kommen die Füsse selten von der Stelle zu stehen, wohin sie der Wille bestimmt hat. Daher das Wanken, des auf diese Art aus dem Gleichgewichte gebrachten Körpers.

2.

Ein Rechnungsführer bey dem k. k. Regimente von N** machte durch die Auslassung einer Nulle in der Summirung der ihm anvertrauten Heuportionen einen Fehler, wodurch ein Deficit von hunderttausend Portionen entstand. Er verfiel über den Abgang dieser ungeheueren Summe in Tiefsinn und Melancholie, dachte an nichts anders, und sprach von nichts anderem, als von den abgängigen hunderttausend Heuportionen, und wies

beständig auf seine Stirne. Der Gemüthszustand desselben fieng an von Tage zu Tage bedenklicher zu werden. Einige seiner Freunde, welchen dieses hinterbracht wurde, besuchten ihn, und verlangten seine Rechnungen zu sehen, welche er immer in der Tasche trug, und erst nach vielem Zureden aus den Händen gab. Sie machten glücklicher Weise die Entdeckung, daß in dem Uebertrag eine Nulle zu viel wäre, legten ihm den Fehler vor Augen, und nachdem er denselben eingesehen hatte, schrie er ganz entzückt: Es ist wahr, und wurde in kurzer Zeit von seinem Tiefsinn geheilt.

3.

Ein Officier verfiel in die sonderbare Einbildung, daß er 5 Grillen in seinem Kopfe habe, und quälte sich mit dieser herrschenden Vorstellung so sehr, daß er auf keine Weise von derselben abzubringen war. Nachdem der Staabschirurgus L**, dem er als ein Kranker übergeben worden war, den Gang seiner Phantasie beobachtet hatte, bediente er sich eines psychologischen Mittels, den Grillenfänger zu curiren. Er ließ sich fünf Grillen fangen, und versprach dem Patienten die Grillen aus dem Kopfe heraus zu schneiden. An der Stelle, wo sich dieselben nach der Angabe des Patienten aufhalten sollten, machte der kluge Staabschirurgus eine kleine Incision, und ließ eine Grille nach der andern, als hätte er sie aus der Wunde herausgenommen, auf

den Teller herabfallen. Der Kranke versicherte sogleich eine Erleichterung zu verspüren, ward nach und nach hergestellt, und lebte einige Jahre gesund und zufrieden.

Einstens neckten ihn aber seine Kameraden wegen der ehemaligen Einbildung, und erzählten ihm, auf was für eine Art und Weise er von den vermeintlichen Grillen befreyet worden wäre. Sogleich ward er stutzig, fieng an von neuem über seine ehemaligen phantastischen Vorstellungen zu brüten, und verfiel in die heftigste Raserey, in welcher er endlich starb.

4.

Ein junges lebhaftes Mädchen, welches an Lebensbeschreibungen einsiedlerischer Mönche besonderes Vergnügen fand, kränkte auf einmal ihre Aeltern und Freunde mit der anhaltenden Klage, daß ein Todtenkopf in ihrem Kopfe sitze. Man gab sich alle Mühe, um sie von der Nichtigkeit dieser Einbildung zu überzeugen, ihre Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände zu lenken, und die fixirte Idee durch mannigfaltige Ergötzungen zu verwischen. Alles war vergebens. Das Mädchen saß da, wo seine Gespielinnen Freude fanden, traurig, still, gewöhnlich auf einen Gegenstand, starr hinsehend. So oft man es aus diesem Zustande zu bringen und aufzuheitern suchte, war die Antwort: Wie kann ich? Nehmt mir den Todtenkopf weg! Man rief endlich den

Arzt. Nachdem dieser von allem unterrichtet war, ließ er sich jene Bücher vorzeigen, welche das Mädchen zu seiner Lieblingslectüre gewählt hatte. Sie waren voll der Bilder, womit sich melancholische Einsiedler in finstern Höhlen betrachtungsvoll vor einem Todtenkopfe hingeworfen, zu beschäftigen pflegen. Der Arzt versprach sichere Heilung. Sogleich wurden jene Bücher ohne Wissen der Kranken auf immer verbannt, und dann fragte er sie um die beyläufige Größe und Farbe des Todtenkopfes, den sie in ihrem Kopfe trage. Gerade so sieht er aus — antwortete sie — wie in jenen Bildern, indem sie an den Ort hinzeigte, wo ihre Bücher standen. Der Arzt kam am Abend wieder, um sie, wie er sagte, zur Heilung vorzubereiten. Er befahl ihr diese Nacht mit bloßem Haupte zu Bette zu gehen, und gab ihr etwas Opium mit dem Beysatze, um die Operation, wodurch er Morgen früh den Todtenkopf aus ihrem Kopfe nehmen würde, während des Schlafes verrichten zu können. Der Arzt kam, und fand nach seinem Wunsche das Mädchen schlafend. Indem es erwachte, zeigte er ihr den Todtenkopf vor, den er von Bein verfertiget mit sich gebracht hatte, an Größe und Farbe der nämliche, wie es ihn angab: Er ists! er ists! rief es voll Erstaunen und weinte für Freude. Das Mädchen war von nun an hergestellt, wie es der Arzt versprochen hatte, ohne jemals seine Aeltern mit der Klage über einen Todtenkopf zu beunruhigen.

5.

In dem W**r Irrhause befand sich vor einigen Jahren ein Mahler, welcher sich einbildete, Fürst Schw***g zu seyn. Man wollte ihn durch Hunger von dieser Einbildung zurückbringen, allein das Mittel blieb ohne Wirkung. Endlich bemerkte einer der Aerzte, daß er sich bisweilen mit Zeichnen und Mahlen beschäftige, und versprach ihm die Entlassung aus dem Irrhause, wenn er alle daselbst befindlichen Narren abmahlen würde. Mit Freude begann der Kranke diese Arbeit, und wurde, ehe sie noch vollendet war, vollkommen hergestellt. Die fixirte Idee ward vermuthlich durch die neuen Vorstellungen, welche diese Beschäftigung veranlaßte, und die angestrengte Aufmerksamkeit auf die einzelnen Gegenstände verdunkelt. Die thätige Einbildungskraft bekam neue Nahrung und eine bestimmtere Richtung, und der Mann vergaß die fürstliche Würde. —

6.

Johann N. war eine Zeitlang dem unmäßigen Weintrinken ergeben, und konnte davon auf keine Art abgebracht werden. Im Monat Novemb. 1792 brauete er Bier, legte sich bey dieser Gelegenheit auf eine Bank nieder, die dem Feuer des flammenden Ofens gegenüber stund, und schlief ein. Mittlerweile fiel er von der Bank herunter, wachte plötzlich auf, erblickte das

grosse Feuer, welches in dem Ofen brannte, glaubte die Flamme zu sehen, welche die Rotte Chore, Datan und Abyron (Num. XVI.) verzehrt hatte, und fieng sogleich an zu rasen. Seine Raserey dauerte von 8 Uhr Abends die ganze Nacht hindurch. Des Morgens ließ das Uebel etwas nach. —

Man brachte den Seelsorger zu ihm, welchem er sein Unglück erzählte, und wiederhohlt betheuerte, daß er mit Chore, Datan und Abyron umkommen müsse, und keine Hoffnung habe jemals selig zu werden. Der Seelsorger behandelte den Kranken den besagten Umständen gemäß, und gab seinem Gespräche die Wendung, daß ihn der Kranke selbst fragen mußte, was er zu thun hätte, um dem schrecklichen Untergang zu entkommen. Diese Gelegenheit ergriff nun der Seelenarzt, um ihm die herrschende Vorstellung zu benehmen. Er erzählte ihm weitläuftig die Geschichte von Chore, Datan und Abyron, und suchte ihm begreiflich zu machen, daß Chore mit seiner Rotte deswegen verschlungen worden wäre, weil er sich wider die rechtmäßige Obrigkeit auflehnte, und keine Busse thun wollte. Der Kranke zitterte am ganzen Leibe während der Erzählung; und weil er in der heil. Schrift ziemlich bewandert war, so sahe er die Wahrscheinlichkeit der Rede seines Seelsorgers ein. Er gieng nach Hause, konnte aber nichts essen. Ein Beweis, wie mächtig die Einflüsse der Imagination auf den Körper und insbesondere auf das Verdauungssy-

stem wirken. Hierauf kehrte er wieder zum Seelsorger zurück, verlangte die Darreichung des heil. Abendmahls, und glaubte auf die Art Busse zu thun. Während dieser Zeit behandelte ihn auch ein Arzt. — Es wurde allmählig in seinem Kopfe heller. — Er empfieng das heil. Abendmahl, welches er sehnlichst wünschte, wurde nach und nach am Leib und Seele wieder gesund, und ließ jene herrschende Vorstellung ganz fahren.

7.

Geschichte eines vermeintlich vom Teufel Besessenen.

Ein Mensch von 36 Jahren, welcher für einen guten Hausvater und für den redlichsten Mann im ganzen Orte gehalten wurde, ergab sich mit einem Mahle dem Trunke, und war ein ganzes halbes Jahr hindurch beynahe täglich berauscht. Seine Phantasie durch das viele Trinken physisch erhitzt, beschäftigte sich mit der wahnsinnigen Vorstellung, daß ihn die Teufel unaufhörlich beunruhigen, und in seinen Ohren ihren Wohnsitz genommen hätten. So oft er allein war, sprach er mit seinen vermeintlichen Peinigern, gerieth zuweilen in einen lebhaften Streit mit ihnen, und verhielt sich nur dann ruhig, wenn er vom Rausche überwältigt, wie betäubt darnieder lag. So wie er sich erhohlte, beunruhigten ihn die Teufel aufs neue, zischten ihm

tausend unerlaubte Dinge in die Ohren, und verleiteten ihn zu vielen schändlichen Handlungen. Er fühlte sein Elend tief, und entdeckte dasselbe seiner Ehefrau, welcher er auch von dem Mittel die Nachricht gab, wodurch er von seinen Leiden befreyet zu werden glaube. Er sagte ihr nämlich, daß es ihm geträumt habe, eine Reise würde die Teufel aus seinen Ohren verbannen. Um diesen Traum in Erfüllung zu bringen, begab er sich auf einige Zeit zu seinem Bruder in Mähren. Auf dem Wege spielte ihn seine Phantasie die sonderbarsten Streiche. Die Teufel, welche sich seiner Ohren bemächtigt hatten, gaben ihm die schlimmsten Anschläge ein. Sie riethen ihm bald sich zu erhenken, und zeigten ihm die Bäume, an welchen er dieses am leichtesten thun könnte, bald sich ins Wasser zu stürzen, indem sie auf einer Brücke eine Stimme hören ließen, welche ihn dazu ermunterte. In dieser Verlegenheit kamen ihn einige Denksprüche aus der heil. Schrift, deren er sich erinnerte, wohl zu statten. Er kehrte glücklich nach Hause zurück, gab das Trinken auf, beschäftigte sich aber desto mehr mit seinen phantastischen Grillen. Die Angst und das Elend, welches ihm die Teufel seiner Einbildung nach verursachten, wurde immer größer und bedenklicher. — Er entdeckte nun seinen Zustand dem Seelsorger, der ihm nach einer vorläufigen Belehrung dem Arzte übergab. Man ließ ihm zur Ader, aber das Uebel hörte nicht auf. Der Satan ließ ihn, wie er sich ausdrückte, das Wort Gottes nicht mehr anhören.

An den Predigten fand er kein Wohlgefallen mehr, und die Ueberredungen des Teufels hießen ihn von den Lehren und Ermahnungen des Predigers abweichen. Oft, wenn die Predigt anfieng, mußte er die Kirche verlassen. Auch die Hausandacht konnte er nicht gehörig abwarten, und mußte dem Umgange und jeder Unterredung mit seinen Freunden entsagen, weil er wegen des Sausens, das der Satan in seinen Ohren verursachte, nichts vernehmen konnte. — Dieser, setzte er hinzu, erzählte ihm oft Dinge, welche er keinem Menschen offenbaren dürfe.

Die Kräfte dieses Unglücklichen nahmen allmählig ab. Im Jahr 1789 verließ er einmal den kirchlichen Gottesdienst, weil ihm der Teufel die Predigt nicht auszuhören erlaubte, kam wie verrückt nach Hause, warf sich in die Mitte seines Zimmers auf die Knie, und bethete in dieser Stellung von 9 Uhr Morgens den ganzen Tag und die folgende Nacht hindurch. Seine Stimme war ungewöhnlich laut, weil er sich bemühete, den Teufel, der in seinen Ohren lärmte, zu überschreyen, und wo möglich zum Stillschweigen zu bringen. Endlich stieg seine Verzweifelung auf das höchste. Er hielt den Zeitpunkt für gegenwärtig, in welchen ihn der Teufel, wie er sich auszudrücken pflegte, hohlen würde. Seine Freunde, Weib und Kinder mußten sich um ihn her lagern, und die ganze Nacht hindurch bethen und singen. — Der Seelsorger, welchen die Verstandeszer-

rüttung dieses Menschen im allgemeinen bekannt war, wurde in aller früh zu ihm geruffen. Unterwegs erzählte man ihm: Der Patient sey nicht von dem Orte, wo er knie, wegzubringen, weil er glaube, er müsse in die Hölle fahren, so bald er diesen Platz verlassen würde. Er sage zu den Umstehenden, daß er den heil. Geist nicht besäße, und keine Hoffnung zur Seligkeit habe; der Teufel wollte ihn erdrosseln, und in dieser Absicht habe er seine Ohren verlassen, und den Hals in Besitz genommen; zum Essen und Trinken habe er keine Lust, weil es die Teufel nicht zuließen u. s. w. — Der Seelsorger schickte sich in die Lage seines Patienten, nahm, sobald er in das Zimmer tratt, die Bibel in die Hand, und begrüßte den Patienten mit den Worten: Lobet den Herrn ihr Geister! Dieser sah ihn starr an, ohne etwas zu sprechen, weil die Teufel, welche in seinem Halse saßen, wie er sich später erklärte, ihm das Reden verwehrten. Der Seelsorger wiederhohlte den besagten Spruch, und foderte den Patienten auf, darauf zu antworten. Nach einer Weile sagte dieser: und Jesum seinen Sohn. An diese Worte hielt sich nun der Seelsorger, und zeigte ihm auf eine einleuchtende Art, daß niemand (nach 1. Corinth. 12. V. 3.) Jesum einen Herrn heißen könne, außer durch den heiligen Geist. Dieß machte den Patienten stutzig. Er ward hierdurch überzeugt, daß der heil. Geist noch bey ihm seyn müsse, und wiederhohlte die besagten Worte mehreremal hinter einander. Aber der Wahn, daß der Teu-

fel in seinem Halse stecke, und ihn zu erdrosseln suche, verließ ihn nicht ganz. Da keine Belehrung und vernünftige Vorstellung etwas half, nahm der Seelsorger seine Zuflucht zu einigen in die Augen fallenden Handlungen, welche die Einbildungskraft des Kranken beschäftigten. Er betastete den Hals desselben, segnete ihn ein, und fragte er, ob er irgend eine Erleichterung verspüre? Worauf er mit ja antwortete. Nach einiger Zeit stund er von dem Platz, auf welchem er bisher gekniet hatte, auf, setzte sich neben dem Seelsorger nieder, und hörte seinen Belehrungen und Ermahnungen aufmerksam zu. Nach einer Weile brachte man ihm eine Suppe, und der Seelsorger hieß ihn dieselbe austrinken; aber man konnte ihn nicht dazu bringen, ob er gleich zwey Tage weder gegessen noch getrunken, und daher an Kräften merklich abgenommen hatte. — Endlich ließ ihn der Seelsorger zu sich ins Haus kommen, und ihm ein gutes Mittagsmahl zurichten, nachdem er ihn vorläufig überzeugt hatte, daß der Teufel in einem Pfarrhofe keine Gewalt habe. Der Patient saß bey Tische neben dem Seelsorger, welcher alle Speisen einsegnete, und dem Seelenkranken darreichte. Dieser ließ sichs gut schmecken, und trank auch etwas von dem eingesegneten Wein. Man sprach bey Tische von den Teufeln, ihrer Macht, und von den Kindern Gottes, welche sie besiegen könnten. Der Kranke hielt sich den ganzen Tag bey dem Seelsorger auf, und betheuerte, der Teufel müsse in dem Wein gesteckt haben, welchen

er ehedem übermäßig getrunken hatte. Nach der Zeit erhohlte er sich, lebt itzt gesund und glücklich mit seiner Familie, meidet aber alle Gesellschaften, wo gezecht wird. —

Hätte der Seelsorger die phantastischen Vorstellungen des Kranken von den Teufeln unmittelbar angegriffen, und sie für das, was sie waren, für bloße Wirkungen einer zerrütteten Einbildungskraft ausgegeben: so hätte er seine Phantasie um desto mehr gereizt, und wäre bey dem Kranken um alles Zutrauen gekommen. In ähnlichen Fällen muß man einstweilen den Ausschweifungen der Phantasie nachgeben, und wenn die herrschende Vorstellung von der Art ist, daß der Kranke von ihr, oder von dem Gegenstande, auf welchen sie sich beziehet, befreyet zu werden wünscht, irgend ein Mittel ausfindig machen, von welchen der Patient hinlänglich überzeugt ist, daß es kräftig genug sey, die gewünschte Wirkung hervorzubringen. — Ueberdieß muß die Erinnerung der fixen Idee so viel möglich, verhüthet werden; und ist diese so beschaffen, daß sie durch die Umstände unvermeidlich erweckt wird; so muß man auch der Vorstellung von dem Gegenmittel die möglichste Lebhaftigkeit zu verschaffen suchen. Die Zerstreuungen, mit einem Worte alles wodurch die Seele einen Stoff zu neuen Vorstellungen erhält, und wodurch die gewohnte Reihe derselben Vorstellungen un-

terbrochen wird, thut hierbey die beßten Dienste, in dem dadurch die Aufmerksamkeit von der fixirten Idee abgezogen, und ihre Lebhaftigkeit allmählig gedämpft wird. Ist mit einer fixen Vorstellung der sehnlichste Wunsch verbunden, irgend einen Gegenstand zu besitzen, so hört das Uebel gewöhnlich auf, wenn der Kranke die gewünschte Sache erhält. So ward in England eine wahnsinnige Person, welche aus Liebe zum Esq. Stith verrückt wurde, durch die Vermählung mit demselben wiederhergestellt. — Am schwersten sind diejenigen Seelenkranken zu heilen, welche über religiösen oder wissenschaftlichen Gegenständen brüten, und solche gleichsam in sich verschlossen halten. Die vollständige Ausführung dieser Materie ist nicht dieses Orts.

8.

Etwas ähnlichen Inhalts.

Johann Kustra ein robuster Mann, war bey der Belagerung der Festung Belgrad gegenwärtig. Seine Nerven wurden durch das heftige Donnern der Kanonen, vielleicht auch durch die vielen Arbeiten, schlechte Kost, das ungesunde Clima ꝛc. geschwächt und zerrüttet. Nach seiner Rückkehr fand sich der besondere Umstand bey ihm ein, daß er unaufhörlich das schreckliche Gebrüll der Kanonen hörte. — Zu dieser Empfindung gesellten sich andere Schreckbilder; am Ende glaubte er

die bösen Geister zu sehen. Man ließ den Seelsorger zu ihm kommen, welcher von ihm mit tiefer Ehrfurcht und Schüchternheit empfangen wurde, die vielleicht der Glaube an Dämonen, und die Vorstellung von der Gegenwart eines Mannes, dessen Wichtigkeit bey diesen Umständen demselben um so größer schien, mochte veranlaßt haben. Er gab einen schrecklichen Laut von sich. Angst und Furcht drückten sich in seinem Gesichte aus. Er kroch dann und wann mit dem Kopfe unter die Decke, und suchte sich zu verbergen. — Bey allem dem bat er den Seelsorger bey ihm zu bleiben, und ihm das heil. Abendmahl zu reichen, durch dessen Genuß er von seiner Krankheit befreyet zu werden hoffte. Da dieß Uebel seinen Sitz hauptsächlich in dem Körper hatte: so ließ der Seelsorger einen Wundarzt hohlen, welcher dem Kranken zur Ader ließ, und dann erst nahm er die psychologische Cur vor. Um dieselbe vollständig zu machen, reichte er ihm das heil. Abendmahl, weil er auf dessen Wirksamkeit das meiste Zutrauen setzte. — Das Gebrüll der Kanonen hörte auf, und die Teufel verschwanden auf immer.

9.

Ein Beytrag zur Geschichte der Visionen.

L. Bedienter bey einem kathol. Pfarrer in Sz—gy sahe seinen Herrn in Convulsionen sterben. Die heftigen

Zuckungen des Erblassenden machten einen so tiefen Eindruck auf seine Phantasie, daß er nachdem er seinen ersten Aufenthalt verlassen, und bey der Frau von P. Dienste genommen hatte, noch immer glaubte den verstorbenen Priester des Nachts in seiner Kleidung zu sehen. Die Familie gab sich Mühe, ihm diesen Wahn zu benehmen. Man ließ ihn zwischen andern Bedienten mit und ohne Licht schlafen. Aber alles war vergebens: er behauptete unaufhörlich, daß der besagte Priester des Nachts zu ihm komme, zeigte öfters mit dem Finger nach dem Phantome seiner Phantasie, und fragte die Umstehenden, ob sie dasselbe nicht wahrnähmen? Dieser Zustand dauerte beynahe sechs Wochen fort. Der Kranke fieng an abzuzehren, und sein Körper wurde von Tag zu Tage schwächer. Endlich ließ man den nächsten Comitatschirurgus hohlen, welcher den Patienten, der von keiner Medicin etwas hören wollte, und nur von seinem verstorbenen Herrn träumte, in den elendesten Umständen fand. Man gab ihm Brechmittel und abführende Arzneyen ein; allein er blieb furchtsam und niedergeschlagen, und hatte eine blaße Gesichtsfarbe. Bey der Nacht schwebten ihm seine Schreckbilder unaufhörlich vor Augen. Endlich ließ ihm der Chirurgus, weil er starke Vollblütigkeit bemerkte, zur Ader, und behandelte ihn, um mich der Kunstsprache zu bedienen, antiphlogistisch. Nach und nach wurde der Kranke hergestellt, und seine Träumereyen verschwanden. Auf den Gebrauch stärkender Mittel erhielt er

seine vorige Lebhaftigkeit wieder; war sich seines ehemaligen Zustandes bewußt, und lachte öfters über die Possen, welche ihn zuvor geplagt hatten.

10.

Etwas ähnlichen Inhalts.

Ein melancholisches Frauenzimmer wurde in dem sechs und zwanzigsten Jahre ihres Alters durch die Verheyrathung an einen Landprediger aus dem Zirkel ihrer Freunde und Verwandten, unter welchen sie in B . . . r, einem kleinen Städtchen in Frankreich, erzogen ward, auf ein elendes Dorf geschleudert, wo sie, von schweren Sorgen gedrückt und entfernt von allem, was sie zerstreuen und von der Betrachtung ihrer selbst und ihrer unglücklichen Lage abziehen konnte, ein trauriges und kümmerliches Leben führte.

Nach einem Aufenthalt von mehrern Wochen in dem neuen Wohnorte begegnete ihr ein sonderbarer Vorfall. Während des Mittagsessens, indeß ihr Gatte nebst einem Gaste zu Tische saß, wollte sie eine Speise aus der Küche auf die Tafel tragen, und erblickte in dem Augenblick, als sie sich dem Speisezimmer näherte, ihre eigene Gestalt auf der gegenübergelegenen Treppe in derselben Stellung, in welcher sie mit der Schüssel in der Hand vor der Thüre des Speisezimmers

stand. Sie ließ die Speise auf die Erde fallen und sank in Ohnmacht. —

Ein andersmahl, als sie sich zu einer Spatzierfahrt ein Kleid aus dem zweyten Stockwerke hohlen wollte, stand sie bereits in dem nämlichen Kleide, welches sie anlegen wollte, vor dem Kleiderschranke. Auf diese jedesmahlige Erscheinung folgte eine anhaltende Krankheit; bis endlich die Unglückliche, nachdem sie lange Zeit keinen Schritt in dem Hause thun wollte, ohne ihren Gatten an der Seite zu haben, durch die häufige Wiederkehr desselben Vorfalls an diese Erscheinung so sehr gewohnt ward, daß sie dieselbe blos mit dem gleichgültigen Ausrufe: bist du schon wieder da? aufnahm.

Der Arzt, welcher bey diesem Zustand um Rath gefragt wurde, ermunterte nach manchen versuchten Heilungsmitteln, den jungen Ehegatten seiner Frau alle mögliche Zerstreuung zu verschaffen, sie häufig und in zahlreiche Gesellschaften zu führen, und auf einige Zeit zu wiederhohlten Mahlen den Ort verändern zu lassen. Nachdem man das Mittel ein halbes Jahr hindurch gebraucht hatte, zeigten sich die beßten Folgen. Die Pfarrerinn lebte noch ein ganzes Vierteljahr in der nämlichen Wohnung, ohne von der ehemahligen Erscheinung geplagt zu werden, und vertauschte darauf den bisherigen Aufenthalt mit einer andern Gegend, in

welcher sie von einem Auftritte dieser Art auf immer befreyet wurde. *)

Etwas ähnliches soll auch dem berühmten ungarischen Geschichtsforscher Matthias Belius begegnet seyn, der sich öfters im Garten auf einer Bank sitzen sah.

Sonderbare Art des Wahnsinnes.

Im Jahre 1782 wurde mir ein junger Mann Namens El..n, der seit einiger Zeit trübsinnig geworden war, von meinem Freunde aus K. in Pr. empfohlen. Er war 1775 Comptoirschreiber in einem Handlungshause in Berlin gewesen, in welchem ich meinen Schulunterricht von dem Lehrer der Hauskinder erhielt, und in welches ich daher täglich gekommen war. Weil ich solchergestalt schon mit ihm Bekanntschaft gemacht hatte, glaubte mein Freund, daß ich mich des Unglücklichen nicht ungern annehmen würde.

Bey meiner ersten Bekanntschaft mit ihm, war ich, als Knabe von zwölf Jahren, nicht im Stande etwas Sonderbares an ihm zu bemerken: vielleicht hatte er damals auch nichts Ausgezeichnetes an sich, das

*) Merkwürdig ist, daß diese nämliche Person, als ein Mädchen von vierzehn bis fünfzehn Jahren von ihren Aeltern öfters in einen lauten und lange anhaltenden Selbstgespräche ertappt wurde.

selbst dem Beobachter aufgefallen wäre. So viel indessen errinnere ich mich dennoch, daß er, nach geendigten Geschäften, mit meinem Lehrer Schach oder Piket zu spielen, und sich gewöhnlich an den Spieltisch mit den Worten zu setzen pflegte: nicht wahr, Freund! es ist mir erlaubt ein Stündchen zu spielen? ich erfülle meine Pflichten treulich, und kann sie, Gott sey Dank! erfüllen, wie es nur immer einer kann! wer will mir nun die Erhohlungsstunde verbieten? — Mein Lehrer lachte gewöhnlich über diese Aeusserung; und antworte mir, als ich mich nach der Ursache dieses Lachens erkundigte: es sey freylich wahr, daß E. ein geschickter Mensch sey, aber er bilde sich zu viel darauf ein. Ja, selbst dieses scherzhafte Anrühmen seiner Verdienste komme zu oft, um nicht für etwas mehr als Scherz, um nicht für übertriebenen Stolz aufgenommen werden zu müssen.

Einige Zeit nachher hatte er einen Nichtigen Wortwechsel über Religionssachen mit seinem Herrn, der ihn dadurch für einen gefährlichen Menschen, einen Ketzer ansah, und ihm auf eine kränkende Art seinen Abschied gab. — E. hatte geglaubt sich dem Hause unentbehrlich gemacht zu haben, und fand sich betrogen. Sein Stolz war dadurch zu sehr gebeugt, um länger an einem Orte zu verweilen, in welchem es, nach seiner erfolgten Verabschiedung, Leute geben mußte oder konnte, die, aus Schadenfreude seiner spotten würden. Er

verließ daher Berlin plötzlich, ohne seinen Freunden und Bekannten Lebewohl zu sagen, und reiſte nach H. seinem Geburtsorte, zu seinen Brüdern.

Diese, die ihn in ihrer Handlung nicht brauchen konnten, drangen in ihn, aufs Neue in eine Condition zu treten; und da er die Wechselgeschäfte gründlich verstand, erhielt er auch bald eine einträgliche Stelle als Buchhalter, in einem berühmten Handlungshause in K. in Pr.

In diesem Hause blieb E. drey Jahre, und betrug sich als ein Mensch, der seinen anvertraueten Geschäften mit Verstand und Treue obliegt, dem man aber manche Grille, manchen Eigensinn nachsehen muß. — In seinen müssigen Stunden suchte er die englische Sprache zu erlernen, und sich einige deutsche Belesenheit im Fache der schönen Wissenschaften zu verschaffen.

Aber was ihn aus dem Hause seines ersten Herrn getrieben hatte, war auch jetzt der Grund geworden, weshalb er seinen nunmehrigen Dienst verließ. Die Geschäftigkeit, mit der sein Herr um seine Seele besorgt gewesen, fiel ihm lästig. Er äusserte sich darüber, ward bitter, verfeindete sich mit seinem Herrn, und sagte ihm den Dienst auf.

Abermals in einen Dienst zu treten, abermals von den Launen eines andern abzuhangen, war für E. ein schrecklicher Gedanke. Er entschloß sich daher sich den Studien zu widmen, um von der Ausübung der Heilkunde dereinst seinen Lebensunterhalt zu gewinnen; und, da er ein kleines Erbgut von Hause aus, auch sich selbst einiges Geld erspart hatte, und auf die Unterstützung seiner Anverwandten Rechnung machen konnte, so fieng er seine Studien mit dem festen Vorsatze an, nie um den Beystand seiner Freunde anzusprechen, fieng sie mit der Hoffnung an, nie es zu brauchen.

Er suchte die lateinische Sprache zu erlernen, machte schnelle Fortschritte darin, aber setzte bey allem dem das größte Mistrauen in seine Fähigkeiten. Was beweiset das für meine Fähigkeit, solange ich nicht den Gipfel des Parnasses erklimmt habe! pflegte er zu sagen.

Damals war es, als ein dortiger Weltweise Vorlesungen über ein Werk hielt, das ein Paar Jahre nachher durch den Druck allgemein bekannt wurde, und den Namen des Verfassers der Sterblichkeit entzog. Alles strömte nach dem Hörsal des großen Mannes hin, und E. war keiner der letzten. Sein unsterblicher Lehrer flößte ihm Hochachtung ein, und er wollte ihm gleich werden. Er war ihm Ideal, Er ihm das letzte Ziel menschlicher Vollkommenheit, menschlicher Größe und

Würde geworden. Seinem großen Lehrer ist abstractes Denken Zeitvertreib, die tiefsten metaphysischen Speculationen angenehme Unterhaltung; auf seinen einsamen Spatziergängen selbst soll er sich damit beschäftigen. Auch hierin suchte E. ihn nachzuahmen. — Mit Vernachlässigung seines Hauptfaches, der Heilkunde, legte er sich nun, mit allem möglichen Enthusiasmus auf die Weltweisheit; las, dachte und sprach von nichts als von Weltweisheit; und dachte selbst auf den Spatziergängen, die er, seiner Gesundheit halber machen mußte, über Gegenstände der Weltweisheit nach.

Seine Freunde machten ihm, über seine Handlungsweise, schonende Vorwürfe; führten ihm die Vernachläßigung seines Brodstudiums zu Gemüthe, zeigten ihm, wie verschieden seine Lage von der Lage des Mannes wäre, den er sich zum Muster gewählt: — alles vergeblich um ihn, der durch seine Fortschritte und das ihm ertheilte Lob, jeden andern Menschen durchs Verkleinerungsglas ansah, um ihn sag' ich, gegen seine Lieblingswissenschaft kälter zu machen; aber hinreichend, auf seinen Geist widrig genug zu wirken. Wollte er über einen Gegenstand der Metaphysik nachdenken, so stellten sich ihm die Vorwürfe derer vor, die ihn, seiner Meynung nach, nicht beurtheilen konnten. Seine Aufmerksamkeit wurde dadurch getheilt, seine Ruhe gestört. Er zwang sich jene zu sammeln, diese

wieder herzustellen; aber auch dieser Zwang mußte ihn angreifen.

Mittlerweile hatte er die Bekanntschaft mit der Tochter aus einem, zwar selbst nicht sehr bemittelten, aber mit reichen Familien nahe verschwisterten Hause gemacht, gegen die er mit einemmal eine Neigung zu faßen schien, so gleichgültig das Mädchen ihm auch sonst gewesen. Die gefällige Aufnahme der Aeltern, das feine Betragen der Tochter gegen ihn, aber noch mehr als dies alles — sein Stolz, gab ihm den Gedanken ein, das Mädchen zu heurathen. Er zweifelte nicht die Einwilligung der Aeltern und der Tochter zu erlangen, sobald er nur im Stande seyn würde Frau und Kinder zu ernähren. — Scherzhafte Aeusserungen von Seiten der Aeltern, zweydeutige Ausdrücke von Seiten der Tochter, galten ihm für Einwilligung, für Liebesgeständniß; und nun war er auf nichts bedacht, als seinen Antrag förmlich zu machen. Man hielt es theils der Mühe nicht werth, ihn gerade zu abzuweisen, und weil man theils Auftritte zu erleben glaubte, an denen sich das Auge des minder gefühlvollen Menschen leider so gern weidet, machte man ihm Versprechungen, die, durch die Art, wie sie gemacht wurden, dem unbefangenen Menschen wohl leicht hätten einsehen lassen, daß man sie zu erfüllen nicht dachte; ihn blendeten sie, und gaben seinem Stolze neue Nahrung.

Drey und ein halb Jahre studirte E. schon von seinen eignen Mitteln. Nun aber war sein erspartes Vermögen aufgezehrt, nun verlor er durch eine Bankerout seiner Brüder sein Erbgut, ihre Unterstützung, und nun sah er sich dem Mangel ausgesetzt, wofern er seinen Entschluß nicht änderte, von der Güte seiner Freunde, die sich dazu erboten, Gebrauch zu machen.

Liebe, Mangel, gekränkter Stolz, Gewissensbisse über die Vernachlässigung seines Brodstudiums, und speculative Weltweisheit drängten sich stets seinem Geist zu gleicher Zeit auf, konnten nur durch Kampf herausgehoben werden, und bekämpften endlich ihn selbst — er ward krank.

Von seiner Krankheit genas er; setzte sogar seine Studien noch einige Wochen fort; aber ohne Erfolg. Sein Verstand war zerrüttet. Er sprach irre; lief in Häuser, die er vormals nie besuchte, und bot sein Herz feil; bildete sich ein, er sey von Menschen umgeben die ihn anfeinden und verfolgen wollen; und lief des Nachts in einem solchen Anzuge auf den Straßen herum, daß Müssiggänger und Strassenbuben seine Begleiter wurden. — An sein Mädchen schien er nicht mehr zu denken.

Seiner Ruhe und Sicherheit wegen, hielten es die Aerzte für nöthig ihn bewachen zu laßen. Man brachte ihn in ein Privathaus, ließ ihm Arzeneymittel reichen,

und trug für seine Genesung die gehörige Sorgfalt. Es ließ sich auch so weit zur Besserung mit ihm an, daß er ziemlich zusammenhängend sprechen, à l'hombre spielen, und Vergnügen an einem Spatziergange, in dem, an sein Wohnhaus stoßenden Garten finden konnte. Aber immer haftete noch die Grille, man wolle ihn verfolgen, man komme zu diesem Ende von allen Enden der Welt nach K. zusammen. Dieser Gedanke machte ihn mistrauisch, und griff ihn so an, daß nach dem Ausspruche der Aerzte und Professoren die Fortsetzung seiner Studien unthunlich war. — Er äusserte Verlangen nach einer Reise. Seine Freunde freueten sich, ihn dadurch von einem Orte entfernen zu können, wo die Gegenstände alle zu lebhaft auf ihn wirken, alle an vorige Zeiten ihn errinnern mußten, und glaubten, daß seine völlige Genesung vielleicht am Besten in dem Schooße seiner Familie gelingen möchte. Er sollte nach H. zu seinen Brüdern. Bey dieser Reise mußte er über Berlin gehen, an welchem Orte ihm von seinen Gönnern der Aufenthalt von einigen Monathen zu seiner Zerstreuung verstattet und ihm während dieses Aufenthaltes monathlich funfzehn Thaler durch mich ausbezahlt werden sollten.

An einem Dienstage trat E. mit dem Manne, den seine Freunde in K, ihm zu seiner Begleitung mitgegeben hatten, in meine Stube. Es war der Mensch nicht mehr, den ich vormals gekannt. Sein feiner aber fester Körperbau, war nun in ein hageres, weiches Ge-

rippe verwandelt; das lebhafte, sonst milde, große Auge, blickte nun wild aber matt umher; die Stirne voller Falten, das Gesicht voller Gruben, kein Blutstropfen auf demselben — Todtenblaße überzog die Wange.

Er sah mir starr ins Auge, drückte meine Hand, die ich ihm reichte; und drückte sie mit einer Rührung, die mir deutlich anzeigte, daß er sich meiner noch ganz wohl erinnere; sprach aber kein Wort. Nun ließ er meine Hand fahren, ging die Stube mit starken Schritten auf und ab, stand plötzlich still, und fragte, ohne sich eigentlich an mich zu wenden: wo werd' ich logiren, doch nicht hier? Hier seh' ich meine Betten nicht. Auf meine Antwort, daß man für Logie und alles gesorgt hätte, was ihm nöthig seyn könnte, in der ich vielleicht den Ton auf das Wort alles zu sehr gelegt hatte, erwiederte er hastig: alles? — Ha! ich merke schon, man hat ihnen auch geschrieben, daß ich krank sey; aber ich bin nicht krank. Sie dorten haben mich krank gemacht — wollen mich krank machen, setzte er, nach einer Weile, in einem wehmüthigen Tone hinzu.

Dieser Gedanke, daß man ihn krank machen wollte, schien der herrschendste bey ihm zu seyn; alle seine Gespräche, alle seine Anspielungen deuteten darauf hin. Er nahm auch daher nicht die mindeste Arzeney zu sich, aus Furcht der Arzt und Apotheker wären mit seinen Feinden, wie er seine Freunde nannte, einverstanden. Seine

Gemüthslage erlaubte uns nicht, ihn zum Gebrauche der Arzeneymittel zu zwingen; erlaubte ihm von der andern Seite nicht, in den Gesellschaften, in die man ihn einführte, jene Zerstreuung zu finden, die ihn hätte aufheitern können, und die er gewiß gefunden haben würde, wenn er nicht stets in sich gekehrt gewesen wäre.

Er ließ sich auf Spatziergängen mitnehmen, aber genoß sie nicht; sah nichts, hörte nichts, als was seinem Kummer Nahrung verschafte — und, wo hätte er diese nicht gefunden?

An einem Frühlingsnachmittag, wo die Natur in ihrer ganzen jugendlichen Schönheit sich zeigte, wo das frische Laub schon groß genug war die schwarzen Aeste zu bedecken, aber noch zusammengezogen, jedem frohen Auge das Bild des emporstrebenden Geistes darbot — an einem solchen Nachmittage nahmen wir E. mit nach dem Thiergarten. Die Gesellschaft war gemischt; und jeder bestrebte sich so gut er konnte, ihn zu unterhalten. Vergebens! Einsylbige Wörter waren stets seine ganze Antwort. Nur Madam B. dieser geistreichen Tochter des verewigten M. M. glückte es, eine etwas längere Antwort von ihm zu erhalten, die uns aber alle hinriß, und den ganzen traurigen Zustand seines Gemüthes bezeichnete.

Sehen Sie, lieber E. sagte sie zu ihm, sehen Sie wie die Natur so schön um Sie her ist: blicken Sie nur um sich, sehen Sie nur das junge Grün, und es wird Ihnen wohl seyn. — Mir wohl seyn, erwiederte E., und sah ihr wild ins Auge, mir wohl seyn? Ich sehe nicht das Grün, das Sie sehen; sehe nur das abgefallene Laub des vorigen Jahres, und mir ist weh! — — Eine Thräne zitterte in seinem Auge, er war innigst erschüttert, und bath die Gesellschaft verlaßen, und nach Hause gehen zu dürfen.

Sein Zustand wurde von Tag zu Tage schlimmer. Seine Freunde hatten nichts an ihn zu schreiben, und er sehnte sich nach ihren Briefen, und vorzüglich nach seinen eignen Betten; fand in ihrem Stillschweigen, in der vermeyntlichen Zurückhaltung der Betten, Beweise ihrer Treulosigkeit, fluchte ihnen, und verfluchte sein Daseyn. Die Tage brachte er fast ohne alle Nahrung, die Nächte fast schlaflos zu. Zucker war seine einzige Speise, Kaffe sein einziges Getränk. Von dem ersten aß er manchmal mehr als ein Pfund, den letzten trank er vier bis fünfmal täglich. Ja, einst wendete er ein gut Stück seines ganzen Monathsgeldes zum Einkaufe des Zuckers an, aß einen Theil davon, löste den übrigen in Wasser auf, trank etwas von der Auflösung, und goß das übrige zum Fenster hinaus.

Er stand, wenn man es erlaubte, wohl stundenlang nackt vor dem Spiegel, und besah sich in demselben mit äusserster Selbstzufriedenheit. Nur dann und wann waren ganz lichte Blicke in seiner Seele, in denen er entweder nach K. zu schreiben, oder in Meiners philosophischer Sprachlehre zu lesen pflegte. Seine Briefe waren kurz, bitter, ohne eigentlichen Inhalt, aber doch zusammenhängend. Beym Schreiben las er, nach einigen hinzugesetzten Wörtern, stets das Ganze wieder von vorne durch, und in dem gedachten Buche ist er nie weiter als bis auf die dritte Seite gekommen. Er fing immer vom Anfange an. — So schwach war seine Besinnungskraft, daß er sehr bald den Zusammenhang des Geschriebenen oder Gelesenen verlor, und von wenig Zeilen erschöpft wurde! Konnte man ihn in den lichten Augenblicken zum Sprechen bringen, so suchte er gewöhnlich etwas Wissenschaftliches an den Faden des Gespräches anzuknüpfen, wo er dann seine Meynung mit vieler Wärme, oft mit wahrem Scharfsinne vertheidigte, und seinen Zuhörern den Verlust seines Verstandes doppelt bedauerenswerth machte.

Leides fügte er niemand zu; und selbst wenn er in der Zerstreuung einen Schaden anrichtete, entschuldigte er sich sogleich deshalb. Seine Wirthinn, eine Büchsenschäfter Witwe, feyerte den Geburtstag eines ihrer Kinder mit Musik und Tanz. Nachher sollte Puppenspiel seyn. Sie glaubte, daß diese Art von Zerstreuung ih-

rem unglücklichen Miethmanne, der sie von Mitleiden durchdrang, zuträglich seyn könnte, und lud ihn daher selbst ein, um ihn sogleich mit in die Gesellschaft zu nehmen. Sie fand ihn, beym Hereintreten in sein Zimmer, nackt vor dem Spiegel stehen; und er, ohne sich zu bekümmern, wes Geschlechts seine Zuschauerinn wäre, gieng die Stube auf und ab, um wegen ihrer Einladung einen Entschluß zu faßen. Endlich sagte er, er werde kommen, nur müsse er sich doch wohl erst ein wenig besser ankleiden, als er jetzt sey.

Viel besser als in der Naturkleidung erschien er wirklich nicht. Lederne Beinkleider, Stiefel und Sporn, und ein Ueberrock auf dem bloßen Leibe, war sein ganzer Anzug. Er forderte seine Wirthinn zu einem Minuet auf, tanzte die erste Hälfte ganz richtig, sogar mit Anstand; aber verließ beym Handgeben Tanzplatz und Gesellschaft, gieng in das Zimmer, wo das Marionettentheater schon angeordnet war, und richtete unter den armen wehrlosen Schauspielern eine schreckliche Verwüstung an. Er kam aber bald wieder zum Besinnen, suchte seine Wirthinn auf, bath sie mit thränenden Augen ihm zu verzeihen, und Mitleid mit ihm zu haben. Er wolle seine silbernen Schuhschnallen, das einzige, was er noch besitze, verkaufen, um ihr den Schaden zu ersetzen. Für die Zerstörung ihrer Freude aber solle sie sich nur mit ihm trösten. Auch seine Freuden wären ihm zerstört worden, und was das schlimmste ist, von sogenannten Sinnigen zerstört worden.

Der Grund zu seinem Trübsinn war mir damals noch nicht bekannt, und ich war um so begieriger ihn zu erfahren, als der Freund, der mir E. empfohlen hatte, eine Art von Geheimniß daraus zu machen schien — wahrscheinlich nur, um das Mädchen, das eine unschuldige mitwirkende Ursache dieses Unglücks gewesen, nicht mit einzumischen. — Die Hofnung, die ich mir machte Aufschlüsse darüber von E. selbst zu erhalten, war, des Zutrauens ungeachtet, das er in mich setzte, lange vergebens. Als ich ihn aber einen Abend, wo er über seinen Zustand in allgemeinen Ausdrücken bitterlich klagte, verströstete und zu ihm sagte: es werde noch alles gut gehen, fragte er spöttisch: meynen Sie?

Doch, setzte er hinzu, es ist mir nun nichts Neues mehr, daß Menschen, die sich für meine Freunde ausgeben, mich hintergehen wollen. Mein Vater, meine Brüder, und meine besten Freunde haben mich betrogen, und ich Thor traue noch immer den Menschen, lasse mich von Weichherzigkeit hintergehen, halte Schwäche für Mitleiden.

Seine Zunge war nun gelöst, und sein volles Herz suchte sich zu ergießen. Hören Sie, sagte er, indem er sich näher zu mir setzte, und seine Hand auf die meinige legte, hören sie, den Streich, den mir die gespielt haben, die ich für meine besten Freun-

de hielt, und urtheilen sie, ob ich Menschen noch trauen kann.

„ Zweymal habe ich das große Loos in dem holländischen Lotto gezogen. Ich nun habe freylich nicht gesetzt; denn ich bin arm, sehr arm. Aber sie dorten haben das Geld dazu hergegeben; haben, weil es verboten ist, in fremden Lottos zu spielen, den Zettel auf meinen Namen genommen, und mir, für die Gefahr, der ich mich dadurch aussetze, einen gleichen Antheil am Gewinnste versprochen. „

„ Die Kerl dachten nun bey ihrer Versprechung freylich nicht, daß die Loose so viel ziehen würden. Aber die Loose thaten es doch; und mir nichts, dir nichts, muß ich krank werden. Die Zettel sind bey meiner Genesung verschwunden, meine Braut kennt mich nicht mehr, niemand will etwas von mir wissen. — Das haben sie mir nun schon zweymal gethan. „

„ Wollte ich nicht jede Art von Zudringlichkeit vermeiden, so könnte mein Vater mir freylich zu meinen Rechten verhelfen; aber — „

So ungern ich ihn auch unterbrechen wollte, so wenig konnte ich es über mich gewinnen, mein Erstaunen über das Letzte zu unterdrücken: vorzüglich da sein Vater schon längst nicht mehr lebte. Ihr Vater! rief ich unwillkührlich aus.

„O! erwiederte er, Sie glauben gewiß, daß der Jude in H. mein Vater gewesen sey? Ich bin nicht von jüdischen Eltern, wenigstens nicht von einem jüdischen Vater gezeugt worden, trage auch das Kennzeichen eines Juden nicht an meinem Körper, und das schützt mich, daß L. den Sie kennen, sich nicht für mich ausgeben kann; so ähnlich er mir sonst sieht, und so gern er auch wollte.„

Ich muß hier bemerken, daß ich ihn oft nackt gesehen, und von der Falschheit dieser seiner Behauptung mich zu überzeugen, Gelegenheit genug gehabt hatte. Aber erklärbar ward mir dadurch, weshalb er so oft nackt vor dem Spiegel stand, und sich mit einer Art von Selbstzufriedenheit erblickte.

„Mein Vater, fuhr er fort, ist der Prinz * * Das ist in H. und K. und auch bey Hofe bekannt. Ich mußte dreymal Mahlern sitzen, und von den dreyen Bildnissen, hängt das eine im S. S; das andere, in welchen ich ein grünes Kleid trage, auf dem Schlosse zu R. und das dritte — weis Gott wo? Mein Gedächtniß wird mir untreu. Vor meiner Krankheit wußte ich es auch; aber seitdem besinn ich mich vergebens darauf. — Der Professor M. in K. der mich immatriculirt, muß es auch gewußt haben. Denn sehen Sie, in meiner Matrikel steht der Ausdruck: Studiosus nobilissimus, der nun freylich nachher für ein

Verfehen ausgegeben, aber dem ungeachtet nicht ausgestrichen wurde. „

Ich bemerke hier abermals, daß das Beywort nobilissimus, auf der Universität, von der die Rede ist, jedem Studenten beygelegt wird.

„Auch der König kennt mich, kennt meine Abkunft. Er sahe mich auf dem Postwagen bey meiner Herreise, und fragte den General *, der ihm zur Seite ritt: was ist er nun? Durch des Generals Antwort merkte ich, daß des Königs Frage mich anging. Philosoph erwiederte der General.„

„Ehre genug erzeugt man mir. Die Schildwache am Posthause, trat vor mir ins Gewehr; aber was hilft das? das Geld, das ich gewonnen, wollen, sagen sie dorten, die Generalstaaten nicht über die Gränze lassen, und — — — "

Ich glaubte ihn hier unterbrechen zu müssen, um ihn von seinen Grillen abzubringeu. Uebertieß hatte er mir nun schon genug gesagt, um einzusehen, daß auch sein Glück in der holländischen Lotterie eine Geburt seines zerrütteten Gehirns gewesen sey. Möglichkeiten hatten bey ihm die Stelle der Wirklichkeit vertreten, trieben ihn von Stufe zu Stufe fort, und machten ihn endlich zum Bastarten eines Prinzen.

Seine Freunde schrieben mir nun zu verschiedenenmalen, ihn zur Abreise von Berlin nach H. zu bewegen, weil doch die erwünschte Zerstreuung in Berlin nicht erfolgte. Gewalt anzuwenden hatte ich keine Lust, und Ueberredung fruchtete nichts. Ich versuchte daher ein Mittel, das mir damals so recht als bequem zu seiner Fortschaffung zu seyn schien, weil es ganz genau sich an seinen Ideengang kettete, das ich aber jetzt aus mancher Ursache sehr misbillige.

Ich sagte ihm nehmlich einen Morgen, daß ich von Minister * Befehl erhalten hätte, ihm die Nachricht zu hinterbringen, daß der Prinz, sein Vater, ihn sprechen wolle. Für Extrapost, Bedienten und Zehrung sey vom Prinzen gesorgt worden, und er habe weiter nichts zu thun, als sich auf den Wagen zu setzen.

Er war außer sich vor Freude, ließ sogleich einpacken, und schickte sich zur Reise an. In dem Wahne zum Prinzen zu fahren, wäre er nach H. gebracht worden. — Unglücklicherweise mußte ich ihn verlassen, um die Post zu bestellen, und den Mann aufzusuchen, der ihn begleiten sollte. Mittlerweile kleidete sich E. an, lief in das Haus des Ministers, um sich von demselben ein Schreiben ausfertigen zu lassen, daß er der Nehmliche sey, den der Prinz verlangt. Der Minister war verreist, und der Secretär

versicherte ihm, daß an der ganzen Sache kein wahres Wort wäre.

Er suchte mich auf, und als er mich fand, redete er mich ganz kalt mit den Worten an: Sie sind ein unbesonnener junger Mensch! Sie haben mir einen Dienst leisten, und mir zu meinen Rechten verhelfen wollen; hätten mir aber den größten Schaden zufügen können. Hätte der Prinz nicht glauben müssen, daß ich mich ihm aufdringen wollte? — Er verließ mich mit der Bitte ihn nicht ferner zu besuchen.

Noch zweymal kam ich zu ihm; aber da ich sein Zutrauen verloren hatte, und ihm solchergestalt zu nichts nützen konnte, entzog ich mich gern eines Umgangs, der eben nicht sonderlich angenehm auf mich wirkte. Herr D. F. übernahm es von nun an seinen Kassirer zu machen, und ließ ihn, da sein Trübsinn anfing gefährliche Folgen für seine Mitmenschen zu haben, nach dem jüdischen Armenhause am Rosenthalerthore bringen. Er tobte anfänglich, rief dem, am Thore wachthabenden Officier durch das Fenster zu: er solle ihn befreyen, er wolle Bombardier werden. Da er aber sah, daß er kein Gehör fände, hielt er sich ruhig, und bath nach einiger Zeit von selbst, nach H. zu reisen.

Von H. aus empfahl er sich schriftlich einigen Handlungshäusern als Spediteur der H . . schen Fabricate. Jeder Warenartikl ist mit der größten Genauigkeit beschrieben, der Styl klar und deutlich gewesen, und verrieth nichts von seinem vorigen Zustande. Einmal aber hat er an den König schreiben wollen, wegen eines Projekts zur Steuer des Schleichhandels; und da der Postmeister den Brief nicht annehmen wollte, ohne seinen Namen zu wissen, schien ihm wieder die alte Grille von prinzlicher Abkunft einzufallen, indem er sich dadurch bey dem Postmeister ein Ansehen zu geben gedachte.

Doch blieb er nicht lange in H. Er verließ es zu Ende des Jahres 83, trieb sich ein Paar Jahre in England und Rußland herum, kam dann wieder nach K. wo ihn ein dortiger würdiger Geistliche des Abends, bey sehr schlechtem Wetter, in sehr mislichen Umständen auf der Straße sitzend angetroffen.

Ueber das jetzige Schicksal dieses Unglücklichen kann ich in sofern keine zuverläßige Nachrichten geben, da die Aussage derer, die ich darüber befragt habe getheilt ist. Einige behaupten, er habe sich bey diesem Geistlichen zur Taufe gemeldet, wozu ihn aber dieser würdige Mann, wegen der Zerrüttung seines Verstandes für unfähig gehalten. E. habe darauf K.

wieder verlassen, ohne daß man wüßte, wohin er gegangen wäre.

Einige hingegen wollen sicher wissen, daß er getauft, aber bey abermaligen Anfall von Raserey in den Narrenthurm zu K. eingesperrt worden sey.

Ich wage es nicht zu entscheiden, welche von beyden Nachrichten die wahre ist. Gleichviel ob dieser Unglückliche sein Leben mit einem zerrütteten Verstande, durch die weite Welt durchschleppen, oder es in einem Thurme verschmachten muß — er ist immer gleich bedauernswerth. Das Schicksal scheint seinen Becher über ihn ergoßen zu haben; es häuften sich in seiner Geschichte Umstände zusammen, durch die fünf Menschen ihren Verstand hätten verlieren, und durch die, auch ein minder stolzes Gemüth hätte gebeugt werden können. *)

Wien den . April 1794.

L. Bendavid.

*) Dieser Aufsatz war für des sel. Prof. Moritz Magazin bestimmt. Ich glaube nicht, daß er schon abgedruckt ist, und bitte den jetzigen etwanigen Herausgeber dieses Magazins ihn nicht abdrucken zu lassen: vorzüglich da ich dort, weil ich aus dem Gedächtnisse geschrieben, einen Irrthum in Betracht der Zeitfolge, begangen habe.

12.

Narrheit aus Liebe.

Eine Frau in S . . verliebte sich in einen jungen Mann, der in dem Zeitpunkt, als ihre Liebe den höchsten Grad erreicht hatte, verreisen mußte. Sie verfiel über seine Abwesenheit in eine förmliche Narrheit, und alle Mittel, welche man anwendete um sie zu curiren, schlugen fehl. Man entdeckte ihrem Manne späterhin die wahre Ursache ihrer Krankheit, und rieth ihm an, den Geliebten seiner Gattinn zurückkommen zu lassen. Um von dem Uebel einer verrückten Frau befreyet zu werden, folgte er den wohlmeinenden Rath seiner Freunde. Als die Kranke den zurück gekommenen Liebhaber erblickte, änderte sich ihr Zustand, sie wurde munterer, erhohlte sich allmählich, und ward so gesund, wie zuvor.

13.

Etwas ähnlichen Inhalts.

S . . . aus L . . . eiferte mit seiner Gattin. Sie hatte die Besorgniß veranlaßt, daß er ihre Liebe nicht ausschliessend besitze, und bemühete sich zu wenig die Gelegenheiten zu vermeiden, welche ihren eifersüchtigen Mann in seinen Argwohn befestigen konnten. Einst ereignete sichs auf einen Ball, daß sie sich nach der

Meynung ihres Mannes mit fremden Männern etwas zu frey unterhielt, ohne auf die heftige und äusserst reizbare Eifersucht desselben Rücksicht zu nehmen. Aufgebracht über diesen Schein von Hintansetzung seiner Person verließ der Mann die Gesellschaft, lief wüthend nach Hause, lud sein Gewehr, und wollte die untreue Gattinn erschießen. Man gab sich alle Mühe ihn zu besänftigen, aber seine Rache kochte immer heftiger. Endlich wurde man genöthigt ihn zu binden. Er ward verrückt, wozu auch seine Lebensart vieles mochte beygetragen haben. Ausserdem verwandelte sich seine Eifersucht in einen unerhörten Haß, nicht allein gegen seine Frau, sondern gegen das ganze weibliche Geschlecht, welche so weit ging, daß er jedem Frauenzimmer, welches er erblickte, dasjenige nachwarf, was er eben in Händen hatte, und das ganze Geschlecht mit den niedrigsten Schimpfwörtern belegte.

Er wurde zulezt in das Irrhaus gebracht, worinn er starb. Bey der Oeffnung seines Körpers fand man die Häute des Gehirns entzündet. Das Gehirn war zum Theil in Suppuration übergegangen und der größere Theil desselben von einer sulzichten Consistenz.

14.

Geschichte eines Hypochondristen, mit einigen anthropologischen Bemerkungen.

Ein Mann von dreyßig und etlichen Jahren genoß in seinen Jünglingsjahren eine dauerhafte Gesundheit, welche er durch eine Entfernung von allen Ausschweifungen zu erhalten suchte. In einem Alter von zwanzig Jahren mußte er seinen Wohnplatz verändern, und eine kalte, trockene Gegend, mit einer wärmern und feuchtern vertauschen. Er beschäftigte sich meistens mit wissenschaftlichen Gegenständen, führte dabey eine sitzende Lebensart, und war mit seiner Lage höchst unzufrieden. Bald darauf zeigten sich die nachtheiligen Folgen derselben an der Gesundheit seines Körpers und seiner Seele. Die blühende Gesichtsfarbe fieng an sich in eine gelbe zu verändern; sein heiterer Kopf wurde schwächer; der Appetit vergieng, und das Verdauungsgeschäfte verschlimmerte sich täglich, wozu noch eine Verstopfung des Leibes kam, welche öfters acht Tage anhielt. Er brauchte einige Arzeneyen, aber gerade solche, welche seinen Gesundheitsumständen am wenigsten angemessen waren. Nach etlichen Jahren ward er abermahls genöthigt den bisherigen Aufenthaltsört mit einem andern zu vertauschen, der noch feuchter und seiner Gesundheit nachtheiliger war. Seine Krankheit nahm daher täglich zu, und war mit Schwindel und heftigen Kopfschmerzen

verbünden. Der Sommer und der Gebrauch des Obstes linderte seinen Zustand. Da sich aber endlich ein hektisches Fieber hinzugesellte, nahm die Entkräftung in solchen Grade zu, daß ihn seine Füsse kaum tragen konnten, und daß er ausser Stande war, die Feder eine halbe Stunde lang zu führen. — Sein Muth sank völlig.

Ausser den gewöhnlichen Zufällen, welche man bey den Hypochondristen wahrnimmt, als: abwechselnden, meistens schlechten Appetit, schlechter Verdauung, Blähungen, Sodbrennen, unordentlichen Stuhlgang, kalten Füßen, Congestionen, Brennen des Ohrläpchens, Clavus hypochondriacus, und nodus hystericus, Trägheit des Körpers, Niedergeschlagenheit ohne besondere Ursachen, vorübergehender Beklemmung der Brust, Verschiedenheit der Laune, nach der Verschiedenheit der Witterung, beobachtete man an ihm folgende merkwürdige Erscheinungen:

1: Seine Reizbarkeit war so groß, daß die Muskeln, besonders in den untern Extremitäten oft bey der vollkommensten Ruhe des Körpers wie aufgespannte Saiten oscillirten.

2. Seine Augen konnten nichts buntes und vielfärbiges vertragen. Grüne Saaten, Wiesen, und überhaupt alles, was sich in einem Kreise bewegte,

konnte er, ohne daß ihm das Gesicht verging, nicht lange ansehen. In diesem Falle brachte er seine Augen in Ruhe, wenn er etwas schwarzes ansah.

3. Als sein Uebel den höchsten Grad erreichte, und das hektische Fieber hinzukam, war er nicht im Stande den Sinn von zwey Perioden, die er las, zu behalten.

4. Wenn sein Magen durch Blähungen ausgedehnt, oder durch den Schleim, durch unverdaute verdorbene Speisen, und durch die Unreinigkeiten gereizt war: so überfiel ihn eine unwiderstehliche Unthätigkeit, Traurigkeit, Niedergeschlagenheit, und augenblickliche Gedankenlosigkeit. Seine Zunge stotterte, wiewohl er sonst fertig sprach. Brechmittel verhalfen ihm dann zu seiner vorigen Munterkeit und Leichtigkeit in Arbeiten. Er zeigte sogleich mehr Witz und Gründlichkeit in seinen wissenschaftlichen Arbeiten, die ihm während der oben angeführten Zufälle mangelte.

5. Da er hintenher zweymahl von einer katarrhalischen mit Schnupfen verbundenen Halsentzündung, wobey viel Schleim abgeführt war, befallen, und glücklich hergestellt wurde; bemerkte man bey ihm eine noch viel größere Thätigkeit und Heiterkeit des Geistes.

6. Sowohl in seiner frühern Jugend, als insbesondere während seiner Krankheit stund er oft im Schlafe auf, und erzählte dasjenige, was er am Tag gethan und gedacht hatte. Vornähmlich änderte sich während der Krankheit der Zustand seines Körpers nach der jedesmahligen Stellung des Mondes in Rücksicht auf den Horizont. Ehe der Mond über den Horizont stieg, war er niedergeschlagen, traurig, träge und unthätig. Er gähnte oft ohne eine besondere Ursache angeben zu können. So wie der Mond über dem Horizonte war, verließen ihn diese Zufälle; er wurde frischer, zum Arbeiten aufgelegter, und seine Fähigkeiten wurden gleichsam erhöhet. Dieser Umstand dauert bey ihm noch ziemlich fort. Er kann bis izt nicht einschlafen, wenn der Mond in sein Schlafzimmer scheint, und gehet der Mond eher unter, als er vom Bette aufstehet, so schlaft er sehr leise, und der Schlaf gewährt ihm keine Erquickung.

Einige besondere Erscheinungen, welche die Krankheiten des Gedächtnisses, und den Einfluß desselben auf die Sprachfähigkeit betreffen.

1.

Eine Frau von Batschak war über 6 Jahre sprachlos, vermochte aber den Nahmen ihres Gemahls voll-

kommen auszusprechen. Sie bezeichnete die Gegenstände, welche sie verlangte, mit den Nahmen ihres Gatten, und schien die Sprache vergessen oder wenigstens die Fertigkeit, zur Bezeichnung ihrer Gedanken die Worte zu wählen, verlohren zu haben.

2.

Hr. von K....n war in seinem Alter mit einer solche Schwäche des Gedächtnisses behaftet, daß er oft, wenn er um etwas zu hohlen, aus einen Zimmer in das andere gieng, plötzlich vergaß, was er haben wollte. Man beobachtete, daß lebhafte Eindrücke von aussen, insbesondere ein starkes Licht, sowohl den Nahmen, als die Vorstellung der Sache, die er hohlen wollte, augenblicklich aus seinem Gedächtnisse verwischten. Oft ereignete sich der Fall, daß er anstatt eine bestimmte Sache mit ihren gewöhnlichen Nahmen zu bezeichnen, einen andern fremden Ausdruck brauchte. Die Personen, welche um ihn waren, mußten dann aus den Umständen errathen, was er haben wollte.

Die Vorstellungen von reellen Gegenständen scheinen sich unserm Gedächtnisse tiefer einzuprägen, als ihre conventionellen, in der Sprache üblichen Benennungen.

3.

Eine Gräfinn B. war vor einigen Jahren mit der Gicht behaftet, und litt außerdem an Verstopfungen. Man curirte sie durch Mercurialmittel, wodurch sie sich die heftigsten Nervenkrämpfe zuzog. Nach jedesmahligen Paroxismus war ihr Gedächtniß äußerst schwach. Sie begehrte mancherley Dinge, aber die Worte, womit dieselben in der Sprache bezeichnet werden, fielen ihr nicht bey. Wenn sie etwas schrieb, wählte sie die Ausdrücke richtig, und beobachtete den gehörigen Zusammenhang im Denken. Sie las die vorgelegten Bücher ohne anzustossen, und ihr Gedächtniß nahm in dem Grade zu, in welchem sich der Körper erhohlte.

4.

Es lebte vor einigen Jahren in Liefland ein Mann, der bis in sein 53stes Jahr eine ununterbrochene Gesundheit genoß. Einstens wurde er des Nachts krank, und des andern Tages erlitt sein Gedächtniß die Veränderung, daß er zwar richtig und ordentlich dachte, aber seine Gedanken mit Worten ausdrückte, welche dem Gedachten keineswegs entsprachen, und einen seltsamen Sinn gaben. Er kannte alle seine Kinder, gab ihnen aber die sonderbarsten Nahmen. Die Nichtübereinstimmung seiner Gedanken mit den Worten, welche er brauchte, merkte er erst am dritten Tage, nachdem er darüber reflectirt hat-

te, daß man dasjenige nicht bringe, was er verlange. Er war über diese Entdeckung äußerst betroffen und niedergeschlagen. Der Arzt befahl seinen Hausgenossen wenig mit ihm zu sprechen; damit er nicht zu oft Gelegenheit hätte, an die besagte Schwäche seines Gedächtnisses erinnert zu werden, welcher Umstand seine Genesung erschweren könnte. — Nach einiger Zeit hörte das Uebel auf, und sein Gedächtniß erlangte die vorige Stärke wieder. Er war sich auch nach der Zeit der vorherigen Schwäche vollkommen bewußt. Einige Monate darauf starb er an der Wassersucht. —

5.

Daß der Körper auf das menschliche Gemüth einen entscheidenden Einfluß habe, und die Fähigkeiten und Aeußerungen desselben mannigfaltig modificire, zeigt die tägliche Erfahrung. Die Beschaffenheit der Luft, welche wir einathmen, und welche unsern Körper von allen Seiten umgiebt, die Hitze und Kälte, der Genuß der Speisen und Getränke u. s. w. bringen mittelst des Körpers in unserm Gemüthe die auffallendsten Veränderungen hervor. Nichts reizt aber die Aufmerksamkeit der Anthropologen mehr, als die wunderbaren Erscheinungen, welche wir öfters bey besondern Beschaffenheiten des Körpers, und bey den Krankheiten unserer Organisation an dem Gedächtnisse wahrnehmen. Krankheiten z. B., welche die Nerven in eine größere Wirksamkeit versetzen, erhöhen insgemein die Erinnerungskraft, und pflegen die Vorstellungen, welche wir vor

vielen Jahren hatten, und welche gleichsam in uns schlummerten, aufs neue zu erwecken und zu beleben *). Krankheiten und Veränderungen unseres Körpers im Gegentheile, welche eine Schwäche des Nervensystems, oder Lähmungen der einzelnen Theile des Gehirnes zur Folge haben, pflegen dasselbe auf eine uns unerklärbare Weise zu vermindern, und zuweilen, wenigstens eine Zeit lang, ganz zu unterdrücken. Besonders merkwürdig sind solche Fälle, wo der Kranke das Erinnerungsvermögen an Vorstellungen, die er in der Jugend hatte, beybehält; die neuesten Eindrücke aber, und die dadurch veranlaßten Anschauungen und Vorstellungen schnell vergißt. — Ein auffallendes Phänomen dieser Art, welches mir von einem Augenzeugen mitgetheilt wurde, will ich hier mit seinen eigenen Worten einrücken.

Als ich im Jahre 1783 in Göttingen studirte, wohnte ich in einem Hause, dessen Eigenthümer ein Mann von 76 Jahren war. Seine zweyte Frau, die er ziemlich jung geheyrathet, und mit der er eine Tochter gezeugt hatte, war 45 Jahr alt. Von seiner ersten Frau lebten noch zwey Kinder. Dieser Mann war bey dem besten äußerlichen Aussehen sehr schwach

*) Ein auffallendes Beyspiel dieser Art wird in der Berliner Monatsschrift 1784 im November S. 345, u. f. erzählt. Ein Bauer zu Kessin sagte in einem Anfall von Wahnsinn einen griechischen Spruch aus dem neuen Testamente her, den er als ein Knabe auswendig gelernt, und schon lange vergessen hatte.

an den Füssen, und mußte daher die meiste Zeit im Bette zubringen. In diesem Zustande fand ich ihn — bey meinem Eintritt in seinem Hause. Seine Seelenkräfte hatten mit der Schwäche des Körpers äußerst abgenommen, wie man bey dem ersten Anblicke wahrnehmen konnte. Auffallender war mir folgende Erscheinung, die ich oft zu beobachten Gelegenheit hatte. An manchen Tagen wurde der Alte aus seinem ziemlich finstern Schlafgemach in ein lichtes Zimmer gebracht, worinn sich seine Frau und seine Kinder befanden. So wie man ihn heraus brachte, fragt er, wer die Umstehenden seyen. Man zeigte ihm seine Frau, und seine ältere und jüngere Tochter. Ja ja, antwortete er, ich kenne sie. Wirklich konnte er auch denselben Tag seine Frau und Kinder von einander unterscheiden. Wenn er sie aber an dem zweyten Tag wieder sahe, wußte er nichts mehr von ihnen, und mußte aufs neue fragen, wer sie wären. Sein Gedächtniß bey gegenwärtigen Dingen reichte also nicht weiter, als auf einen Tag. Am zweyten Tage waren alle Eindrücke verschwunden, und mußten erneuert werden. Dies dauerte die ganze Zeit, als ich in seinem Hause war, und ihn beobachtete.

Bey dieser Schwäche und Kürze des Gedächtnisses sollte man vermuthen, daß die Eindrücke der ersten Jugend vor allen andern verschwunden wären, da er sich der Personen, die täglich um ihn waren, am

zweyten Tage nicht mehr zu erinnern wußte. Dies war aber keineswegs der Fall. Dieser Alte vertrieb sich die Zeit in seinem einsamen Zimmer damit, daß er verschiedene Lieder, welche er in seiner frühesten Jugend als Lehrjunge in der Werkstätte gelernt hatte, mit vieler Leichtigkeit und Fertigkeit hersang; und wenn er nach vielen Fragen manchmal etwas zu erzählen anfieng, so waren es lauter Auftritte aus seinem Knabenalter, und aus der frühesten Jugend. Ich habe nie etwas von ihm gehört, was über seine Jugendjahre hinaus gereicht hätte. Alles, was ihm im spätern Alter widerfuhr, war völlig aus seinem Gedächtnisse verschwunden.

Geheilte Schwäche des Gedächtnisses.

Ein Prediger in Ungarn bemerkte, daß sein Gedächtniß von Tag zu Tage schwächer wurde, und klagte diesen Zustand einem erfahrnen Arzte, welcher ihm den Rath ertheilte, den Kopf täglich mit kaltem Wasser zu waschen. Er beobachtete dieses eine Zeitlang, und sein Gedächtniß nahm zu.

Anomalie in der Association der Ideen.

Ein Ungenannter war vor einigen Jahren an den Gliedmaßen gelähmt, und begab sich nach Carlsbad, um die dortigen Bäder zu brauchen. Nach wieder erlangter Gesundheit traf bey ihm der Umstand ein, daß

sich in seinem Kopfe unwillkührlich die sonderbarsten Ideenassociationen ereigneten. Wenn er mit jemanden sprach, schaltete er oft heterogene und in den Zusammenhang der Rede keineswegs passende Worte und Ideen ein. Wollte er zum Beyspiel ausdrücken: Sehet jenes schöne Haus, so sagte er, „Sehet jenes schöne Hund.“ Er nahm den unordentlichen Gang seiner Ideen wahr, gab auf sich im Reden Acht; demohngeachtet drängten sich ihm dergleichen fremdartige Worte und Ideen unaufhörlich auf— Er kränkte sich hierüber, und klagte sein Leid mit Wehmuth.— Was weiter mit ihm geschahe, konnte ich nicht in Erfahrung bringen.—

Verbesserungen.

Seite	6.	Zeile	24.	Körpers	anstatt	Körper
—	86.	—	6.	barnach	——	danach.
—	—	—	22.	Flattergeiste	——	Flattergeister.
—	92.	—	1. 9.	Ordnen	——	Ordenen.
—	103.	—	17.	Paraphrosyne	——	Parapterusyne.
—	—	—	.	Nymphomanie	——	Nymphormanie.
—	161.	—	10.	Vorstellung	——	Vor:llung.
—	207.	in der Anmerk.		Spontaneität	——	Spontanität.

Bayerische Staatsbibliothek München

XX (1+2) XII.87

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wagner, Michael

Beyträge zur philosophischen Anthropologie und den damit verwandten Wissenschaften

Bd.: 1

Wien (1794)

Anthr. 149 sh-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10255622-0
VD18 80432786-001